Fa
26
2

AGB
Fa 26/2

Französisches

Elementarwerk.

Lehr- und Lesebuch

für

Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen,

Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht.

Von

Dr. MAGER.

Zweiter Theil.

Erster Band.

Achte Auflage.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1862.

Französisches

Lesebuch.

Fa 26/2

Von

Dr. MAGER,

emeritirtem Director und Professor des Großherzogl. Sächs. Realgymnasiums.

K. B. LYCEAS: BIBLIOTHEK BAMBERG

Erster Band.

Achte Auflage.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1862.

Für die Jugend ist das Beste eben gut genug.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Vorrede zur siebenten Auflage.

Gleich dem ihm parallel laufenden Deutschen Lesebuche möchte auch dieses Französische Lesebuch ein Erziehungsbuch und für einen Unterricht ein Hülfsmittel sein, der selber ein Erziehungsmittel sein und in erster Linie im Dienste der Erziehung arbeiten will, der sich also nicht genug thut, wenn in den französischen Stunden die französische Sprache gelernt und eine für die Jugend ausreichende Kenntniß der französischen Litteratur und des französischen Lebens erworben wird, der vielmehr sich die Aufgabe stellt, neben diesem auch seinen Beitrag dazu zu liefern, daß die Zöglinge, und zwar so, daß dieselben zugleich in den verschiedenen Weisen des menschlichen Erkennens schulmäßig geübt werden, einerseits zu demjenigen Quale und Quantum praktischer und theoretischer Einsicht kommen, welches schon in den Schuljahren erworben werden kann, und daß andrerseits ein möglichst großer Theil dieser Einsicht zugleich Gefühl und Wille und in den Zöglingen der Grund zu einem richtigen Charakter gelegt werde.

Obgleich zu allen Zeiten und bei allen Völkern (omni autem in re consensio omnium gentium lex naturae putanda est. *Tusc.*) angenommen worden ist, daß Vorstellungen herrschend und Gefühl und Wille werden können — auch Jesus muß so gedacht haben, sonst hätte er seine Parabeln nicht erzählt —: so hat doch die bei einem großen Theile der Menschen herrschende Inconsequenz im Denken zugleich eine ganz entgegengesetzte Meinung aufkommen und neben der andern oft in demselben Kopfe ruhig bestehen lassen können, welche in dem Unterricht — es ist hier nur von dem Unterrichte die Rede, den man der erziehungsbedürftigen Jugend gibt — ein Ding für sich und in der Erziehung ein andres Ding für sich sieht, und diese andre Meinung stellt sich dermalen als wissenschaftlicher Lehrsatz auf und wird in einem Bericht über Beneke's Forschungen von Seminardirector Dreßler (Diesterweg's 1856) so formulirt, daß das Handeln nie und in keiner Art aus dem Vorstellen komme, sondern aus Lust und Unlust — Entwickelungsformen, gegen welche sich das Vorstellen neutral verhalte —; und daß nur die Erziehung, nicht aber der Unterricht im Stande sei, die Dinge in denjenigen Reizungsverhältnissen einwirken zu lassen, durch welche sie das rechte Maaß der Lust und Unlust, und somit die rechten Schätzungen erzeugen, die dann als die rechten Gesinnungen das Handeln bestimmen. — Hier fehlt der Raum, diese Meinung zu untersuchen und zu widerlegen; meine Schulbücher setzen voraus,

daß die Bildung eines richtigen Gedankenkreises, die in unsern Lebensverhältnissen großentheils dem Unterricht und der Lectüre zufällt, eine Hauptbedingung der Bildung eines richtigen Charakters und damit ein wesentlicher Theil der Erziehung ist, und der Unterricht, den die erziehungsbedürftige Jugend empfängt, ein den Willen determinirender, also erziehender sein kann und sein soll. Da in dem Mehr das Weniger enthalten ist, so können Schulen, welche bloße Lehranstalten sein sollen oder wollen, dieses Buch natürlich auch lediglich als ein Hülfsmittel zur Erlernung der französischen Sprache betrachten und als solches gebrauchen.

Da dieser erste Band diesmal umgearbeitet und auch etwas vermehrt worden ist, so wird über die vorgenommenen Veränderungen und die nunmehrige Gestalt desselben ein kurzer Rechenschaftsbericht zu geben sein. Wie nun aus dem Inhaltsverzeichnisse zu ersehen, sind von den 150 Nummern, welche der Band enthält, 62 Nummern neu, wogegen von den 120 Nummern der sechsten Auflage 32 (Nr. 31, 35, 38, 45, 47, 48; — 49, 51, 67, 73, 74, 75, 76; — 81, 82, 83, 85, 93, 94, 96, 97, 101, 103, 104, 107, 110, 111, 112, 113, 116, 117, 118) entfernt worden sind, so daß die Zahl der Nummern nur um 30, die Zahl der Seiten des Textes nur um 21 vermehrt worden ist. Mehr als c. 15 Bogen Text zu geben, scheint mir für die ersten 2—3 Jahre des französischen Unterrichtes einerseits nicht nöthig; andrerseits wäre es auch unthunlich gewesen, da schon bei dieser kleinen Vermehrung, falls der allerdings sehr billige Preis dieses Bandes nicht erhöht werden sollte, die Auflage wieder um einige hundert Exemplare vergrößert werden mußte. Die Lehrer, welche denselben bei ihrem Unterrichte gebrauchen, werden finden, daß er in seiner jetzigen Gestalt hinlänglichen und, wie man hofft, angemessenen Lehrstoff für zwei, ja für drei Lehrgänge enthält. Schon in den früheren Auflagen war dieser Band, weil der größte Theil des Inhaltes, wenn auch jüngeren Lesern, wie solche verstehen, verständlich, doch auch einem reiferen Alter genießbar war, auch solchen Schulen bequem, die ihren französischen Unterricht erst in den mittleren Classen beginnen; nunmehr sind auch die Schulen, welche schon in der untersten Classe das Französische lehren, noch mehr berücksichtigt und ist die Anzahl der für jüngere Anfänger sprachlich und sachlich geeigneten Lesestücke vermehrt worden. Freilich enthält dieser Band auch noch eine Anzahl von Stücken, die ein Humboldt noch mit Vergnügen lesen kann, und vielleicht finden manche Lehrer, daß diese Stücke richtiger in einem für Prima bestimmten Bande ständen. Ich kann nur zugeben, daß sie, wie auch ein großer Theil des zweiten Bandes, in einem solchen füglich stehen *könnten*, und gebe Folgendes zu bedenken. Einmal gibt es Meisterstücke der Litteratur, die auch von einem jüngeren Alter schon mit Genuß gelesen werden können; natürlich habe ich nur solche in dieses Lesebuch aufgenommen. Zweitens besucht ein großer Theil der Schüler die oberen Classen nicht und geht schon aus Tertia ab; es ist billig, auch auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen — wozu dann noch kommt, daß, wie die Dinge

einmal jetzt bei uns stehen, in vielen Schulen kaum so viel französischer Lesestoff, als die beiden Bände dieses Lesebuches enthalten, bewältigt werden kann; drittens würde eine für die oberste Classe bestimmte Sammlung zu stark werden, wenn sie Alles enthalten müßte, was aus einer Litteratur auf die Jugend wirken soll und was zur Vermittelung einer schulmäßigen Kenntniß derselben nöthig ist: ich nehme an, daß man einen großen Theil der beiden Bände dieses Lesebuches in Prima, theils um seiner Trefflichkeit willen, theils zur Erläuterung des dort zu gebenden litterartheoretischen und litterarhistorischen Unterrichtes, zum zweiten und vielleicht zum dritten male lesen läßt. Bemerken die Primaner bei dieser zweiten oder dritten Lectüre, daß diese Stücke jetzt einen ganz andern Eindruck auf sie machen als vor ein paar Jahren, und geht ihnen dabei die Ahnung auf, nach zehn oder zwanzig Jahren möchten die Schriften, aus denen diese Stücke genommen, ihnen noch besser gefallen, so hätte der Unterricht einen Theil seiner Aufgabe glücklich gelöst.

Da ich den Begriff der Dichtung etwas anders fasse als diejenigen, welche bloß das Versificirte für Poesie halten, und ein großer Theil des im ersten Buche Mitgetheilten, abgesehen von seinem poetischen Werthe und der Unterhaltung, die er gibt, seinen rechtschaffenen Beitrag dazu liefert, einmal die jungen Leser mit dem Menschen und dem Menschenleben bekannt zu machen, dann aber Anschauungen und Gedanken an sie zu bringen, welche (wie es auch der größte Theil des dritten Buches möchte) hoffentlich aus dem Kopfe ins Herz gehen und Gefühl, Gesinnung, Wille und Charakter werden; so wird man es, denk' ich, nicht tadeln, daß dieses erste Buch ganze 7 Bogen einnimmt, während das zweite nicht ganz 5, und das dritte nur 3½ Bogen füllt. Allerdings hätte meinem Voranschlag nach Buch I 6½, II 4¼, III 4½ Bogen einnehmen sollen; als aber, nachdem das Material für Buch I und II bereits in der Druckerei war, der erste Revisionsbogen kam, fand sich, daß aus 49 Zeilen der sechsten Auflage diesmal c. 52 wurden, und dieser Umstand nöthigte, einige für das dritte Buch ausgewählte Nummern mit kürzeren zu vertauschen und einige andere diesmal zurückzulegen.

Kommen wir jetzt zum Inhalt des ersten Buches, so wird man, wie man es bisher mit den alten gewesen zu sein scheint, auch mit den neu aufgenommenen erzählenden Stücken hoffentlich zufrieden sein. Welcher Nutzen sich daraus ziehen läßt, daß mehrere dieser Stücke (auch einige des dritten Buches) sich auch im Deutschen Lesebuche finden, und daß manche Sujets (z. B. mehrere Fabeln) einmal in ungebundener, dann in gebundener Rede vorkommen, und daß man derartige Stücke zuerst in Prosa lesen zu lassen hat, braucht den Lehrern, auf welche meine Schulbücher rechnen, nicht gesagt zu werden. — Die lyrische Abtheilung ist beträchtlich vermehrt — aus 5 Nummern sind 12 geworden —; sollten aber manche Lehrer, und möglicherweise diejenigen zunächst, denen es an meinen Schullesebüchern gefallen hat, daß der größte Theil des Inhaltes derselben auch litterarischen Werth hat, den poetischen Werth dieser Gedichte

doch etwas gering und dem Motto meiner Lesebücher nicht entsprechend finden, so bitte ich, Folgendes zu erwägen. Ich kenne die französische Litteratur und in dieser die Lyrik so gut als irgend ein Anderer in Deutschland, und besitze einen guten Theil der französischen Lyriker; auch habe ich bei der neuen Bearbeitung dieses Bandes wieder keine Mühe gescheut, indem dieselbe mich fünf Monate Arbeit gekostet hat: die Lyrik ist aber einmal die schwache Seite der französischen Litteratur, und wo nichts ist, da hat nicht nur der Kaiser, sondern auch der Antholog sein Recht verloren. Wie der zweite Band dieses Lesebuches zeigt (S. 93—130 der fünften Auflage), läßt sich für die zweite Unterrichtsstufe, auf der schon manches Anklang findet, wofür sich im Gemüthe jüngerer Leser der Resonanzboden noch nicht gebildet hat, schon eine Anzahl von lesbaren lyrischen Gedichten zusammenbringen — und ebenso für die oberste Unterrichtsstufe —; lyrische Gedichte aber, die Gehalt und Gestalt haben und zugleich von neun- bis elf- oder zwölfjährigen Knaben und Mädchen verstanden und empfunden werden können, sind schwerlich zu finden, und wenn mir Lehrer oder Kritiker eins und das andere angeben können, so werde ich sehr dankbar sein. — Wie groß auch das Talent der Franzosen für das Drama ist, so habe ich doch die von Berquin übersetzte Kleine Aehrenleserin unsres guten Christian Felix Weiße noch einmal beibehalten, weil mir ein dem jüngeren Alter mehr angemessenes französisches Originalstück bis jetzt nicht bekannt geworden ist. Daß die in Deutschland erschienenen französischen Sammlungen, welche Erzählungen oder Schauspiele aus Berquin's L'ami des enfants bringen, diese Stücke bloß mit dem Namen Berquin bezeichnen und gar nicht zu wissen scheinen, daß der größte Theil dieses von den Franzosen mit Recht noch immer viel gebrauchten Buches aus Weiße's Kinderfreund genommen ist (in der fünften Auflage, die noch ein Sprichwortspiel enthielt, das seitdem ausgefallen, hatte ich La petite glaneuse in die Rubrik der aus dem Deutschen übersetzten Stücke gestellt), dieses zeigt wieder, daß wir auch in litterarischen Dingen ein schlechtes Gedächtniß haben. Wahr ist freilich, daß, während Berquin's Sprache noch heute frisch ist, Weiße der vorclassischen Periode angehört, so daß seine Kleine Aehrenleserin einem heutigen Deutschen Lesebuche nicht füglich einverleibt werden könnte. Es lohnt sich aber noch immer, wenn wenigstens Lehrer auch die lange Bänderreihe des Weiße'schen Kinderfreundes einmal durchgehen; ich wenigstens habe gefunden, daß es für Tertianer eine sehr nützliche Uebung ist, wenn man sie die Berquin'sche Nachbildung mit dem Weiße'schen Original von Satz zu Satz vergleichen und letzteres umschreiben und so fassen läßt, wie Weiße heutzutage schreiben würde.

Bei der Umarbeitung des zweiten und des dritten Buches hat mich wieder der Gedanke gequält, wie es doch möglich ist, daß nicht längst Anstalten getroffen sind, um diejenigen Schulen, in welchen die französische und die englische Sprache nicht nur gelehrt, sondern auch gelernt werden sollen, zu veranlassen, sie aber auch in den Stand zu setzen, einen großen Theil ihres Unterrichtes in französischer

und englischer Sprache zu geben. Geschähe dieses, so wäre die Aufgabe der französischen und englischen Schullesebücher sehr vereinfacht: was jetzt z. B. die Nummern 61 — 74 enthalten, stände in den dreisprachigen Lehrbüchern. Wie jetzt die Sachen stehen, kann ich mich zwar dem Verfahren derjenigen nicht anschließen, welche meine Forderung, daß die für den erziehenden Unterricht bestimmten Lesebücher auch einen ansehnlichen Beitrag zur Kenntniß des Natur- und Weltlaufes bringen und den Unterricht mannigfach unterstützen sollen, übertreiben und ihre Lesebücher mit einer möglichst großen Masse möglich systematisch geordneten naturwissenschaftlichen, geographischen und historischen Stoffes füllen; ich kann mich aber eben so wenig denjenigen anschließen, deren Lesebücher „Handbücher der Litteratur" sein und wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise lediglich mit der betreffenden Litteratur bekannt machen wollen, die also an den Inhalt höchstens negative Forderungen stellen; ich denke, daß man auch hier das Eine thun und das Andere nicht lassen und eine verständige Mitte einhalten soll: ich will also den natur- und weltkundlichen Unterricht, den die Schule zu geben hat, nicht ersetzen, aber illustriren, beleben, spicken (sit venia verbo); und wenn ich zu diesem Ende neben einer Anzahl von Stücken aus Schriften, die ihres Inhaltes und Gehaltes wegen der wissenschaftlichen Litteratur, wegen der Kunst aber, mit der sie geschrieben sind, der National-Litteratur angehören, auch eine Anzahl solcher Stücke bringe, die den Gegenstand, welchen sie behandeln, nüchtern und trocken darstellen, so scheint mir das wohlgethan: einmal um die jungen Leser auch mit der nur die Sache im Auge habenden didaktischen Darstellung bekannt zu machen, dann aber, weil ich aus Erfahrung weiß, daß es den Knaben eine ganz absonderliche Freude und ihnen die fremde Sprache lieber macht, wenn sie bemerken, daß man auch von Zähler und Nenner, Linien und Winkeln, Stromgebieten und Wasserscheiden, Kelch und Staubfäden, Glimmer und Hornblende und andern Dingen, die im Unterrichte vorkommen, französisch (oder englisch) sprechen kann. Diejenigen welche nicht dafür halten, daß man ohne Kenntniß vieler S a c h e n kein guter Sprachlehrer ist, sind manchmal höchlich erstaunt, daß die verwünschten Buben die vorgekommenen termini technici so leicht und so genau behalten und sie, wenn über irgend eine grammatische Regel freie Sätze gebildet werden, so gern und so häufig anbringen.

Es ist natürlich nicht nöthig, daß jüngere Schüler das Princip der im zweiten Buche befolgten Eintheilung des Stoffes begreifen; sollte dieselbe auch einen und den andern Lehrer befremden, so wolle Band XVI der Pädagogischen Revue S. 385—419 (Dec. 1847) nachgeschlagen werden.

Die für diesen Band festgesetzte Seitenzahl erlaubte nicht, die erste Abtheilung des dritten Buches reicher auszustatten; aus den 2 historischen Stücken der früheren Auflagen sind, wie man sieht, 18 geworden. (Warum diese zweite Abtheilung diesmal nicht noch etwas stärker werden konnte, ist oben gesagt.) Sollte nun dieser und jener finden, es sei doch ungeschickt, in einem f r a n z ö s i s c h e n

Lesebuche so wenig aus der französischen Geschichte zu geben, so habe ich darauf zu erwiedern, daß die Lectüre sich an den Unterricht, den die Schule gibt, anlehnen und diesen wiederum stützen soll; da nun die französische Geschichte und die neuere Geschichte überhaupt erst auf der obersten Lehrstufe mit einigem Erfolg Unterrichtsgegenstand werden kann, so gehören Darstellungen aus der französischen Geschichte in die für die oberste Lehrstufe bestimmte Sammlung, während ein zunächst für die unteren und mittleren Classen bestimmtes Lesebuch vorzugsweise Geschichtchen aus der alten Geschichte zu bringen hat, damit auch dieser Theil der Lectüre an dem Unterrichte, den die jungen Leser gleichzeitig empfangen, einen Rahmen habe, dem er sich einfügen, einen Boden, in dem er wurzeln kann. Daß ich mich (ausgenommen bei Nr. 120) an die möglichst ursprünglichen Historiker gehalten und Vertot, Rollin, Ségur und ähnliche neuere Erzähler der alten Geschichte unbenutzt gelassen habe — über Lamé-Fleury vgl. S. XVI der fünften Auflage des zweiten Bandes —, muß sich durch sich selbst rechtfertigen. Ich bin kein blinder Verehrer der Alten, und wenn es sich darum handelte, kritische Geschichte zu geben, so müßte man zu den Werken heutiger Geschichtsforscher greifen. Die französischen historiens-littérateurs, die in diesem ersten Bande allein hätten benutzt werden können, erzählen aber einfach nach, was sie bei den alten Historikern finden; und da diese durchschnittlich besser erzählen, so sind sie mir eben lieber und, wie ich aus Erfahrung weiß, den jungen Lesern auch — wozu dann noch kommt, daß der Eindruck, den die Auffassungs- und Darstellungsweise der ursprünglichen Historiker macht, ebenfalls historisch belehrt. Auswahl ist freilich auch hier zu treffen, und zwar in doppelter Hinsicht: ich kann mich nicht dazu verstehen, die beliebten Pracht- und Chrestomathiestücke aus der fable convenue der Römer, z. B. Coriolan, Cincinnatus u. dgl. aufzunehmen, weil diese angeblichen Geschichten nicht einmal Sagen, sondern einfach Lügen sind; und wenn ich auch Sagen, wie z. B. die von Horatius Cocles, nicht habe aufnehmen mögen, so hat das darin seinen Grund, daß Livius in seinen rhetorischen Exercitien — und für die Römer war die Geschichtschreibung kaum etwas andres — nicht immer glücklich und mir noch lebendig in der Erinnerung ist, wie die Apostrophe an die Etrusker mir schon als Secundaner komödiantenhaft vorkam und mich völlig anwiderte. Was auch noch gegen die aus der römischen Geschichte aufgenommenen Stücke, namentlich Nr. 114 und zum Theil Nr. 115 einzuwenden ist, mag ein sachkundiger und urtheilsfähiger Geschichtslehrer in Secunda, wo hoffentlich die alte Geschichte wieder vorgenommen wird, zur Sprache bringen; — das moralische Urtheil des Gregorius von Tours über Chlodwig werden schon Quintaner selbst berichtigen. — Daß Gymnasien, welche nicht bloß aus dem Deutschen, sondern auch aus dem Lateinischen und Griechischen ins Französische übersetzen lassen, aus den in den beiden Bänden dieses Lesebuchs gegebenen Proben der Art und Weise, wie die Franzosen übersetzen, allerlei Vortheil ziehen können, bedarf wohl kaum der Bemerkung.

Erzählungen, wie sie die nunmehrige dritte Abtheilung des dritten Buches enthält, sind bei den Franzosen immer sehr beliebt gewesen und sind es noch jetzt: ganze Sammlungen solcher Erzählungen werden als ein sehr wirksames Erziehungsmittel fleißig benutzt und haben gewöhnlich das Longum per præcepta, breve per exemplum iter zum Motto. Die am häufigsten gedruckte Sammlung dieser Art führt den bezeichnenden Titel La morale en action; andere heißen Dictionnaire historique d'éducation, Livre de morale pratique, etc. Im vorigen Jahrhundert waren solche „Beispiele des Guten" auch bei uns beliebt und im täglichen Gebrauche; seit 30—40 Jahren hörte aber, wenigstens in unseren höheren Schulen, die unterdeß zu „Lehranstalten" avancirten, dieser Gebrauch auf, und ich bin, wenn nicht der Erste, so doch einer der Ersten, der, das Nasenrümpfen der Fortgeschrittenen nicht achtend, wieder moralische Erzählungen in Lesebücher für höhere Schulen aufnahm — freilich keine, wie die vom naschhaften Fritz u. dgl. in verschiedenen Kinderfreunden, sondern wirkliche und wahre Geschichten. Was ich hoffte, ist geschehen: nicht nur habe ich beobachten können, daß die jungen Leser auch an diesen Stücken große Freude haben, wie denn mehrere Lehrer, die dieses Französische und mein Deutsches Lesebuch gebrauchen, mir mitgetheilt haben, daß sie alljährlich dieselbe Erfahrung machen; ich habe auch Nachfolger gefunden, und später erschienene Lesebücher haben eine Rubrik für „Bilder aus der sittlichen Welt." — Anstalten, welche eine andere Ansicht vom Unterrichte haben, oder denen es doch zu complicirt vorkommt, wenn der Sprachunterricht sogar dem Unterricht in Moral und Religion Nahrungsstoff zuführen soll, können, falls sie dieses Buch doch gebrauchen, die Nummern 121—150 ja aus einem mehr „wissenschaftlichen" Standpunkte betrachten und betrachten lassen, nämlich als biographische Fragmente. Schulen dagegen, welche dieses Buch gebrauchen, wie es gern gebraucht werden möchte, werden diese Stücke noch zu verschiedenen andern Zwecken benutzen. In dieser siebenten Auflage ist die Ueberschrift der meisten dieser Nummern ein einfacher Name. Für die Schüler der unteren Classen ist es nun eine sehr nette Geistesübung, jeder solcher Nummern eine den Inhalt andeutende Ueberschrift zu geben; Schüler der mittleren oder oberen Classen können das logische Schema aufsuchen, nach welchem hier geordnet worden ist; sie können ferner angeben, welche Tugenden hier (aus Mangel an Raum) unberücksichtigt geblieben sind, u. a. m. — So viel über den Inhalt.

Große Mühe habe ich mir auch gegeben, um einen richtigen Text zu liefern: bei manchem Stücke habe ich drei verschiedene Ausgaben zu Rathe gezogen — z. B. bei den Buffon'schen die 1834 ff. bei Mauprivez in P. erschienenen Œuvres complètes, die Renouard'schen Morceaux choisis (P. 1838), und ein in Brüssel gedrucktes Recueil de ce que ce grand naturaliste offre de plus remarquable sous le rapport de la pensée et du style —; da ich aber bei meiner Lähmung auf die Bücher, die ich selbst habe, beschränkt bin und öffentliche Bibliotheken, in denen sich von manchem

Buche die editio princeps findet, nur ausnahmsweise benutzen kann, so sind noch immer einige Stellen zurückgeblieben, die mich verirrt haben. Wenn es z. B. in dem Fragmente über den Esel (S. 160 Z. 12) in der Renouard'schen Auswahl (S. 142) heißt, er sei le bardeau des rustres, so versteht es sich von selbst, sollte auch Buffon so geschrieben haben, daß es le bardot heißen muß; wenn es in dem Fragment über das Kameel in allen Ausgaben Buffon's vêtissent heißt (S. 168 Z. 11), so versteht es sich wieder von selber, daß diese Lesart respectirt werden muß: Buffon hat bei diesem Verb die Analogie befolgt und offenbar so schreiben wollen, und den Schülern ist nur kurz zu bemerken, daß sie sich dem Brauche fügen und vêtir als gemischtes Verb conjugiren müssen; wenn aber die Mauprivez'sche Ausgabe eine Stelle in dem Artikel vom Hunde so gibt, wie sie in dieser Auflage S. 162 Z. 43 ff. steht, während Renouard sie so gibt, wie sie in der sechsten Auflage S. 129 Z. 41 ff. stand, so könnte nur ein Blick in die von Buffon selbst besorgte Ausgabe helfen. So bringt, um nur noch dies Eine Beispiel anzuführen, der bei Didier in P. erschienene neue Abdruck des Ami des enfants häufig andere Lesarten als der 1814 bei Grieshamm in Leipzig erschienene Abdruck des Théâtre de l'enfance par Berquin; da die Didier'sche Ausgabe, wie das häufig bei neuen Ausgaben alter Bücher vorkommt, aber weit davon entfernt ist vollkommen correct zu sein, so habe ich nur diejenigen ihrer Lesarten aufgenommen, die offensichtlich die besseren waren; über die andern muß gelegentlich die Originalausgabe des Ami des enfants belehren. — Daß man sich einerseits mit der Herstellung eines richtigen Textes stark plagen, und andrerseits den sicheren Text, bald aus pädagogischen, zuweilen gar aus grammatischen Gründen, ein wenig ändern kann, hat wohl nur für diejenigen etwas Auffallendes, welche nicht bedenken, daß man bei der Bearbeitung eines Lesebuches für höhere Schulen nicht nur ein Philologen-, sondern auch ein Schulmeistergewissen braucht.

Während ich es vor sechzehn Jahren, wo dieses Lesebuch zum ersten mal erschien, noch für ganz angemessen hielt, jedem Autor seine Orthographie zu lassen, bin ich allmälig dahin gekommen, für ein Buch wie dieses eine einförmige Orthographie vorzuziehen. Wie viel ich nun auch für meine Person an der Schreibweise der Académie française auszusetzen habe; wie inconsequent dieselbe bei vielen Wörtern auch ist (z. B. carrosse, charrier, aber chariot; oxyde, aber cristal), wie antietymologisch (z. B. isocèle [S. 116 Z. 13] statt isosèle, da Schenkel bekanntlich σκέλος heißt), wie naiv (Knaben, die nur drei Monate sachgemäßen Unterricht im Französischen gehabt haben, würden — vgl. mein Franz. Sprachbuch §. 36 — bei den Artikeln dénoûment (S. 231 Z. 36) und dévouement (S. 233 Z. 11) über die beigefügten Bemerkungen lachen): da die Franzosen im Sprechen und Schreiben sich nun einmal nach den vierzig Unsterblichen richten, so können wir es auch thun, und so herrscht denn in dieser Auflage die Orthographie des Dictionnaire de l'Académie. Eine gleiche Uniformität im Gebrauche der Interpunctionszeichen läßt sich nicht durchführen, da

auch bei den Franzosen Einige mehr nach logischen, Andere mehr nach phonetischen Rücksichten interpungiren; wo ich die vorgefundene Interpunction glaubte corrigiren zu müssen, habe ich mich nach Kräften an die in der Didot'schen Druckerei herrschende Interpunctionsweise gehalten. Dagegen habe ich mich in der Art, ein mehrsilbiges Wort zu theilen, das an zwei Zeilen vertheilt werden muß, wieder ganz und gar an den Brauch der Akademie und der ihr folgenden Pariser Druckereien gehalten: man wird also in diesem Buche nicht nur offenbare Fehler wie seig-neur, campag-ne, die fast alle in Deutschland gedruckten französischen Bücher entstellen, nicht finden, sondern sei-gneur, campa-gne; man wird auch Manches finden, was Manchem auffallen und vielleicht gar als Druckfehler erscheinen wird, z. B. S. 176 Z. 7—8 cons-tance. Das ist aber nun einmal der usus: die Akademie theilt nicht in-struction, con-stituer, exi-ster, in-stant, per-spective, etc., sondern ins-truction, constituer, exis-ter, ins-tant, pers-pective, etc. Da ich von jedem Bogen dieser Auflage zwei Revisionen gelesen habe, und zwar mit möglichster Sorgfalt, so sind die Druckfehler hoffentlich nicht zahlreich; was sich doch davon finden sollte — zwei habe ich schon entdeckt: S. 80 steht pélerin statt pèlerin, und S. 121 einmal le neige — wolle mit der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge entschuldigt und beim Unterrichte bestens benutzt werden: denn der rechte Lehrer weiß sogar aus einem Druckfehler einen kleinen Nutzen zu ziehen.

Nachdem von diesem Bande über 10000 Exemplare gebraucht worden sind, so scheint es, daß es eine Anzahl von Lehrern gibt, die auch darin mit mir übereinstimmen, daß ihnen Noten oder gar ein Vocabular in einem Buche wie das vorliegende nicht nur unnöthig, sondern sogar lästig sind. (Vgl. indeß Bd. II. 5. Aufl. S. XIX.) Schulmänner, oder, um präciser zu sprechen, Schulbeamte, deren Thätigkeit darin besteht, daß sie den Schülern heute sagen: „In der nächsten Stunde habt Ihr Nr. x des Lesebuches zu übersetzen," und dann die Uebersetzung abhören und hin und wieder berichtigen, deren Schülern das Buch also allerdings zu Hülfe kommen muß, führen hoffentlich keins meiner Schulbücher ein. Lehrer, wie sie dieses Buch sich wünscht, gehen dasselbe zunächst für sich zwei- bis dreimal durch; dann überlegen sie, welche Nummern schon im ersten, welche erst im zweiten Lehrgange gelesen werden können, welche endlich für einen dritten aufzuheben sind, und bezeichnen im Inhaltsverzeichnisse die einen mit a, die andern mit b, die letzten mit c. Sollen dann etwa Sextaner, nachdem sie drei bis vier Monate nach dem Französischen Sprachbuch unterrichtet worden sind, die Lectüre der mit a bezeichneten Stücke beginnen (fängt der französische Unterricht in Quarta oder gar erst in Tertia oder Secunda an, so hat man natürlich anders zu wählen), so überlegt der Lehrer wieder, welches dieser Stücke ganz oder doch fast ganz mit der in den bisher durchgenommenen Lectionen des Sprachbuchs erworbenen grammatischen Kenntniß bewältigt werden kann, macht dieses zu Nr. 1 und numerirt so mit steter Rücksicht auf den

Lehrgang des Sprachbuchs — freilich zugleich mit Rücksicht auf den sonstigen Unterricht der Classe — sämmtliche mit a bezeichneten Stücke. Gesetzt nun, die Schüler hätten bereits Nr. 1 und 2 gelesen, also angefangen zu erfahren, worauf es beim Verstehen ankommt, und Nr. 3 — ich rede nicht von der Anordnung des Buches, sondern von der Anordnung des Lehrers — solle nächstens an die Reihe kommen, so würde ich in den letzten 8 Minuten der heutigen Unterrichtsstunde die betreffende Nummer aufschlagen lassen, dieselbe zweimal langsam und deutlich vorlesen, und dann den Schülern auftragen, dieselbe ebenfalls zu Hause zwei- oder dreimal laut zu lesen und diejenigen Wörter, die ihnen noch unbekannt, in dem von jedem Schüler zu führenden Vocabular zu notiren. Im letzten Viertel der nächsten Stunde geben die Schüler diese Wörter an; ich sage ihnen die Bedeutung eines jeden, die schnell niedergeschrieben wird; und nun wird ihnen aufgegeben, das Stück noch einmal durchzugehen, in der nächsten Stunde solle es vorgenommen werden. Besteht das Stück nun aus 12 Sätzen (für den Anfang sind natürlich die kürzeren Stücke die bequemsten), so sind bei diesem Verfahren selbst die schwachen Schüler gewöhnlich mit 6—8 Sätzen fertig geworden; die besten übersetzen meistens das ganze Stück geläufig und wissen es manchmal beinahe auswendig. Das belebte Gespräch, das Frage- und Antwortspiel, das in einer solchen Lesestunde entsteht; die Art und Weise, wie die Schüler über alle Wörter und Formen, die im Sprachbuche schon vorgekommen, Rechenschaft geben; die Ueberlegungen, ob dieses oder jenes deutsche Wort, diese oder jene Satzbildung den Text am zweckmäßigsten wiedergibt — dieses darzustellen, fehlt natürlich in einer Vorrede der Raum.

Dresden, Ende März;
Wiesbaden, 5—6 April 1856.

Mager.

Zur achten Auflage.

Diese achte Auflage ist ein unveränderter Abdruck der siebenten. Seit dem Tode des Verfassers ist nun auch die französische Chrestomathie als dritter Band des Lesebuchs wieder erschienen. Ebenso wird die neue Bearbeitung des Deutschen Sprachbuchs in Bälde nachfolgen.

Stuttgart, Oktober 1862.

K. Schlegel.

Inhalt des ersten Cursus.

Erstes Buch.

Aus der Welt der Dichtung.

I.

Französische Volksdichtung.

		7te Aufl. Seite	6te Aufl. Seite
1. Aschenputtel	Ch. Perrault.	3—7	3—7
2. Rothkäppchen	Derselbe.	7—9	7—8
3. Die Feen	Derselbe.	9—10	8—10
4. Der gestiefelte Kater	Derselbe.	10—13	10—12

II.

Französische Kunstdichtung.

A.

Episch.

1. Fabeln.

5. Der Rabe und der Fuchs . .	La Fontaine.	14	13
6. Der Frosch	Derselbe.	14—15	13—14
7. Der Wolf und das Lamm . .	Derselbe.	15	14
8. Der Fuchs und die Trauben .	Derselbe.	15	14
9. Der Landmann und seine Söhne	Derselbe.	16	15
10. Der Schein trügt	Derselbe.	16—17	15—16
11. Der Hase und die Schildkröte .	Derselbe.	17—18	16—17
12. Die Eichel und der Kürbis . .	Derselbe.	18	17
13. Die Grille und die Ameise . .	Derselbe.	18—19	—
14. Der Hirsch und der Weinstock .	Derselbe	19	—
15. Der Hänfling	Florian.	19—20	17—18
16. Die Raupe	Derselbe.	20—21	18—19
17. Die Nuß	Derselbe.	21	19
18. Interessirtes Urtheil	Derselbe.	21—22	19—20
19. Der Tod	Derselbe.	22	20
20. Der König und die beiden Schäfer	Derselbe.	22—24	20—22
21. Der Blinde und der Lahme . .	Derselbe.	24—25	22—23
22. Das Kind und der Spiegel . .	Derselbe.	25	—
23. Die Ameise und die Biene . .	Jussieu.	25—26	—
24. Der kleine Hänfling	Derselbe.	26—27	—
25. Die Ratte und ihr Sohn . .	Lasante.	28	—

2. Erzählungen.

a. In ungebundener Rede.

26. Die Wittwe und die Waisenkinder		29—31	—
27. Die wiedergefundene Schwester .	Jouy.	31—37	23—29
28. Der Kohlkopf		37	—

b. In gebundener Rede.

29 Der König und der Bischof . .	B. Imbert.	37—40	29—31
30. Der Kalif	Florian.	40—41	—
31. Der Müller zu Sans-Souci .	Andrieux.	41—43	31—33
32. Ein verständiger Vorsatz . .	La Monnaie.	43	—

B.

Lyrisch.

		7te Aufl. Seite	6te Aufl Seite
33. Neun zweizeilige Reimsprüche .		43	47—48
34. Neun vierzeilige Reimsprüche .		44	48—49
35. Das Grasmückennest . . .	Berquin.	44—45	49
36. Was die Vöglein singen . . .	Cassagne.	45	50
37. Die Schwalben		46	—
38. Die Weinlese		47	—
39. Der Winter		47	—
40. Der Winter		47—48	—
41. Des Rothkehlchens Bitte . .	Mlle. A. Montgolfier.	48—49	—
42. Der Frühling für die Armen .	Jussieu.	49—50	—
43. Die kleine Bettlerin	Boucher de Perthes.	51	—
44. Gebet	Mme. A. Tastu.	51—52	50

C.

Dramatisch.

45. Die kleine Aehrenleserin . . .	Berquin, nach Weiße.	52—66	33—47

III.

Aus fremden Zungen.

A.

Morgenländisch.

1. Chinesisch.

46. Belohnte Tugend	Abel Remusat.	67—75	51—59

2. Indisch.

47. Was dem Braminen Kahla Sarma auf einer Wallfahrt begegnet ist. Fabeln	Pilpai; Dubois.	75—82	59—65
48. Von den vier thörichten Braminen	Dubois.	82—91	71—80

3. Persisch und Arabisch.

49. Zwei Fabeln	Sadi; Marcel.	91—92	80—81
50. Zwölf Fabeln	Lokman; Marcel.	92—95	81—84
51. Geschichte des kleinen Buckligen .	Galland.	95—101	87—93

B.

Hellenisch.

52. Hercules am Scheidewege . .	Xenophon.	102—104	93—95
53. Der Zauberlehrling	Lucian.	104—105	—
54. Zwölf Fabeln	Aesop.	105—108	96—99

C.

Deutsch.

55. Das Rothkehlchen	Krummacher; Marmier.	109	99—100
56. Die kleine Wohlthäterin . . .	Dieselben.	109	100
57. Die Tollkirsche	Dieselben.	110	100—101
58. Die Pfirsiche	Dieselben.	110—111	101
59. Das Angebinde	Dieselben.	111—112	102
60. Die sieben Kinder	Dieselben.	112	103

Zweites Buch.

Aus der natürlichen Welt.

I.
Aus der formalen Naturwissenschaft.

		7te Aufl. Seite	6te Aufl. Seite
61. Die gebrochenen Zahlen . . .		113—115	—
62. Linien, Flächen und Körper . .		115—117	—

II.
Aus der abstracten Naturwissenschaft.

63. Die Luft	Brard.	118—119	117—118
64. Das Wasser	Derselbe.	119—122	118—121
65. Der Wärmemesser	Derselbe.	122—124	121—123
66. Das Wetterglas	Derselbe.	124—126	123—124
67. Der Wind	Th. Lebrun.	126—127	—
68. Der Regen	Derselbe.	127—128	—

III.
Aus der concreten Naturwissenschaft.

A.
Der Himmel.

69. Die Sonne	Quetelet.	129—130	—
70. Der Mond	Derselbe.	130—132	—

B.
Die Erde.

71. Die Himmelsgegenden . . .	A. Boniface.	132	—
72. Das Land	Derselbe.	132—133	—
73. Die Gewässer	Derselbe.	133—134	—
74. Flüsse und Ströme	Ulysse Guinand.	134—136	—
75. Die wichtigsten Seewege . . .	Derselbe.	136—138	—
76. Die Vulcane	Buffon.	138—139	107
77. Das todte Meer	Chateaubriand.	139—140	108—109
78. Die Schweiz	J. J. Rousseau.	140—141	110
79. Der Mont blanc		141—144	110—113
80. Hyeres	Depping.	145—147	—
81. Spanien	Suchet.	147—148	113—114
82. Der Fall des Niagara . . .		148—151	114—117

C.
Die Reiche der Natur.

83. Die Steine		151—154	—
84. Die Schlüsselblume		154—156	—
85. Die Kokospalme	Depping.	156—157	—
86. Das Athmen der Pflanzen . .	Meissas.	157	—
87. Das Pferd	Buffon.	158—159	125—126
88. Der Esel	Derselbe.	159—161	127—128
89. Der Hund	Derselbe.	161—165	128—131
90. Das Schaf	Derselbe.	165—166	132—133
91. Das Rennthier	Derselbe.	166—168	—
92. Das Kameel	Derselbe.	168—171	133—136
93. Das Lama	Derselbe.	171—173	136—138
94. Die Henne und ihre Küchlein .	Derselbe.	173	—
95. Der kahle Adler	Wilson.	174—175	142—143
96. Der Spottvogel	Derselbe.	175	143—144
97. Die Bienen und die Ameisen .	Th. Lebrun.	176—178	—

		7te Aufl. Seite	6te Aufl. Seite
98. Die Pantherjagd	Le Vaillant.	178—181	144—147
99. Die Flußpferdjagd	Derselbe.	181—186	147—151
100. Die Elephantenjagd	Derselbe.	186—190	151—156

Drittes Buch.

Aus der sittlichen Welt.

I.

Aus dem Leben einiger wilden Völker.

101. Lebensweise und Sitten einiger wilden Völker	Depping.	191—192	—
102. Fortsetzung	Derselbe.	192—194	—

II.

Aus dem Leben einiger historischen Völker.

103. Krösus und Solon	Herodot; Betant.	195—197	198—200
104. Krösus und Cyrus	Dieselben.	197—203	200—205
105. Aristides	Cicero, C. Nepos, Plutarch.	203—204	—
106. Themistokles	Cicero, Valerius M.	204—206	—
107. Epaminondas	C. Nepos, Aelian, Diodor, Justin, Cicero.	206—207	—
108. Sokrates	Barthelemy, Diog. L.	207—208	—
109. Plato	Aelian.	208	—
110. Aristipp	Diog. L., Vitruv.	209	—
111. Demosthenes		209—210	—
112. Die Tirynthier	Athenäus.	210	—
113. Cajus Duilius		210—211	—
114. Tiberius Gracchus und Cajus Gracchus		211—212	—
115. Marcus Tullius Cicero . . .		212—215	—
116. Chlodwig	Gregor v. Tours; Guizot.	215—216	—
117. Karl der Große	Eginhard.	216—218	—
118. Eine Verordnung Karls des Großen		218	—
119. Karl der Große und die Schüler	Der Sanct-Galler Mönch.	218—219	—
120. Columbus	Voltaire.	219—220	—

III.

Aus dem Leben einiger musterhaft handelnden Menschen.

121. Euklid von Megara	Aulus Gellius.	221	163
122. Menedemos und Asklepiades .	Athenäus.	221	163—164
123. Florens Boyers		221—222	—
124. Valentin Jameray Duval . .		222—224	164—166
125. Arbeite	A. V. Arnault.	224—225	167
126. Jacques Lafitte		225—226	—
127. Montmorin und d'Orte . . .		226—227	—
128. Der Kanzler de l'Hôpital . .		227	166
129. Theodor Agrippa d'Aubigné .		227	—
130. Der Page Friedrichs II. . .		227—228	168
131. Der Cadet zu Paris . . .		228—229	168—169
132. Ein Kind, das seine Mutter liebt		229	169—170
133. Die goldene Dose		229—230	170

			7te Aufl. Seite	6te Aufl. Seite
134.	Kindliche und brüderliche Liebe		230—231	170—171
135.	Eudamidas	Lucian.	231	171
136.	Damon und Pythias		231	171—172
137.	Schultheiß Wengi		232	194
138.	Hauptmann d'Assas		232	194
139.	Felix Lecouteulx	De Gerando.	232—233	187—188
140.	Der Herrnhuter	Bernardin de Saint-Pierre.	233	173
141.	Wilhelm Apfel und Antoine Fouquier		233—234	—
142.	Der Pfarrer Leger		234	177—178
143.	Erzbischof Daviau du Bois zu Bordeaux		234—235	—
144.	François Poyer		235—236	178—179
145.	Der heilige Vincent de Paul .		236—240	179—188
146.	Bischof Belsunce zu Marseille .		240—243	189—192
147.	Erzbischof d'Apchon zu Auch		243—244	—
148.	Der Bauer zu Verona . . .		244—245	186
149.	Kaiser Franz I.		245	189
150.	Herzog Leopold von Braunschweig		245—246	188—189

Erster Cursus.

Erstes Buch.

Aus der

Welt der Dichtung.

I.

Französische Volksdichtung.

1. Aschenputtel.*

Il était une fois un gentilhomme, qui épousa en secondes noces une femme, la plus hautaine et la plus fière qu'on eût jamais vue. Elle avait deux filles de son humeur, et qui lui ressemblaient en toutes choses. Le mari avait, de son côté, une jeune fille, mais d'une douceur et d'une beauté sans exemple: elle tenait cela de sa mère, qui était la meilleure personne du monde. Les noces ne furent pas plus tôt faites, que la belle-mère fit éclater sa mauvaise humeur; elle ne put souffrir les bonnes qualités de cette jeune enfant, qui rendaient ses filles encore plus haïssables. Elle la chargea des plus viles occupations de la maison: c'était elle qui nettoyait la vaisselle et les montées, qui frottait la chambre de madame et celle de mesdemoiselles ses filles; elle couchait tout au haut de la maison, dans un grenier, sur une méchante paillasse, pendant que ses sœurs étaient dans des chambres parquetées, où elles avaient des lits les plus à la mode, et des miroirs où elles se voyaient depuis les pieds jusqu'à la tête. La pauvre fille souffrait tout avec patience, et n'osait se plaindre à son père, qui l'aurait grondée, parce que sa femme le gouvernait entièrement. Lorsqu'elle avait fait son ouvrage, elle allait se mettre au coin de la cheminée, et s'asseoir dans les cendres, ce qui faisait qu'on l'appelait communément dans le logis, Cucendron. La cadette, qui n'était pas si malhonnête que son aînée, l'appelait Cendrillon. Cependant Cendrillon, avec ses méchants habits, ne laissait pas d'être cent fois plus belle que ses sœurs, quoique vêtues magnifiquement.

Il arriva que le fils du roi donna un bal, et qu'il en

* Nr. 1—4 durch Charles Perrault: Contes des fées, 1697.

pria toutes les personnes de qualité. Nos deux demoiselles en furent aussi priées, car elles faisaient grande figure dans le pays. Les voilà bien aises, et bien occupées à choisir les habits et les coiffures qui leur siéraient le mieux. Nouvelle peine pour Cendrillon; car c'était elle qui repassait le linge de ses sœurs, et qui godronnait leurs manchettes. On ne parlait que de la manière dont on s'habillerait. Moi, dit l'aînée, je mettrai mon habit de velours rouge, et ma garniture d'Angleterre. Moi, dit la cadette, je n'aurai que ma jupe ordinaire; mais, en récompense, je mettrai mon manteau à fleurs d'or et ma barrière de diamants, qui n'est pas des plus indifférentes. On envoya quérir la bonne coiffeuse, pour dresser les cornettes à deux rangs, et on fit acheter des mouches de la bonne faiseuse. Elles appelèrent Cendrillon, pour lui demander son avis; car elle avait le goût bon. Cendrillon les conseilla le mieux du monde, et s'offrit même à les coiffer, ce qu'elles voulurent bien. En les coiffant, elles lui disaient: Cendrillon, serais-tu bien aise d'aller au bal? — Hélas! mesdemoiselles, vous vous moquez de moi; ce n'est pas là ce qu'il me faut. — Tu as raison; on rirait bien, si on voyait un Cucendron aller au bal. Une autre que Cendrillon les aurait coiffées de travers; mais elle était si bonne! et elle les coiffa parfaitement bien. Elles furent près de deux jours sans manger, tant elles étaient transportées de joie. On rompit plus de douze lacets, à force de les serrer, pour leur rendre la taille plus menue; et elles étaient toujours devant leur miroir. Enfin l'heureux jour arriva; on partit, et Cendrillon les suivit des yeux le plus longtemps qu'elle put. Lorsqu'elle ne les vit plus, elle se mit à pleurer. Sa marraine, qui la vit tout en pleurs, lui demanda ce qu'elle avait. Je voudrais bien je voudrais bien Elle pleurait si fort qu'elle ne put achever. Sa marraine, qui était fée, lui dit: Tu voudrais bien aller au bal, n'est-ce pas? Hélas! oui, dit Cendrillon en soupirant. Eh bien! seras-tu bonne fille? dit sa marraine; je t'y ferai aller. Elle la mena dans sa chambre, et lui dit: Va dans le jardin, et apporte-moi une citrouille. Cendrillon alla aussitôt cueillir la plus belle qu'elle pût trouver, et la porta à sa marraine, ne pouvant deviner comment cette citrouille pourrait la faire aller au bal. Sa marraine la creusa, et, n'ayant laissé que l'écorce, la frappa de sa baguette; et la citrouille fut aussitôt changée en un beau carrosse tout doré. Ensuite elle alla regarder dans sa souricière, où elle trouva six souris, toutes en vie. Elle dit à Cendrillon de lever un peu la trappe de la souricière; et à chaque souris qui sortait, elle lui donnait un coup de sa baguette, et la souris était aussitôt changée en un beau cheval: ce qui fit un bel attelage de six chevaux d'un beau gris de souris pommelé. Comme elle était en peine de quoi elle ferait un cocher: je

vais voir, dit Cendrillon, s'il n'y a point quelque rat dans la ratière; nous en ferons un cocher. Tu as raison, dit sa marraine; va voir. Cendrillon lui apporta la ratière, où il y avait trois gros rats. La fée en prit un d'entre les trois, à cause de sa maîtresse barbe; et, l'ayant touché, il fut changé en un gros cocher, qui avait une des plus belles moustaches qu'on ait jamais vues. Ensuite elle lui dit: Va dans le jardin, tu y trouveras six lézards derrière l'arrosoir; apporte-les moi. Elle ne les eut pas plus tôt apportés, que la marraine les changea en six laquais, qui montèrent aussitôt derrière le carrosse, avec leurs habits chamarrés, et qui s'y tenaient attachés comme s'ils n'eussent fait autre chose toute leur vie. La fée dit alors à Cendrillon: Eh bien! voilà de quoi aller au bal; n'es-tu pas bien aise? — Oui; mais est-ce que j'irai comme cela avec mes vilains habits? La marraine ne fit que la toucher avec sa baguette, et en même temps ses habits furent changés en des habits de drap d'or et d'argent, tout chamarrés de pierreries; elle lui donna ensuite une paire de pantoufles de verre, les plus jolies du monde. Quand elle fut ainsi parée, elle monta en carrosse; mais sa marraine lui recommanda sur toutes choses, de ne pas passer minuit, l'avertissant que, si elle demeurait au bal un moment davantage, son carrosse redeviendrait citrouille, ses chevaux des souris, ses laquais des lézards, et que ses vieux habits reprendraient leur première forme. Elle promit à sa marraine qu'elle ne manquerait pas de sortir du bal avant minuit. Elle part, ne se sentant pas de joie. Le fils du roi, qu'on alla avertir qu'il venait d'arriver une grande princesse qu'on ne connaissait point, courut la recevoir; il lui donna la main à la descente du carrosse, et la mena dans la salle où était la compagnie. Il se fit alors un grand silence; on cessa de danser, et les violons ne jouèrent plus, tant on était attentif à contempler les grandes beautés de cette inconnue. On n'entendait qu'un bruit confus: Ah! qu'elle est belle! Le roi même, tout vieux qu'il était, ne laissait pas de la regarder, et de dire tout bas à la reine qu'il y avait longtemps qu'il n'avait vu une si belle et si aimable personne. Toutes les dames étaient attentives à considérer sa coiffure et ses habits, pour en avoir, dès le lendemain, de semblables, pour u qu'il se trouvât des étoffes assez belles et des ouvriers assez habiles. Le fils du roi la mit à la place la plus honorable, et ensuite la prit pour la mener danser. Elle dansa avec tant de grâce, qu'on l'admira encore davantage. On apporta une fort belle collation, dont le jeune prince ne mangea point, tant il était occupé à la considérer. Elle alla s'asseoir auprès de ses sœurs, et leur fit mille honnêtetés; elle leur fit part des oranges et des citrons que le prince lui avait donnés; ce qui les étonna fort, car elles ne la connaissaient point. Lorsqu'elles

causaient ainsi, Cendrillon entendit sonner onze heures trois quarts: elle fit aussitôt une grande révérence à la compagnie, et s'en alla le plus vite qu'elle put. Dès qu'elle fut arrivée, elle alla trouver sa marraine; et, après l'avoir remerciée, elle lui dit qu'elle souhaiterait bien aller encore le lendemain au bal, parce que le fils du roi l'en avait priée. Comme elle était occupée à raconter à sa marraine tout ce qui s'était passé au bal, les deux sœurs heurtèrent à la porte: Cendrillon leur alla ouvrir. Que vous êtes longtemps à revenir! leur dit-elle en bâillant, en se frottant les yeux, et en s'étendant, comme si elle n'eût fait que se réveiller. Elle n'avait cependant pas eu envie de dormir, depuis qu'elles s'étaient quittées. Si tu étais venue au bal, lui dit une de ses sœurs, tu ne t'y serais pas ennuyée: il est venu la plus belle princesse, la plus belle qu'on puisse jamais voir; elle nous a fait mille civilités, elle nous a donné des oranges et des citrons. Cendrillon ne se sentait pas de joie: elle leur demanda le nom de cette princesse; mais elles lui répondirent qu'on ne la connaissait pas; que le fils du roi en était fort en peine, et qu'il donnerait toute chose au monde pour savoir qui elle était. Cendrillon sourit, et leur dit: Elle était donc bien belle? Mon Dieu, que vous êtes heureuses! Ne pourrai-je point la voir? Hélas! mademoiselle Javote, prêtez-moi votre habit jaune que vous mettez tous les jours. Vraiment, dit mademoiselle Javote, je suis de cet avis! prêtez votre habit à un vilain Cucendron comme cela! il faudrait que je fusse bien folle. Cendrillon s'attendait bien à ce refus, et elle en fut bien aise; car elle aurait été grandement embarrassée, si sa sœur eût bien voulu lui prêter son habit. Le lendemain, les deux sœurs furent au bal, et Cendrillon aussi, mais encore plus parée que la première fois. Le fils du roi fut toujours auprès d'elle, et ne cessa de lui conter des douceurs. La jeune demoiselle ne s'ennuyait point, et oublia ce que sa marraine lui avait recommandé, de sorte qu'elle entendit sonner le premier coup de minuit, lorsqu'elle ne croyait pas qu'il fût encore onze heures: elle se leva, et s'enfuit aussi légèrement qu'aurait fait une biche. Le prince la suivit, mais il ne put l'attraper. Elle laissa tomber une de ses pantoufles de verre, que le prince ramassa bien soigneusement. Cendrillon arriva chez elle bien essouflée, sans carrosse, sans laquais, et avec ses méchants habits; rien ne lui étant resté de toute sa magnificence qu'une de ses petites pantoufles, la pareille de celle qu'elle avait laissé tomber. On demanda aux gardes de la porte du palais, s'ils n'avaient point vu sortir une princesse: ils dirent qu'ils n'avaient vu sortir personne qu'une jeune fille fort mal vêtue, et qui avait plus l'air d'une paysanne que d'une demoiselle. Quand les deux sœurs revinrent du bal, Cendrillon leur demanda si elles s'étaient encore bien diverties, et si la belle dame y

avait été: elles lui dirent que oui, mais qu'elle s'était enfuie, lorsque minuit avait sonné, et si promptement, qu'elle avait laissé tomber une de ses petites pantoufles de verre, la plus jolie du monde; que le fils du roi l'avait ramassée, et qu'il n'avait fait que la regarder tout le reste du bal, et qu'assurément il était bien amoureux de la belle personne à qui appartenait la petite pantoufle. Elles dirent vrai; car peu de jours après, le fils du roi fit publier, à son de trompe, qu'il épouserait celle dont le pied serait bien juste à la pantoufle. On commença à l'essayer aux princesses, ensuite aux duchesses et à toute la cour, mais inutilement. On la porta chez les deux sœurs, qui firent tout leur possible pour faire entrer leur pied dans la pantoufle; mais elles ne purent en venir à bout. Cendrillon, qui les regardait et qui reconnut sa pantoufle, dit en riant: Que je voie si elle ne me serait pas bonne! Ses sœurs se mirent à rire et à se moquer d'elle. Le gentilhomme qui faisait l'essai de la pantoufle, ayant regardé attentivement Cendrillon, et la trouvant fort belle, dit que cela était très-juste, et qu'il avait ordre de l'essayer à toutes les filles. Il fit asseoir Cendrillon, et approchant la pantoufle de son petit pied, il vit qu'elle y entrait sans peine, et qu'elle lui était juste comme de cire. L'étonnement des deux sœurs fut grand, mais plus grand encore, quand Cendrillon tira de sa poche l'autre petite pantoufle, qu'elle mit à son pied. Là-dessus arriva la marraine, qui, ayant donné un coup de sa baguette sur les habits de Cendrillon, les fit devenir encore plus magnifiques que tous les autres.

Alors ses deux sœurs la reconnurent pour la belle personne qu'elles avaient vu au bal. Elles se jetèrent à ses pieds, pour lui demander pardon de tous les mauvais traitements qu'elles lui avaient fait souffrir. Cendrillon les releva et leur dit, en les embrassant, qu'elle leur pardonnait de bon cœur, et qu'elle les priait de l'aimer bien toujours. On la mena chez le jeune prince, parée comme elle était. Il la trouva encore plus belle que jamais; et, peu de jours après, il l'épousa. Cendrillon, qui était aussi bonne que belle, fit loger ses deux sœurs au palais, et les maria, dès le jour même, à deux grands seigneurs de la cour.

2. Rothkäppchen.

Il était une fois une petite fille de village, la plus jolie qu'on eût su voir. Sa mère en était folle, et sa mère-grand plus folle encore. Cette bonne femme lui fit faire un petit chaperon rouge qui lui seyait si bien que partout on l'appelait le petit Chaperon rouge.

Un jour sa mère ayant fait des galettes, lui dit: „Va voir comment se porte ta mère-grand; car on m'a dit qu'elle

était malade: porte-lui une galette et ce petit pot de beurre.“ Le petit Chaperon rouge partit aussitôt pour aller chez sa mère-grand, qui demeurait dans un autre village. En passant dans un bois, elle rencontra compère le loup, qui eut bien envie de la manger; mais il n'osa, à cause de quelques bûcherons qui étaient dans la forêt. Il lui demanda où elle allait. La pauvre enfant, qui ne savait pas qu'il était dangereux de s'arrêter à écouter un loup, lui dit: „Je vais voir ma mère-grand, et lui porter une galette avec un petit pot de beurre que ma mère lui envoie. — Demeure-t-elle bien loin? lui dit le loup. — Oh oui, lui dit le petit Chaperon rouge; c'est par-delà le moulin que vous voyez tout là-bas, là-bas, à la première maison du village. — Eh bien! dit le loup, je veux l'aller voir aussi; je m'y en vais par ce chemin-ci, et toi par ce chemin-là, et nous verrons à qui plus tôt y sera. Le loup se mit à courir de toute sa force par le chemin qui était le plus court, et la petite fille s'en alla par le chemin le plus long, s'amusant à cueillir des noisettes, à courir après des papillons, et à faire des bouquets des petites fleurs qu'elle rencontrait. Le loup ne fut pas longtemps à arriver à la maison de la mère-grand; il heurte, toc, toc. „Qui est là?“ — C'est votre fille, le petit Chaperon rouge, dit le loup en contrefaisant sa voix, qui vous apporte une galette et un petit pot de beurre que ma mère vous envoie.“ La bonne mère-grand, qui était dans son lit, à cause qu'elle se trouvait un peu mal, lui cria: „Tire la chevillette, la bobinette cherra.“ Le loup tira la chevillette, et la porte s'ouvrit. Il se jeta sur la bonne femme, et la dévora en moins de rien; car il y avait plus de trois jours qu'il n'avait mangé. Ensuite il ferma la porte, et s'alla coucher dans le lit de la mère-grand, en attendant le petit Chaperon rouge, qui, quelque temps après, vint heurter à la porte. Toc, toc. „Qui est là?“ Le petit Chaperon rouge, qui entendit la grosse voix du loup, eut peur d'abord: mais croyant que sa mère-grand était enrhumée, il répondit: „C'est votre fille, le petit Chaperon rouge, qui vous apporte une galette et un petit pot de beurre que ma mère vous envoie.“ Le loup lui cria, en adoucissant un peu sa voix: „Tire la chevillette, la bobinette cherra.“ Le petit Chaperon rouge tira la chevillette, et la porte s'ouvrit. Le loup, la voyant entrer, lui dit, en se cachant dans le lit sous la couverture: „Mets la galette et le petit pot de beurre sur la huche, et viens te coucher avec moi.“ Le petit Chaperon rouge se déshabille, et va se mettre dans le lit, où elle fut bien étonnée de voir comment sa mère-grand était faite en son déshabillé. Elle lui dit: „Ma mère-grand, que vous avez de grands bras! — C'est pour mieux t'embrasser, ma fille. — Ma mère-grand, que vous avez de grandes jambes! — C'est pour mieux courir, mon enfant. — Ma mère-grand, que vous

avez de grandes oreilles! — C'est pour mieux écouter, mon enfant. — Ma mère-grand, que vous avez de grands yeux! — C'est pour mieux voir, mon enfant. — Ma mère-grand, que vous avez de grandes dents! — C'est pour te manger.“ Et en disant ces mots, ce méchant loup se jeta sur le petit Chaperon rouge, et la mangea.

3. Die Feen.

Il était une fois une veuve qui avait deux filles: l'aînée lui ressemblait si fort et d'humeur et de visage, que qui la voyait, voyait la mère. Elles étaient toutes deux si désagréables et si orgueilleuses, qu'on ne pouvait vivre avec elles. La cadette, qui était le vrai portrait de son père, pour la douceur et pour l'honnêteté, était avec cela une des plus belles filles qu'on eût su voir. Comme on aime naturellement son semblable, cette mère était folle de sa fille aînée et en même temps avait une aversion effroyable pour la cadette. Elle la faisait manger à la cuisine, et travailler sans cesse.

Il fallait, entre autres choses, que cette pauvre enfant allât, deux fois le jour, puiser de l'eau à une grande demi-lieue du logis, et qu'elle en rapportât plein une grande cruche. Un jour qu'elle était à cette fontaine, il vint à elle une pauvre femme qui la pria de lui donner à boire. Oui-dà, ma bonne mère, dit cette belle fille. Et rinçant aussitôt sa cruche, elle puisa de l'eau au plus bel endroit de la fontaine, et la lui présenta, soutenant toujours la cruche, afin qu'elle bût plus aisément. La bonne femme ayant bu, lui dit: Vous êtes si belle, si bonne et si honnête, que je ne puis m'empêcher de vous faire un don (car c'était une fée qui avait pris la forme d'une pauvre femme de village, pour voir jusqu'où irait l'honnêteté de cette jeune fille). Je vous donne pour dot, poursuivit la fée, qu'à chaque parole que vous direz, il vous sortira de la bouche ou une fleur, ou une pierre précieuse. Lorsque cette belle fille arriva au logis, sa mère la gronda de revenir si tard de la fontaine. Je vous demande pardon, ma mère, dit cette pauvre fille, d'avoir tardé si longtemps. En disant ces mots, il lui sortit de la bouche deux roses, deux perles et deux gros diamants. Que vois-je là! dit sa mère tout étonnée. Je crois qu'il lui sort de la bouche des perles et des diamants! D'où vient cela, ma fille? (Ce fut là la première fois qu'elle l'appela sa fille.) La pauvre enfant lui raconta naïvement tout ce qui lui était arrivé, non sans jeter une infinité de diamants. Vraiment, dit la mère, il faut que j'y envoie ma fille. Tenez, Fanchon, voyez ce qui sort de la bouche de votre sœur quand elle parle: ne seriez-vous pas bien aise d'avoir le même don? Vous n'avez qu'à aller puiser de l'eau à la

fontaine, et quand une pauvre femme vous demandera à boire, lui en donner bien honnêtement. Il me ferait beau voir, répondit la brutale, aller à la fontaine! Je veux que vous y alliez, reprit la mère, et tout à l'heure. Elle y alla, mais toujours en grondant. Elle prit le plus beau flacon d'argent qui fût dans le logis. Elle ne fut pas plus tôt arrivée à la fontaine, qu'elle vit sortir du bois une dame magnifiquement vêtue, qui vint lui demander à boire; c'était la même fée qui avait apparu à sa sœur, mais qui avait pris l'air et les habits d'une princesse, pour voir jusqu'où irait la malhonnêteté de cette fille. Est-ce que je suis venue, lui dit cette brutale orgueilleuse, pour vous donner à boire? Justement, j'ai apporté un flacon d'argent tout exprès pour donner à boire à Madame; j'en suis d'avis: buvez à même si vous voulez. — Vous n'êtes guère honnête, reprit la fée, sans se mettre en colère. Eh bien, puisque vous êtes si peu obligeante, je vous donne pour don, qu'à chaque parole que vous direz, il vous sortira de la bouche ou un serpent, ou un crapaud. D'abord que sa mère l'aperçut, elle lui cria: Eh bien, ma fille! Eh bien, ma mère! lui repondit la brutale, en jetant deux vipères et deux crapauds. O ciel! s'écria la mère, que vois-je là? C'est sa sœur qui en est cause: elle me le payera; et aussitôt elle courut pour la battre. La pauvre enfant s'enfuit, et alla se sauver dans la forêt prochaine. Le fils du roi, qui revenait de la chasse, la rencontra, et, la voyant si belle, lui demanda ce qu'elle faisait là toute seule, et ce qu'elle avait à pleurer. Hélas, monsieur, c'est ma mère qui m'a chassée du logis. Le fils du roi, qui vit sortir de sa bouche cinq ou six perles et autant de diamants, la pria de lui dire d'où cela lui venait. Elle lui conta toute son aventure. Le fils du roi en devint amoureux, et considérant qu'un tel don valait mieux que tout ce qu'on pouvait donner en mariage à une autre, l'emmena au palais du roi son père, où il l'épousa. Pour sa sœur, elle se fit tant haïr, que sa propre mère la chassa de chez elle; et la malheureuse, après avoir bien couru sans trouver personne qui voulût la recevoir, alla mourir au coin d'un bois.

4. Der gestiefelte Kater.

Un meunier ne laissa pour tous biens à trois enfants qu'il avait, que son moulin, son âne et son chat. Les partages furent bientôt faits: ni le notaire ni le procureur n'y furent point appelés; ils auraient eu bientôt mangé tout le pauvre patrimoine. L'aîné eut le moulin, le second eut l'âne, et le plus jeune n'eut que le chat. Ce dernier ne pouvait se consoler d'avoir un si pauvre lot. Mes frères, disait-il, pourront gagner leur vie honnêtement en se mettant

ensemble; pour moi, lorsque j'aurai mangé mon chat, et que je me serai fait un manchon de sa peau, il faudra que je meure de faim. Le chat, qui entendit ce discours, mais qui n'en fit pas semblant, lui dit d'un air posé et sérieux: Ne vous affligez point, mon maître; vous n'avez qu'à me donner un sac, et me faire faire une paire de bottes pour aller dans les broussailles, et vous verrez que vous n'êtes pas si mal partagé que vous croyez. Quoique le maître du chat ne fît pas grand fond là-dessus, il lui avait vu faire tant de tours de souplesse pour prendre des rats et des souris, comme quand il se pendait par les pieds, ou qu'il se cachait dans la farine pour faire le mort, qu'il ne désespéra pas d'en être secouru dans sa misère. Lorsque le chat eut ce qu'il avait demandé, il se botta bravement; et, mettant son sac à son cou, il en prit les cordons avec ses deux pattes de devant, et s'en alla dans une garenne où il y avait grand nombre de lapins. Il mit du son et des lacerons dans son sac, et s'étendant comme s'il eût été mort, il attendit que quelque jeune lapin, peu instruit encore des ruses de ce monde, vint se fourrer dans son sac pour manger ce qu'il y avait mis. A peine fut-il couché, qu'il eut contentement: un jeune étourdi de lapin entra dans son sac; et le maître chat, tirant aussitôt les cordons, le prit, et le tua sans miséricorde. Tout glorieux de sa proie, il s'en alla chez le roi, et demanda à lui parler. On le fit monter à l'appartement de Sa Majesté, où, étant entré, il fit une grande révérence au roi, et lui dit: Voilà, Sire, un lapin de garenne que M. le marquis de Carabas (c'était le nom qu'il lui prit en gré de donner à son maître) m'a chargé de vous présenter de sa part. Dis à ton maître, répondit le roi, que je le remercie, et qu'il me fait plaisir. Une autre fois il alla se cacher dans un blé, tenant toujours son sac ouvert; et lorsque deux perdrix y furent entrées, il tira les cordons, et les prit toutes deux. Il alla ensuite les présenter au roi, comme il avait fait du lapin de garenne. Le roi reçut encore avec plaisir les deux perdrix, et lui fit donner pour boire. Le chat continua ainsi, pendant deux ou trois mois, de porter de temps en temps au roi du gibier de la chasse de son maître. Un jour qu'il sut que le roi devait aller à la promenade, sur le bord de la rivière, avec sa fille, la plus belle princesse du monde, il dit à son maître: Si vous voulez suivre mon conseil, votre fortune est faite; vous n'avez qu'à vous baigner dans la rivière, à l'endroit que je vous montrerai, et ensuite me laisser faire. Le marquis de Carabas fit ce que son chat lui conseillait, sans savoir à quoi cela serait bon. Dans le temps qu'il se baignait, le roi vint à passer, et le chat se mit à crier de toute sa force: Au secours! au secours! voilà M. le marquis de Carabas qui se noie. A ce cri, le roi mit la tête à la portière; et,

reconnaissant le chat qui lui avait apporté tant de fois du gibier, il ordonna à ses gardes qu'on allât vite au secours de M. le marquis de Carabas. Pendant qu'on retirait le pauvre marquis de la rivière, le chat, s'approchant du carrosse, dit au roi que, dans le temps que son maître se baignait, il était venu des voleurs qui avaient emporté ses habits, quoiqu'il eût crié au voleur de toutes ses forces: le drôle les avait cachés sous une grosse pierre. Le roi ordonna aussitôt aux officiers de sa garde-robe d'aller quérir un de ses plus beaux habits pour M. le marquis de Carabas. Le roi lui fit mille caresses; et, comme les beaux habits qu'on venait de lui donner relevaient sa bonne mine (car il était beau et bien fait de sa personne), la fille du roi le trouva fort à son gré; et le marquis de Carabas ne lui eut pas plus tôt jeté deux ou trois regards fort respectueux et un peu tendres, qu'elle en devint amoureuse à la folie. Le roi voulut qu'il montât dans son carrosse, et qu'il fût de la promenade. Le chat, ravi de voir que son dessein commençait à réussir, prit les devants; et ayant rencontré des paysans qui fauchaient un pré, il leur dit: Bonnes gens qui fauchez, si vous ne dites au roi que le pré que vous fauchez appartient à M. le marquis de Carabas, vous serez tous hachés menu comme chair à pâté. Le roi ne manqua pas à demander aux faucheurs à qui était ce pré qu'ils fauchaient. C'est à M. le marquis de Carabas, dirent-ils tous ensemble; car la menace du chat leur avait fait peur. Vous avez là un bel héritage! dit le roi au marquis de Carabas. Vous voyez, Sire, répondit le marquis, c'est un pré qui ne manque point de rapporter abondamment toutes les années. Le maître chat qui allait toujours devant, rencontra des moissonneurs, et leur dit: Bonnes gens qui moissonnez, si vous ne dites que tous ces blés appartiennent à M. le marquis de Carabas, vous serez tous hachés menu comme chair à pâté. Le roi qui passa un moment après, voulut savoir à qui appartenaient tous les blés qu'il voyait. C'est à M. le marquis de Carabas, répondirent les moissonneurs; et le roi s'en réjouit encore avec le marquis. Le chat, qui allait devant le carrosse, disait toujours la même chose à tous ceux qu'il rencontrait; et le roi était étonné des grands biens de M. le marquis de Carabas. Le maître chat arriva enfin dans un beau château, dont le maître était un ogre, le plus riche qu'on ait jamais vu; car toutes les terres par où le roi avait passé étaient de la dépendance de ce château. Le chat eut soin de s'informer qui était cet ogre, et ce qu'il savait faire, et demanda à lui parler, disant qu'il n'avait pas voulu passer si près de son château sans avoir l'honneur de lui faire la révérence. L'ogre le reçut aussi civilement que le peut un ogre, et le fit reposer. On m'a assuré, dit le chat, que vous aviez le don de vous changer en toutes sortes

d'animaux, que vous pouviez, par exemple, vous transformer en lion, en éléphant. Cela est vrai, répondit l'ogre brusquement; et, pour vous le montrer, vous m'allez voir devenir lion. Le chat fut si effrayé de voir un lion devant lui, qu'il gagna aussitôt les gouttières, non sans peine et sans péril, à cause de ses bottes, qui ne valaient rien pour marcher sur les tuiles. Quelque temps après, le chat ayant vu que l'ogre avait quitté sa première forme, descendit et avoua qu'il avait eu bien peur. On m'a assuré encore, dit le chat, mais je ne saurais le croire, que vous aviez aussi le pouvoir de prendre la forme des plus petits animaux, par exemple, de vous changer en un rat, en une souris: je vous avoue que je tiens cela tout à fait impossible. Impossible? reprit l'ogre, vous allez voir; et en même temps il se changea en une souris, qui se mit à courir sur le plancher. Le chat ne l'eut pas plus tôt aperçue, qu'il se jeta dessus et la mangea. Cependant le roi, qui vit en passant le beau château de l'ogre, voulut entrer dedans. Le chat, qui entendit le bruit du carrosse qui passait sur le pont-levis, courut au-devant, et dit au roi: Votre Majesté soit la bien-venue dans ce château de M. le marquis de Carabas! Comment, monsieur le marquis! s'écria le roi, ce château est encore à vous? Il ne se peut rien de plus beau que cette cour, et que tous ces bâtiments qui l'environnent; voyons le dedans, s'il vous plaît. Le marquis donna la main à la jeune princesse, et, suivant le roi qui montait le premier, ils rentrèrent dans une grande salle, où ils trouvèrent une magnifique collation que l'ogre avait fait préparer pour ses amis qui devaient le venir voir ce même jour-là, mais qui n'avaient pas osé entrer, sachant que le roi y était. Le roi, charmé des bonnes qualités de M. le marquis de Carabas, de même que sa fille qui en était folle, et voyant les grands biens qu'il possédait, lui dit, après avoir bu cinq ou six coups: Il ne tiendra qu'à vous, monsieur le marquis, que vous ne soyez mon gendre. Le marquis, faisant de grandes révérences, accepta l'honneur que lui faisait le roi; et dès le jour même il épousa la princesse. Le chat devint grand seigneur, et ne courut plus après les souris que pour se divertir.

II.

Französische Kunstdichtung.

A.

Episch.

1. Fabeln.

5. Der Rabe und der Fuchs.*

Maître corbeau, sur un arbre perché,
Tenait en son bec un fromage.
Maître renard, par l'odeur alléché,
Lui tint à peu près ce langage:
Hé! bonjour, monsieur du corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!
Sans mentir, si votre ramage
Se rapporte à votre plumage,
Vous êtes le phénix des hôtes de ces bois.
A ces mots le corbeau ne se sent pas de joie;
Et, pour montrer sa belle voix,
Il ouvre un large bec, laisse tomber sa proie.
Le renard s'en saisit, et dit: Mon bon monsieur,
Apprenez que tout flatteur
Vit aux dépens de celui qui l'écoute.
Cette leçon vaut bien un fromage, sans doute.
Le corbeau, honteux et confus,
Jura, mais un peu tard, qu'on ne l'y prendrait plus.

6. Der Frosch.

Une grenouille vit un bœuf
Qui lui sembla de belle taille.
Elle, qui n'était pas grosse en tout comme un œuf,
Envieuse, s'étend, et s'enfle, et se travaille
Pour égaler l'animal en grosseur;
Disant: Regardez bien, ma sœur;
Est-ce assez? dites-moi; n'y suis-je point encore? —
Nenni. — M'y voici donc? — Point du tout. — M'y voilà? —
Vous n'en approchez point. La chétive pécore
S'enfla si bien qu'elle creva.

* Nr. 5—14 von La Fontaine.

Le monde est plein de gens qui ne sont pas plus sages:
Tout bourgeois veut bâtir comme les grands seigneurs.
Tout petit prince a des ambassadeurs,
Tout marquis veut avoir des pages.

7. Der Wolf und das Lamm.

La raison du plus fort est toujours la meilleure:
Nous l'allons montrer tout à l'heure.

Un agneau se désaltérait
Dans le courant d'une onde pure.
Un loup survient à jeun, qui cherchait aventure,
Et que la faim en ces lieux attirait.
Qui te rend si hardi de troubler mon breuvage?
Dit cet animal plein de rage:
Tu seras châtié de ta témérité.
Sire, répond l'agneau, que votre majesté
Ne se mette pas en colère;
Mais plutôt qu'elle considère
Que je me vais désaltérant
Dans le courant,
Plus de vingt pas au-dessous d'elle;
Et que par conséquent, en aucune façon,
Je ne puis troubler sa boisson.
Tu la troubles! reprit cette bête cruelle;
Et je sais que de moi tu médis l'an passé.
Comment l'aurais-je fait si je n'étais pas né?
Reprit l'agneau, je tette encore ma mère. —
Si ce n'est toi, c'est donc ton frère. —
Je n'en ai point. — C'est donc quelqu'un des tiens;
Car vous ne m'épargnez guère,
Vous, vos bergers, et vos chiens.
On me l'a dit: il faut que je me venge.
Là-dessus, au fond des forêts
Le loup l'emporte, et puis le mange,
Sans autre forme de procès.

8. Der Fuchs und die Trauben.

Certain renard gascon, d'autres disent normand,
Mourant presque de faim, vit au haut d'une treille
Des raisins, mûrs apparemment,
Et couverts d'une peau vermeille.
Le galant en eût fait volontiers un repas;
Mais comme il n'y pouvait atteindre:
Ils sont trop verts, dit-il, et bons pour des goujats.

Fit-il pas mieux que de se plaindre?

9. Der Landmann und seine Söhne.

Travaillez, prenez de la peine:
C'est le fonds qui manque le moins.

Un riche laboureur, sentant sa mort prochaine,
Fit venir ses enfants, leur parla sans témoins.
Gardez-vous, leur dit- il, de vendre l'héritage
Que nous ont laissé nos parents:
Un trésor est caché dedans.
Je ne sais pas l'endroit; mais un peu de courage
Vous le fera trouver: vous en viendrez à bout.
Remuez votre champ dès qu'on aura fait l'oût:
Creusez, fouillez, bêchez; ne laissez nulle place
Où la main ne passe et repasse.
Le père mort, les fils vous retournent le champ:
Deçà, delà, partout; si bien qu'au bout de l'an
Il en rapporta davantage.
D'argent, point de caché. Mais le père fut sage
De leur montrer, avant sa mort,
Que le travail est un trésor.

10. Der Schein trügt.

Un souriceau tout jeune, et qui n'avait rien vu,
Fut presque pris au dépourvu.

Voici comme il conta l'aventure à sa mère:
J'avais franchi les monts qui bornent cet état,
Et trottais comme un jeune rat
Qui cherche à se donner carrière,
Lorsque deux animaux m'ont arrêté les yeux:
L'un doux, bénin, et gracieux,
Et l'autre turbulent, et plein d'inquiétude;
Il a la voix perçante et rude,
Sur la tête un morceau de chair,
Une sorte de bras dont il s'élève en l'air
Comme pour prendre sa volée,
La queue en panache étalée
Or, c'était un cochet, dont notre souriceau
Fit à sa mère le tableau
Comme d'un animal venu de l'Amérique.
Il se battait, dit-il, les flancs avec ses bras,
Faisant tel bruit et tel fracas,
Que moi, qui, grâce aux dieux, de courage me pique,
En ai pris la fuite de peur,
Le maudissant de très-bon cœur.
Sans lui j'aurais fait connaissance
Avec cet animal qui m'a semblé si doux:

Il est velouté comme nous,
Marqueté, longue queue, une humble contenance,
Un modeste regard, et pourtant l'œil luisant.
Je le crois fort sympathisant
Avec messieurs les rats; car il a des oreilles
En figure aux nôtres pareilles.
Je l'allais aborder, quand d'un son plein d'éclat
L'autre m'a fait prendre la fuite.
Mon fils, dit la souris, ce doucet est un chat,
Qui, sous son minois hypocrite,
Contre toute ta parenté
D'un malin vouloir est porté.
L'autre animal, tout au contraire,
Bien éloigné de nous mal faire,
Servira quelque jour peut-être à nos repas.
Quant au chat, c'est sur nous qu'il fonde sa cuisine.
Garde-toi, tant que tu vivras,
De juger des gens sur la mine.

11. Der Hase und die Schildkröte.

Rien ne sert de courir; il faut partir à point:
Le lièvre et la tortue en sont un témoignage.
Gageons, dit celle-ci, que vous n'atteindrez point
Sitôt que moi ce but. Sitôt? êtes-vous sage?
Repartit l'animal léger:
Ma commère, il faut vous purger
Avec quatre grains d'ellébore. —
Sage ou non, je parie encore.
Ainsi fut fait; et de tous deux
On mit près du but les enjeux.
Savoir quoi, ce n'est pas l'affaire,
Ni de quel juge l'on convint.
Notre lièvre n'avait que quatre pas à faire;
J'entends de ceux qu'il fait lorsque, près d'être atteint,
Il s'éloigne des chiens, les renvoie aux calendes,
Et leur fait arpenter les landes.
Ayant, dis-je, du temps de reste pour brouter,
Pour dormir, et pour écouter
D'où vient le vent, il laisse la tortue
Aller son train de sénateur.
Elle part, elle s'évertue,
Elle se hâte avec lenteur.
Lui cependant méprise une telle victoire,
Tient la gageure à peu de gloire,
Croit qu'il y va de son honneur
De partir tard. Il broute, il se repose:
Il s'amuse à toute autre chose
Qu'à la gageure. A la fin, quand il vit

Que l'autre touchait presque au bout de la carrière,
Il partit comme un trait; mais les élans qu'il fit
Furent vains: la tortue arriva la première.
Eh bien! lui cria-t-elle, avais-je pas raison?
De quoi vous sert votre vitesse?
Moi l'emporter! et que serait-ce
Si vous portiez une maison?

12. Die Eichel und der Kürbiß.

Dieu fait bien ce qu'il fait. Sans en chercher la preuve
En tout cet univers, et l'aller parcourant,
Dans les citrouilles je la trouve.
Un villageois, considérant
Combien ce fruit est gros et sa tige menue:
A quoi songeait, dit-il, l'auteur de tout cela!
Il a bien mal placé cette citrouille-là.
Eh parbleu! je l'aurais pendue
A l'un des chênes que voilà;
C'eût été justement l'affaire:
Tel fruit, tel arbre, pour bien faire.
C'est dommage, Garo, que tu n'es point entré
Au conseil de celui que prêche ton curé;
Tout en eût été mieux: car pourquoi, par exemple,
Le gland, qui n'est pas gros comme mon petit doigt,
Ne pend-il pas en cet endroit?
Dieu s'est mépris: plus je contemple
Ces fruits ainsi placés, plus il semble à Garo
Que l'on a fait un quiproquo.
Cette réflexion embarrassant notre homme:
On ne dort point, dit-il, quand on a tant d'esprit.
Sous un chêne aussitôt il va prendre son somme.
Un gland tombe: le nez du dormeur en pâtit.
Il s'éveille; et, portant la main sur son visage,
Il trouve encore le gland pris au poil du menton.
Son nez meurtri le force à changer de langage.
Oh! oh! dit-il, je saigne! et que serait-ce donc
S'il fût tombé de l'arbre une masse plus lourde,
Et que ce gland eût été gourde?
Dieu ne l'a pas voulu: sans doute il eut raison;
J'en vois bien à présent la cause.
En louant Dieu de toute chose,
Garo retourne à la maison.

13. Die Grille und die Ameise.

La cigale, ayant chanté
Tout l'été,
Se trouva fort dépourvue

Quand la bise fut venue:
Pas un seul petit morceau
De mouche ou de vermisseau.
Elle alla crier famine
Chez la fourmi sa voisine,
La priant de lui prêter
Quelque grain pour subsister
Jusqu'à la saison nouvelle.
Je vous paierai, lui dit-elle,
Avant l'oût, foi d'animal,
Intérêt et principal.
La fourmi n'est pas prêteuse:
C'est là son moindre défaut.
Que faisiez-vous au temps chaud?
Dit-elle à cette emprunteuse. —
Nuit et jour à tout venant
Je chantais, ne vous déplaise. —
Vous chantiez! j'en suis fort aise:
Eh bien! dansez maintenant.

14. Der Hirsch und der Weinstock.

Un cerf, à la faveur d'une vigne fort haute,
Et telle qu'on en voit en de certains climats,
S'étant mis à couvert et sauvé du trépas,
Les veneurs, pour ce coup, croyaient leurs chiens en faute;
Ils les rappellent donc. Le cerf, hors de danger,
Broute sa bienfaitrice: ingratitude extrême!
On l'entend, on retourne, on le fait déloger:
Il vient mourir en ce lieu même.
J'ai mérité, dit-il, ce juste châtiment:
Profitez-en, ingrats. Il tombe en ce moment.
La meute en fait curée: il lui fut inutile
De pleurer aux veneurs à sa mort arrivés.

Vraie image de ceux qui profanent l'asile
Qui les a conservés.

15. Der Hänfling.*

Une linotte avait un fils
Qu'elle adorait, selon l'usage;
C'était l'unique fruit du plus doux mariage,
Et le plus beau linot qui fût dans le pays.
Sa mère en était folle, et tous les témoignages
Que peuvent inventer la tendresse et l'amour,
Etaient pour cet enfant épuisés chaque jour.
Notre jeune linot, fier de ces avantages,

* 15—20 von Florian.

Se croyait un phénix, prenait l'air suffisant,
Tranchait du petit important
Avec les oiseaux de son âge;
Persiflait la mésange ou bien le roitelet,
Donnait à chacun son paquet,
Et se faisait haïr de tout le voisinage.
Sa mère lui disait: Mon cher fils, sois plus sage,
Plus modeste surtout. Hélas! je conçois bien
Les dons, les qualités qui furent ton partage;
Mais feignons de n'en savoir rien,
Pour qu'on les aime davantage.
A tout cela notre linot
Répondait par quelque bon mot;
La mère en gémissait dans le fond de son âme.
Un vieux merle, ami de la dame,
Lui dit: Laissez aller votre fils au grand bois,
Je vous réponds qu'avant un mois,
Il sera sans défauts. Vous jugez des alarmes
De la mère, qui pleure et frémit du danger;
Mais le jeune linot brûlait de voyager:
Il partit donc malgré ses larmes.
A peine est-il dans la forêt,
Que notre petit personnage
Du pivert entend le ramage,
Et se moque de son fausset.
Le pivert, qui prit mal cette plaisanterie,
Vient à bons coups de bec plumer le persifleur,
Et, deux jours après, une pie
Le dégoûte à jamais du métier de railleur.
Il lui restait encore la vanité secrète
De se croire excellent chanteur;
Le rossignol et la fauvette
Le guérirent de son erreur.
Bref, il retourna chez sa mère,
Doux, poli, modeste et charmant.
Ainsi l'adversité fit, dans un seul moment,
Ce que tant de leçons n'avaient jamais pu faire.

16. Die Raupe.

Un jour, causant entre eux, différents animaux
Louaient beaucoup le ver à soie.
Quel talent, disaient-ils, cet insecte déploie
En composant ces fils si doux, si fins, si beaux,
Qui de l'homme font la richesse!
Tous vantaient son travail, exaltaient son adresse.
Une chenille seule y trouvait des défauts,
Aux animaux surpris en faisait la critique;
Disait des mais et puis des si.

Un renard s'écria: Messieurs, cela s'explique
C'est que madame file aussi.

17. Die Nuß.

Une jeune guenon cueillit
Une noix dans sa coque verte;
Elle y porte la dent, fait grimace... Ah! certe,
Dit-elle, ma mère mentit
Quand elle m'assura que les noix étaient bonnes.
Puis, croyez aux discours de ces vieilles personnes
Qui trompent la jeunesse! Au diable soit le fruit!
Elle jette la noix. Un singe la ramasse,
Vite entre deux cailloux la casse,
L'épluche, la mange, et lui dit:
Votre mère eut raison, ma mie,
Les noix ont fort bon goût; mais il faut les ouvrir.
Souvenez-vous que, dans la vie,
Sans un peu de travail on n'a point de plaisir.

18. Interessirtes Urtheil.

De jeunes écoliers avaient pris dans un trou
Un hibou,
Et l'avaient élevé dans la cour du collége.
Un vieux chat, un jeune oison,
Nourris par le portier, étaient en liaison
Avec l'oiseau; tous trois avaient le privilége
D'aller et de venir par toute la maison.
A force d'être dans la classe,
Ils avaient orné leur esprit,
Savaient par cœur Denys d'Halicarnasse
Et tout ce qu'Hérodote et Tite-Live ont dit.
Un soir, en disputant (des docteurs c'est l'usage),
Ils comparaient entre eux les peuples anciens.
Ma foi, disait le chat, c'est aux Egyptiens
Que je donne le prix: c'était un peuple sage,
Un peuple ami des lois, instruit, discret, pieux,
Rempli de respect pour ses dieux;
Cela seul à mon gré lui donne l'avantage.
J'aime mieux les Athéniens,
Répondit le hibou: que d'esprit! que de grâce!
Et dans les combats quelle audace!
Que d'aimables héros parmi leurs citoyens!
A-t-on jamais plus fait avec moins de moyens?
Des nations c'est la première.
Parbleu, dit l'oison en colère,
Messieurs, je vous trouve plaisants:
Et les Romains, que vous en semble?

Est-il un peuple qui rassemble
Plus de grandeur, de gloire et de faits éclatants?
Dans les arts, comme dans la guerre,
Ils ont surpassé vos amis.
Pour moi, ce sont mes favoris:
Tout doit céder le pas aux vainqueurs de la terre
Chacun des trois pédants s'obstine en son avis,
Quand un rat, qui de loin entendait la dispute,
Rat savant, qui mangeait des thèmes dans sa hutte,
Leur cria: Je vois bien d'où viennent vos débats:
L'Égypte vénérait les chats,
Athènes les hiboux, et Rome, au Capitole,
Aux dépens de l'État nourrissait des oisons:
Ainsi notre intérêt est toujours la boussole
Que suivent nos opinions.

19. Der Tod.

La Mort, reine du monde, assembla, certain jour,
Dans les enfers toute sa cour.
Elle voulait choisir un bon premier ministre
Qui rendît ses états encor plus florissants.
Pour remplir cet emploi sinistre,
Du fond du noir Tartare avancent à pas lents
La Fièvre, la Goutte et la Guerre.
C'étaient trois sujets excellents;
Tout l'enfer et toute la terre
Rendaient justice à leurs talents.
La Mort leur fit accueil. La Peste vint ensuite.
On ne pouvait nier qu'elle n'eût du mérite,
Nul n'osait lui rien disputer;
Lorsque d'un médecin arriva la visite,
Et l'on ne sut alors qui devait l'emporter.
La Mort même était en balance:
Mais les Vices étant venus,
Dès ce moment la Mort n'hésita plus,
Elle choisit l'Intempérance.

20. Der König und die beiden Schäfer.

Certain monarque un jour déplorait sa misère,
Et se lamentait d'être roi!
Quel pénible métier! disait-il; sur la terre
Est-il un seul mortel contredit comme moi?
Je voudrais vivre en paix, on me force à la guerre;
Je chéris mes sujets, et je mets des impôts;
J'aime la vérité, l'on me trompe sans cesse;
Mon peuple est accablé de maux,
Je suis consumé de tristesse:

Partout je cherche des avis,
Je prends tous les moyens, inutile est ma peine;
Plus j'en fais, moins je réussis.
Notre monarque alors aperçoit dans la plaine
Un troupeau de moutons maigres, de près tondus,
Des brebis sans agneaux, des agneaux sans leurs mères,
Dispersés, bêlants, éperdus
Et des béliers sans force errant dans les bruyères.
Leur conducteur Guillot allait, venait, courait,
Tantôt à ce mouton qui gagne la forêt,
Tantôt à cet agneau qui demeure derrière,
Puis à sa brebis la plus chère;
Et, tandis qu'il est d'un côté,
Un loup prend un mouton qu'il emporte bien vite;
Le berger court, l'agneau qu'il quitte
Par une louve est emporté.
Guillot tout haletant s'arrête,
S'arrache les cheveux, ne sait plus où courir,
Et, de son poing frappant sa tête,
Il demande au ciel de mourir.
Voilà bien ma fidèle image!
S'écria le monarque; et les pauvres bergers,
Comme nous autres rois, entourés de dangers,
N'ont pas un plus doux esclavage:
Cela console un peu. Comme il disait ces mots,
Il découvre en un pré le plus beau des troupeaux,
Des moutons gras, nombreux, pouvant marcher à peine,
Tant leur riche toison les gêne,
Des béliers grands et fiers, tous en ordre paissants,
Des brebis fléchissant sous le poids de la laine,
Et de qui la mamelle pleine
Fait accourir de loin les agneaux bondissants.
Leur berger, mollement étendu sous un hêtre,
Faisait des vers pour son Iris,
Les chantait doucement aux échos attendris,
Et puis répétait l'air sur son hautbois champêtre.
Le roi tout étonné disait: Ce beau troupeau
Sera bientôt détruit; les loups ne craignent guère
Les pasteurs amoureux qui chantent leur bergère;
On les écarte mal avec un chalumeau.
Ah! comme je rirais!... Dans l'instant le loup passe,
Comme pour lui faire plaisir;
Mais à peine il paraît, que, prompt à le saisir,
Un chien s'élance et le terrasse.
Au bruit qu'ils font en combattant,
Deux moutons effrayés s'écartent dans la plaine:
Un autre chien part, les ramène,
Et pour rétablir l'ordre il suffit d'un instant.
Le berger voyait tout, couché dessus l'herbette,

Et ne quittait pas sa musette.
Alors le roi, presque en courroux,
Lui dit: Comment fais-tu? Les bois sont pleins de loups,
Tes moutons gras et beaux sont au nombre de mille,
Et, sans en être moins tranquille,
Dans cet heureux état toi seul tu les maintiens!
Sire, dit le berger, la chose est fort facile,
Tout mon secret consiste à choisir de bon chiens.

21. Der Blinde und der Lahme.

Aidons-nous mutuellement,
La charge des malheurs en sera plus légère;
Le bien que l'on fait à son frère
Pour le mal que l'on souffre est un soulagement.
Confucius l'a dit; suivons tous sa doctrine:
Pour la persuader aux peuples de la Chine,
Il leur contait le trait suivant.

Dans une ville de l'Asie
Il existait deux malheureux,
L'un perclus, l'autre aveugle, et pauvres tous les deux.
Ils demandaient au ciel de terminer leur vie;
Mais leurs cris étaient superflus,
Ils ne pouvaient mourir. Notre paralytique,
Couché sur un grabat dans la place publique,
Souffrait sans être plaint; il en souffrait bien plus.
L'aveugle, à qui tout pouvait nuire,
Etait sans guide, sans soutien,
Sans avoir même un pauvre chien
Pour l'aimer et pour le conduire.
Un certain jour il arriva
Que l'aveugle à tâtons, au détour d'une rue,
Près du malade se trouva;
Il entendit ses cris, son âme en fut émue.
Il n'est tels que les malheureux
Pour se plaindre les uns les autres.
J'ai mes maux, lui dit-il, et vous avez les vôtres:
Unissons-les, mon frère, ils seront moins affreux.
Hélas! dit le perclus, vous ignorez, mon frère,
Que je ne puis faire un seul pas;
Vous-même vous n'y voyez pas:
A quoi nous servirait d'unir notre misère?
A quoi? répond l'aveugle, écoutez: à nous deux
Nous possédons le bien à chacun nécessaire:
J'ai des jambes, et vous des yeux;
Moi, je vais vous porter; vous, vous serez mon guide;
Vos yeux dirigeront mes pas mal assurés;
Mes jambes, à leur tour, iront où vous voudrez.

Ainsi, sans que jamais notre amitié décide
Qui de nous deux remplit le plus utile emploi,
Je marcherai pour vous, vous y verrez pour moi.

22. Das Kind und der Spiegel.

Un enfant élevé dans un pauvre village
Revint chez ses parents, et fut surpris d'y voir
Un miroir.
D'abord il aima son image;
Et puis, par un travers bien digne d'un enfant,
Et même d'un être plus grand,
Il veut outrager ce qu'il aime,
Lui fait une grimace, et le miroir la rend.
Alors son dépit est extrême;
Il lui montre un poing menaçant,
Il se voit menacé de même.
Notre marmot fâché s'en vient, en frémissant,
Battre cette image insolente;
Il se fait mal aux mains. Sa colère en augmente;
Et, furieux, au désespoir,
Le voilà devant ce miroir,
Criant, pleurant, frappant la glace.
Sa mère, qui survient, le console, l'embrasse,
Tarit ses pleurs, et doucement lui dit:
N'as-tu pas commencé par faire la grimace
A ce méchant enfant qui cause ton dépit?
— Oui. — Regarde à présent: tu souris, il sourit;
Tu tends vers lui les bras, il te les tend de même;
Tu n'es plus en colère, il ne se fâche plus.
De la société tu vois ici l'emblème:
Le bien, le mal nous sont rendus.

23. Die Ameise und die Biene.*

A jeûn, le corps tout transi,
Et pour cause,
Un jour d'hiver, la fourmi,
Près d'une ruche bien close,
Rôdait pleine de souci.
Une abeille vigilante
L'aperçoit et se présente.
Que viens-tu chercher ici?
Lui dit-elle. — Hélas! ma chère,
Répond la pauvre fourmi,
Ne soyez point en colère.
Le faisan, mon ennemi,
A détruit ma fourmilière;

* Nr. 23 und 24 von Jussieu.

Mon magasin est tari;
Tous mes parents ont péri
De faim, de froid, de misère.
J'allais succomber aussi,
Quand du palais que voici
L'aspect m'a donné courage.
Je le savais bien garni
De ce bon miel, votre ouvrage;
J'ai fait effort, j'ai fini
Par arriver sans dommage.
Oh! me suis-je dit, ma sœur
Est fille laborieuse;
Elle est riche et généreuse,
Elle plaindra mon malheur;
Oui, tout mon espoir repose
Dans la bonté de son cœur.
Je demande peu de chose;
Mais, j'ai faim, j'ai froid, ma sœur!
— Oh! oh! répondit l'abeille,
Vous discourez à merveille;
Mais, vers la fin de l'été,
La cigale m'a conté
Que vous aviez rejeté
Une demande pareille.
— Quoi vous savez? — Mon Dieu, oui;
La cigale est mon amie.
Que feriez-vous, je vous prie,
Si, comme vous, aujourd'hui
J'étais insensible et fière;
Si j'allais vous inviter
A promener ou chanter?
Mais rassurez-vous, ma chère;
Entrez, mangez à loisir:
Usez-en comme du vôtre;
Et sourtout pour l'avenir,
Apprenez à compatir
A la misère d'un autre.

24. Der kleine Hänfling.

Une linotte gentille
Avait posé son nid au sommet d'un ormeau,
Et couvait sa jeune famille
Que le vent balançait sur un léger rameau.
Des petits le naissant plumage
Offrait chaque matin quelque progrès nouveau;
Tandis que, par son doux ramage,
La mère, charmant le bocage,
Les amusait dans le berceau.

Soins et tendresse maternelle
Remplissaient tout son temps, occupaient tout son cœur :
Et rien n'égalait son bonheur,
Quand les jeunes linots vers elle
Tendaient leurs petits becs en lui battant de l'aile.
Advint l'âge bien doux, qui n'est pas sans danger,
Où l'oiseau s'aperçoit que sa plume légère
Doit lui servir à voltiger.
Alors vous auriez vu la mère
Promener tour à tour chaque petit linot,
Guider son premier vol de l'ormeau jusqu'au chêne,
L'aider, le soutenir, revenir aussitôt
Chercher un autre élève, et sans compter sa peine
Recommencer cette leçon
Mainte fois pour chaque oisillon.
Puis elle leur disait: Enfants, quand viendra l'heure
De m'absenter un peu, pour aller recueillir
Ce grain que Dieu fait croître exprès pour vous nourrir,
Gardez-vous bien tout seuls de quitter la demeure;
Vous pourriez vous en repentir.
Dans cette commode retraite,
Vous ne craignez chat ni belette;
Ils n'y peuvent grimper, car ce frêle rameau
Est à peine assez fort pour porter un oiseau;
Mais si vous tombez sur la terre,
Gare à la griffe meurtrière!
Cela dit, un jour elle sort.
Voilà qu'un linot sans cervelle,
Se croyant grand garçon bien raisonnable et fort,
Veut essayer tout seul la vigueur de son aile.
Il s'élance du nid, vole à l'arbre voisin,
Puis va de feuillage en feuillage;
Et sans rien calculer, comme on fait à son âge,
Il avance et se trouve enfin
Fort éloigné de son bocage.
Il en était tout fier, lorsqu'un affreux tapage
Près de lui retentit soudain.
Alors épouvanté, pour gagner sa demeure,
Il veut voler d'un trait, mais il le veut en vain,
Il bat de l'aile, il tombe, où? . . . sur un chat malin
Qui le guettait depuis une heure.
La mère arrive; il n'est plus temps.
Hélas! dit-elle à ses autres enfants,
Il n'a point écouté mes craintes maternelles!
Qu'il vous apprenne au moins comme un petit linot
Peut se perdre, en voulant trop tôt
Voleter de ses propres ailes!

25. Die Ratte und ihr Sohn.*

Un vieux rat, au lit de la mort,
A son fils qui pleurait et se lamentait fort,
Pour testament tint ce langage:
Je te laisse, mon fils, assez ample héritage;
De fromage et de pain, de noix et de raisin,
Tu trouveras plein magasin:
Jouis de mes travaux. Si tu veux être sage,
Quand tu vivrais cent ans encore, et davantage,
Tu n'en verrais jamais la fin.
Mais prends garde à la friandise,
C'est un écueil: les lardons gras,
Presque toujours sont de la mort aux rats.
Fuis, n'en approche en nulle guise,
Sinon, je te le prophétise,
Pauvre raton, tu périras;
Le ciel te garde et t'en préserve!
Disant ces mots, il l'embrassa,
Et dans le même instant le vieux rat trépassa.
Le fils, maître des biens qu'avait mis en réserve
Son cher papa défunt, d'abord s'en engraissa;
Mais tôt après trouvant la chère trop bourgeoise,
De fromage et de noix enfin il se lassa.
Voilà donc mon galant qui s'écarte et qui croise
Sur tous les lieux des environs,
Croque morceaux de lard, et les trouve fort bons.
Parbleu! se disait-il, mon bonhomme de père
Avec ses rogatons faisait bien maigre chère:
Vive la guerre et les lardons!
Advint qu'un jour, dans une souricière,
Il découvrit, en battant le pays,
Morceau de lard des plus exquis.
Bon! dit-il, tu viendras dans notre gibecière.
Le trou lui fut pourtant suspect, et lui fit peur;
J'ai lu dans un fort bon auteur
Qu'il fit alors quatre pas en arrière;
Mais le lardon, comme un fatal aimant,
Le forçait, l'attirait à lui si doucement,
Qu'après bien des façons le pauvret s'en approche,
Et, le flairant de près, y porte enfin les dents:
La bascule se décroche,
Et tombant, l'enferme dedans.
Le voilà pris; que va-t-il faire?
Il en mourut, à ce qu'on dit:
Le papa l'avait bien prédit.
Avis, prédictions qui ne servirent guère.
Quel fils ne se croit pas plus sage que son père?

* Lafante.

2. Erzählungen.

a) In ungebundener Rede.

26. Die Wittwe und die Waisenkinder.

Une maladie contagieuse avait ravi à une femme son mari et ses trois enfants.

D'abord elle fut inconsolable. Elle avait tant aimé son mari! elle avait trouvé tant de joie dans ses chers enfants!

Dieu eut enfin pitié d'elle: il lui donna l'espérance de revoir dans un monde meilleur ses bien-aimés; il lui fit sentir qu'il châtie ceux qu'il aime; qu'il n'abandonne point ceux qui se confient en Lui.

Un soir elle était occupée à coudre une chemise de pauvre; elle avait pitié de ceux qui souffrent, et son mari lui avait laissé de quoi exercer sa charité.

Le vent chassait avec force la neige contre les fenêtres. Elle se disait: Combien sont à plaindre par un tel temps les malheureux qui n'ont point d'asile.

Tout à coup elle entend un léger bruit à la porte. Elle se lève, et va écouter.

Ces paroles, prononcées par une voix enfantine, frappent son oreille: „Pauvres petits frères, vous êtes tout mouillés et vous avez bien froid. Si du moins on pouvait ici avoir pitié de nous.“

Une autre voix reprit: „J'ai faim, j'ai faim plus encore que je n'ai froid.“ —

„Tiens, prends, je n'ai plus que cela.“ Ainsi parla un troisième enfant.

La bonne veuve, ouvrant la porte: „Qui est là?“ dit-elle.

Avant d'avoir reçu une réponse, elle aperçoit trois enfants, deux garçons et une petite fille.

„Qui êtes-vous, que demandez-vous, mes enfants?“ —

„Nous sommes des orphelins, et nous cherchons une maison où l'on nous reçoive pour la nuit.“ —

„Pourquoi n'avez-vous pas de suite heurté?“ —

„Ah! nous venons de frapper à plusieurs portes, et on nous a repoussés partout.“ —

„Entrez, pauvres orphelins.“

Dès que les enfants sont dans la chambre, la veuve se met à les observer, et ses regards expriment l'étonnement, la joie, la compassion.

Son cœur bat avec force; de chaudes larmes coulent de ses yeux.

„Ils étaient trois aussi, deux garçons et une fille. Le même âge, la même figure! Quelle ressemblance!“

Les petits mendiants ne comprennent rien à l'émotion ni aux discours de la bonne femme.

„Venez, approchez-vous du feu; je vais vous faire à souper."

Et tout en faisant cuire le souper, elle ne pouvait se lasser de les regarder. A chaque instant elle s'interrompait, pour leur faire une caresse, pour leur demander s'ils avaient encore froid, si leurs habits commençaient à sécher.

Lorsque le souper fut prêt, elle prit les deux plus jeunes par la main et les conduisit à table.

Voilà nos trois pauvres orphelins qui vont faire un repas comme ils n'en ont pas fait depuis longtemps.

Tandis qu'avec appétit ils mangent, la veuve, que nous pouvons appeler une dame, se tient derrière eux, allant de l'un à l'autre, les servant comme une tendre mère sert ses enfants, comme une humble servante sert de petits messieurs, ses maîtres.

Lorsque leur repas fut achevé, elle les mena dans une chambre où étaient dressés trois petits lits: c'étaient encore les lits de ses enfants.

Quelle fut la joie en même temps que la surprise des pauvres orphelins! Ils n'osaient ouvrir la bouche; seulement ils se parlaient avec des regards qui allaient jusqu'au cœur de la bonne veuve.

Quand ils furent couchés, elle s'approcha de chacun, et les bénit, ainsi qu'elle avait l'habitude de faire avec ses chers petits.

Se trouvant seule de nouveau, elle se demanda ce qu'elle éprouvait: un mélange extraordinaire de joie et de tristesse. Elle savait ses enfants morts, et il lui semblait en même temps les avoir retrouvés. Elle ne dormit guère cette nuit-là.

Lorsque le matin fut venu, les petits mendiants se levèrent; mais au lieu de leurs haillons, que trouvèrent-ils?

De beaux habits presque neufs: c'étaient les vêtements de dimanche des enfants de la bonne veuve.

Celle-ci les guettait par le trou de la serrure et jouissait de leur étonnement.

Lorsqu'ils furent habillés, elle se précipita dans la chambre, les prit, les serra dans ses bras, ne pouvant se lasser de les caresser, de les embrasser. „Mes enfants, mes chers enfants!"

Les petits orphelins finirent par lui rendre baisers pour baisers, caresses pour caresses.

Mais, après le déjeûner, il fallut partir. Les poches pleines de provisions, avec leurs magnifiques habits, les petits mendiants s'éloignèrent plutôt tristes que joyeux.

La pauvre veuve, du seuil de sa demeure les regardait marchant dans la neige épaisse, et des torrents de larmes coulaient de ses yeux. C'était comme si on lui eût une seconde fois arraché le cœur.

Elle ne savait que penser, que faire. Sa douleur augmentait à mesure qu'ils s'éloignaient. Bientôt elle ne les vit plus.

Désolée, désespérée, elle rentre et tombe évanouie. Elle croit entendre une voix qui lui crie: „Abandonnes-tu ainsi tes enfants?“

En ce moment on frappe à la porte. Elle se réveille, va ouvrir. C'est l'un des petits orphelins.

„Nous avons oublié notre livre de prières.“ —

„Votre livre de prières? Oh! maintenant tout est dit: vous êtes des enfants pieux.

„Je ne vous rendrai point votre livre de prières, et vous reviendrez tous ici et vous demeurerez avec moi.“

Dès ce moment les orphelins ne furent plus orphelins, et la veuve sentit qu'elle avait retrouvé ses enfants.

27. Die wiedergefundene Schwester.*

Il y avait à l'association des anciens élèves de Sainte-Barbe, dans la rue des postes, un petit écolier de treize ans, nommé Albin. C'était un fort joli garçon, bon camarade, grand travailleur, mais qui ne jouait jamais.

Il lisait pendant les récréations, ou se promenait tristement, les mains derrière le dos, le long des grands tilleuls qui forment une belle allée dans la cour du collége. Il était toujours le premier de sa classe; il obtenait des prix à la fin de l'année; mais personne ne l'avait vu rire. Heureusement qu'il était d'un caractère doux et complaisant, sans quoi le pauvre Albin fût devenu l'objet des railleries de toute la pension: mais dans les classes on estime toujours un bon sujet; et, malgré son caractère sérieux, Albin était fort aimé. Seulement, comme avec les écoliers rien ne garantit d'un surnom, quand le sujet y prête, on l'appelait Albin le Triste.

Albin n'avait pas de parents à Paris. Il n'allait en vacances que tous les deux ans; et sans la promenade des jours de congé, il n'aurait connu de Paris que le chemin du collége au bureau des diligences.

Le principal et les professeurs aimaient tous Albin. Ils avaient plusieurs fois cherché à le consoler; mais, voyant qu'ils n'y pouvaient réussir, et que même des larmes s'échappaient de ses yeux, lorsqu'ils l'interrogeaient sur la cause de sa tristesse, ils cessèrent de lui en parler. Les écoliers n'en savaient pas plus que les maîtres sur les chagrins secrets de leur petit camarade. Albin les aimait tous également: il n'avait pas d'ami particulier à qui il fît confidence de ses peines; cependant le moment d'épancher son cœur approchait.

* Victor Joseph Etienne de Jouy.

Un jour que la pension avait été en promenade au Champ-de-Mars, tandis que les écoliers jouaient à la balle, à la corde, aux barres, à toute sorte de jeux, Albin se promenait tout seul, suivant sa coutume, sur le sommet du tertre, du côté de la rivière; il regardait tristement le cours de la Seine, songeant au fleuve de son pays, lorsqu'il aperçut un enfant qui se débattait sur l'eau.

Albin nageait comme un poisson; il voit le danger du petit malheureux, court à la rivière, s'y précipite, saisit l'enfant par les cheveux, au moment où il enfonçait, et le ramène à bord. Epuisé de fatigue, Albin pousse un cri, et se trouve mal à côté de celui qu'il tient encore par les cheveux, et qui paraît lui-même privé de sentiment.

Cependant le maître et les écoliers accourent, au cri qu'ils ont entendu. On porte les deux enfants dans une maison voisine, on les approche du feu, on les frotte de flanelle, et bientôt on a la joie de les voir revenir.

L'enfant qu'Albin venait de sauver se nommait Frédéric. Il avait eu l'imprudence de se baigner dans la Seine, à l'insu et malgré la défense de son père. Sans Albin, c'en était fait de lui, il se noyait. Lorsqu'il fut bien échauffé, il revint à la maison, les larmes aux yeux, avoua sa désobéissance, et raconta comment il devait la vie à un courageux petit garçon qui n'avait pas craint de se précipiter dans la rivière pour le ramener à bord. Il conjura son père de le mettre dans la même pension qu'Albin, disant qu'il se sentait pour lui la tendresse d'un frère, et qu'il ne voulait plus le quitter.

Le papa de Frédéric loua le bon cœur de son fils, et consentit à sa prière.

Frédéric fut donc au collége d'Albin. Il s'attacha si fort à lui, mit tant de zèle et de persévérance dans les preuves de son amitié, qu'il obtint de lui la confidence de ses chagrins.

„Mon cher Frédéric, lui dit-il un jour qu'ils étaient ensemble sous un berceau de lilas, à la maison de campagne du collége, je vais te raconter mes peines; tu mérites que je t'ouvre mon cœur, et je puis pleurer avec toi. J'avais une petite sœur, nommée Juliette, que j'aimais, que j'aimais . . . autant que mon père et ma mère. Elle n'avait que quatre ans et demi, et déjà elle me chérissait. Si j'étais grondé, elle pleurait avec moi. Elle me forçait de manger les bonbons qu'on lui donnait, elle sautait de joie quand elle me voyait rire: car je n'ai pas toujours été triste. Je me souviens d'avoir été heureux, mon pauvre Frédéric, et c'est pour cela que je ne puis plus l'être. J'ai perdu ma chère petite Juliette . . .“ Ici Albin s'interrompit; les sanglots lui coupèrent la parole. „Pleurons tous deux, lui dit Frédéric, pleurons la mort de ta chère Juliette; je n'y sais pas d'autre consolation.“

„Ma sœur n'est peut-être pas morte," reprit Albin, en essuyant ses yeux: „je pense quelquefois qu'elle vit, et que je pourrai la revoir. Je vais t'apprendre comment nous l'avons perdue. Elle avait une bonne provençale, qui la menait promener tous les jours après le dîner Un soir la bonne ne revint pas; on attendit, on attendit.... Personne! On parcourut la ville et les environs, on fit battre le tambour, on mit des avis dans les journaux; toutes les démarches furent inutiles; on n'entendit parler ni de la bonne ni de l'enfant. Je ne revis plus ma chère petite Juliette, dès ce moment il n'y eut plus de bonheur pour moi. Mon père me mit en pension à Paris, espérant que le voyage et des camarades nouveaux me consoleraient; mais il n'y a pas de consolation possible, puisque toi-même, mon cher Frédéric, tu ne peux que pleurer avec moi."

Depuis cette confidence, Albin ne devint pas plus gai, mais il était moins malheureux, parce qu'il pouvait causer de sa sœur.

Les vacances arrivent; au lieu de bondir de joie au seul mot de vacances, Albin soupire en faisant son paquet. Il va revoir la maison paternelle; mais sa petite Juliette ne viendra pas lui sauter au cou; il verra sa place vide à table; un vêtement, un débris de joujou lui fendra le cœur; et pourtant c'est là ce qu'il espère, c'est là qu'il va chercher en vacances. — „Ah! ma bonne petite sœur! qu'il était beau le jardin! Qu'il sera triste et désert maintenant! Qu'elle était verte la pelouse! Hélas! il n'y a plus de gazon pour Albin! c'est partout l'herbe de la tombe."

Tandis qu'il s'abandonnait à ces tristes pensées, le moment de partir arrive; il embrasse Frédéric, et bientôt la diligence l'emporte au galop sur la route du midi.

A moitié chemin la voiture s'arrête, pour le dîner des voyageurs. Albin, qui n'est pas long à ses repas, demande au conducteur s'il peut faire un tour dans la ville, en attendant qu'on se remette en route. —

„Vous avez une bonne demi-heure, mon petit ami, lui répond celui-ci; mais soyez exact, sans quoi nous partirons sans vous." — Je serai ici avant une demi-heure, dit Albin; et le voilà qui suit la grande rue pour aller visiter une église qu'on apercevait de l'hôtel des messageries.

Tandis que, chemin faisant, Albin s'amuse à regarder les boutiques, il voit, à la fenêtre d'un revendeur, une petite croix d'émail bleu, incrustée de mosaïque, dont il avait fait présent à sa petite Juliette, il y avait trois ans. — „Je ne me trompe pas, dit-il, c'est la croix de ma sœur: elle l'avait à son cou le jour qu'elle est disparue. Ah! si je pouvais.... Madame, êtes-vous la marchande?" — Oui, monsieur. — Où avez-vous acheté cette croix? — Ma foi! je n'en sais rien; c'est notre homme qui achète; moi, je ne me mêle que

de vendre. La voulez-vous? je vous en ferai bon marché. — Ah! madame, dites-moi où est votre mari; il faut que je lui parle bien vite. La diligence va partir dans une demi-heure. — Mon mari! il est à la vente, à deux pas d'ici. — Je vous en prie, madame, allez le chercher, que je lui parle. — C'est impossible. Qui garderait la boutique? D'ailleurs, il ne peut pas quitter sa place. — Eh bien! indiquez-moi où l'on fait la vente; je vais le trouver. — C'est très-facile; chez mademoiselle Chamon, dans le carrefour. — Mais je ne connais ni le carrefour, ni mademoiselle Chamon. — Vous auriez de la peine à la connaître aujourd'hui; il y a huit jours qu'elle est morte. — Je vous en supplie, indiquez-moi le carrefour. — Comment! vous ne connaissez pas même le carrefour! vous êtes bien de votre pays!

Après avoir encore impatienté longtemps le pauvre Albin par son bavardage, la commère finit par lui montrer du doigt la rue qui conduisait au carrefour. Albin, après avoir lu sur la boutique le nom du revendeur, ne fit qu'un saut à la maison de la vente, qu'il reconnut facilement à l'affiche. Il entre, il demande le revendeur à la première personne qu'il trouve. C'était un fripier. „Hé! Gros-Jean, voilà un petit bourgeois qui veut te parler.“ — „Un sou sur le mantelet,“ répond Gros-Jean; „tu veux me distraire, mais tu ne l'auras pas.“

Gros-Jean, en effet, placé près de la table où l'on vendait, ne pouvait voir Albin, à cause d'un triple rang de fripiers et de commères qui, grimpés sur des chaises et sur des bancs, formaient un gradin impénétrable. Il fallut que le malheureux Albin attendît jusqu'au bout l'adjudication du cruel mantelet; car le fripier, piqué du propos de Gros-Jean, oublia tout à fait Albin, pour disputer la nippe à son confrère.

Cependant, après la vente du mantelet, Albin fit tant des pieds et des mains, qu'il parvint jusqu'à Gros-Jean, non sans avoir été piétiné, pressé, coudoyé par chacun, et sans avoir lui-même fait dégringoler une demi-douzaine de commères de leurs trônes vacillants. Après avoir essuyé la mauvaise humeur de Gros-Jean, Albin sut enfin de lui ce qu'il avait tant d'envie d'apprendre: la croix bleue avait été vendue par un aubergiste de la ville qui demeurait au Chariot-d'or. Albin y court. L'aubergiste n'est pas chez lui, mais dans un jardin qu'il a près de la ville. Albin oublie l'heure, la voiture, le conducteur, et ne songe qu'à Juliette. Il vole au jardin, arrive hors d'haleine et tout en eau. L'aubergiste était un bavard qui le retient une heure, avant d'arriver au fait. Voici pourtant ce qu'Albin put savoir, au milieu de son verbiage. Le Chariot-d'or est l'auberge où logent les danseurs de corde et les faiseurs de tours qui viennent à la foire tous les ans. La troupe de l'année

passée, n'ayant pu satisfaire l'aubergiste, a laissé des effets en paiement, et la croix se trouvait du nombre. Il se rappelle qu'il y avait plusieurs petits danseurs et danseuses en bas âge, mais il ne sait pas où la troupe est allée.

Albin, voyant par-là son espérance trompée, retourne à la diligence; il y a deux bonnes heures qu'on est parti. Albin se met à pleurer. L'hôte des diligences lui fait espérer qu'il trouvera peut-être une place pour le lendemain; Albin ne l'entend pas; il sort de la ville, et cherche la solitude, pour s'abandonner à son chagrin. Tout à coup il lui vient une idée qu'il croit excellente; il se souvient qu'il a vu autrefois, dans l'almanach de Liége, l'indication de foires et de marchés; il rentre dans la ville, achète un almanach de Liége; il y voit que la foire de Chartres commence dans deux jours; il demande la route de Chartres, et entreprend le voyage à pied.

Comme il n'avait pas beaucoup d'argent dans la bourse, il ne mangeait que du pain le long du chemin, et couchait sur la paille, tantôt dans une étable, tantôt dans une grange. Enfin, après un voyage pénible de quatre jours, il arrive à Chartres vers les dix heures du soir; il demande la place de la foire aux premières personnes qu'il rencontre, et tout fatigué qu'il est, il double les pas avec une nouvelle ardeur.

Mais, hélas! il est trop tard. La foire est déserte; les lumières s'éteignent peu à peu derrière la toile transparente qui ferme les boutiques; et la garde silencieuse se promène à pas lents entre les deux rangs de baraques. Allons, dit Albin, ce sera pour demain; et il va chercher un asile pour la nuit dans l'auberge la plus voisine et la moins apparente qu'il peut trouver.

Dors, Albin, dors, et qu'un songe heureux te fasse retrouver ta chère petite Juliette!

Hélas! tes pauvres parents ne dorment pas; ils ont vu la diligence arriver sans toi; ta mère pleure, ton père te cherche, et tous les deux disent, le cœur brisé: *C'est le second!*

Cependant au point du jour, Albin, sur la place de la foire, accuse la paresse des marchands et des curieux. Il est seul, et voudrait déjà voir les danseurs de corde commencer la parade; il compte les arrivants, parcourt en tous sens la foire, et revient sans cesse à la grande loge des sauteurs.

Enfin, le monde arrive; le tambour, la trompette se font entendre; Paillasse paraît. L'honorable assistance, la tête levée, la bouche béante et les yeux attentifs, offre le tableau comique de physionomies variées, qui s'apprêtent à rire, et préludent à la joie par des grimaces différentes.

Nous ne suivrons pas la parade. Paillasse y prodigua les balourdises, et son maître les soufflets; l'un estropiait

les mots, l'autre, par une profusion d'S et de T, qu'il échangeait sans scrupule, arrondissait ses phrases et tranchait du beau parleur. Mais les plus belles choses ont une fin: las de crier sans cesse butor et grossier personnage, le directeur appelle la troupe, et la range sur les planches. Ainsi l'habile marchand pare son étalage.

Albin tressaille: il ne voit pas sa sœur; l'espérance l'abandonne, lorsqu'il entend ces mots: Voici, messieurs, mesdames, un échantillon de la grande troupe des sauteurs-voltigeurs, troupe trop nombreuse pour paraître ici tout entière. Aujourd'hui, par extraordinaire, grand spectacle, danse de corde et voltige, assaut des sauteurs, pyramides, élévations, et les exercices de la jeune Américaine, âgée de six ans, blanche comme un lis, et qui danse l'allemande sur la corde, avec autant de grâce que les négresses du Canada. Entrez, messieurs, mesdames, suivez la foule, entrez, voyez le monde."

Albin est déjà dans la loge, assis au premier rang, au milieu du théâtre. Que nous importent les caprioles et les danses de tous les sauteurs? Comme Albin, nous attendons avec impatience la jeune Américaine. Elle paraît enfin, la tête ombragée de plumes de toutes couleurs; elle s'avance sur le théâtre pour saluer l'assemblée. Albin la voit, la reconnaît, saute sur le théâtre, et la prend dans ses bras, en s'écriant: „Ma sœur!" — „Mon frère! mon frère!" s'écrie à son tour la petite Juliette, en pleurant de joie.

Le directeur de la troupe, pour qui ce tableau n'a rien d'intéressant, veut faire descendre Albin. „Retirez-vous, petit drôle! Sortez d'ici; vous troublez le spectacle." Albin résiste, et se tournant vers les spectateurs: „Au secours, messieurs, au secours! Cet enfant est ma sœur, que ce scélérat nous a enlevée. Qu'on nous conduise au maire de la ville, et nous nous ferons reconnaître." Le directeur, qui voit le danger qui le menace, tente un dernier effort pour enlever Albin et le faire sortir par-derrière le théâtre; mais aux cris de celui-ci, cinq ou six vigoureux paysans montent sur les planches, et prennent les deux enfants sous leur protection. Un des spectateurs quitte la loge et va chercher la garde. Albin, Juliette, et le chef des sauteurs sont conduits devant le maire.

Albin raconte la disparition de sa sœur, la découverte de la petite croix, et la scène qui vient d'avoir lieu. La petite Juliette, en sanglotant, fait aussi le récit de son histoire: sa bonne l'avait menée promener dans un village où il y avait une fête; elle avait laissée regarder des faiseurs de tours, tandis qu'elle allait danser une contre-danse. Les sauteurs l'avaient emmenée, en lui promettant de lui donner du bonbon, et de lui montrer la lanterne magique. Ils l'avaient fait entrer dans leur carriole et l'avaient emportée, la menaçant de la tuer, si elle criait. Depuis ce

temps ils avaient couru de foire en foire, et lui avaient appris à danser sur la corde, non sans la maltraiter cruellement. Ils lui avaient de plus fait les plus terribles menaces, si jamais elle disait qu'on l'avait enlevée.

Le maire dressa procès-verbal de la déclaration des enfants. Le faiseur de tours voulait nier les faits, et soutenir que la jeune Américaine était sa fille; mais le maire le fit mettre en prison, jusqu'à ce qu'on lui fit son procès.

Quant à Juliette et son frère, il les garda dans sa maison, jusqu'à ce qu'il eût trouvé une occasion sûre pour les renvoyer à leurs parents, ce qui ne tarda pas à arriver.

Albin et sa sœur arrivèrent un soir à la porte de la chambre où leurs parents étaient réunis. Ils s'y arrêtèrent un moment, et entendirent le Papa qui disait: „J'ai eu beau demander à l'auberge des diligences et dans la ville, personne n'a pu me dire ce qu'il est devenu. Dieu tout-puissant! qu'avons nous fait pour être aussi malheureux? — Perdre à la fois nos deux enfants!“ s'écria la mère. — „Nous voici, nous voici; ne pleurez pas!“ et déjà ils sont dans les bras de leurs parents, qui les couvrent de pleurs et de baisers.

L'histoire rapporte que le directeur des danseurs de corde fut condamné aux galères à perpétuité. La chaîne des galériens passa par la ville où demeuraient nos chers petits amis. Albin alla la voir passer; mais Juliette refusa d'accompagner son frère.

28. Der Kohlkopf.

Deux garçons de métier, Joseph et Benoît, passaient un jour près d'un jardin potager, en traversant un village.

Regardez un peu, dit Joseph, de quelle grosseur prodigieuse sont ces têtes de choux.

En vérité, répondit Benoît, ces choux n'ont rien de remarquable. En faisant mon tour de France, j'en ai vu une tête qui était beaucoup plus grande que le presbytère que vous voyez là-bas.

C'est beaucoup dire, répliqua Joseph, qui était chaudronnier. Cependant je me souviens d'avoir travaillé à certain chaudron qui était d'une grandeur égale à celle de l'église.

Mais, au nom du ciel! s'écria Benoît, dites-moi ce qu'on voulait faire d'un vase si démesuré.

C'était pour y faire bouillir votre chou, répondit Joseph.

b) In gebundener Rede.

29. Der König und der Bischof.*

Au temps où du savoir on ignorait le prix,
 Un prélat fort riche en adages
Faisait du bruit en France; il semblait avoir pris

* Barthelemy Imbert.

Dame Renommée à ses gages.
Elle épuisait pour le prôner
Son hyperbolique éloquence,
Et partout allait le donner
Pour un prodige de science.

Le roi régnant, de qui le nom
N'a pas été conservé par l'histoire,
Chassait un jour près du canton
Que le prélat remplissait de sa gloire;
Et par lui-même il fut tenté de voir
Jusqu'où de ce pasteur s'étendait le savoir.
Il le mande en ces mots: „Prélat, je vous ordonne
De venir à ma cour, dans quatre jours d'ici,
Pour y satisfaire en personne
Aux trois questions que voici:
Devinez-moi d'abord le point central du monde;
Après, ce que je vaux; enfin,
Ce que je pense.“ Il est certain
Que pour le coup sa science profonde
Se trouve à sec. Ce caprice du roi
L'étonne et le met en cervelle;
Il frémit à cette nouvelle.
Plus fin que lui, je pense, eût reculé d'effroi.
Il avait beau se gratter les oreilles.
Comment répondre, et répondre si tôt?
Qui résoudrait des questions pareilles?
„Ah! que je crains,“ dit-il, „de passer pour un sot!“
Comme, sa lettre en main, aux pieds d'une montagne
Tristement il se promenait,
(Il était lors à sa campagne)
Et qu'en sa tête il tournait, retournait
Tous les moyens de se tirer d'affaire,
Vint son meunier. L'évêque était fort populaire:
Le meunier, né plaisant et rempli de gaîté,
L'amusait, avait su lui plaire,
Et lui parlait souvent, même avec liberté.
„Monseigneur,“ lui dit-il, „je lis sur votre mine
Quelque sujet d'avoir l'âme chagrine.
Qui vous a donc si fort troublé?
Votre rôt ce matin a-t-il été brûlé?
Serait-ce pis? la vigne aurait-elle coulé?
Ah! c'est ce papier, je devine,
Qui vous afflige.“ — „Oui, justement,“
Dit l'évêque: „le roi veut savoir promptement
En quel endroit est le centre du monde,
Le prix qu'il vaut lui-même, et ce qu'il pense enfin.
Dans quatre jours, mon pauvre Mathurin,
Sur ces trois points il faut que je réponde.“ —

„Et voilà donc votre chagrin?
On dit bien vrai qu'un rien souvent arrête
Un grand génie. Oui, car il est certain
Que l'esprit, Monseigneur, ne manque à votre tête,
Pas plus que l'eau dans mon moulin.
Vous lisez sans lunette en un livre latin,
Vous déchiffrez l'écriture de main
Tout aussi bien que la lettre moulée;
Et pour si peu votre tête est troublée?
En effet, qui la trouble? un chiffon de papier,
Trois mots de questions. Moi, je vais parier
Avec mon peu d'esprit de vous tirer d'affaire:
Devenons aujourd'hui, vous d'évêque meunier,
Moi de meunier évêque; après laissez-moi faire,
Et vous verrez qu'on sait plus d'un métier.
Vous m'avez dit un jour que jamais notre sire
Ne vous a vu: j'irai le trouver sans façon,
Et, sauf votre respect, quoi qu'il puisse me dire,
Je veux être pendu, si je ne lui réponds."

L'offre ne fut point dédaignée:
On se hâte, et le même jour
Notre meunier, la tête enfarinée,
Sous l'habit du prélat se présente à la cour.
„Sire," dit-il, „je viens pour satisfaire
Aux questions que Votre Majesté
Par sa lettre a daigné me faire."
„Voyons," répond le roi, „si, contre l'ordinaire,
La Renommée a dit la vérité.
Répondez donc, prélat de science profonde:
En quel endroit est le centre du monde?"

A ces mots Mathurin, armé d'un long compas,
Trace un rond à ces pieds, et, calculant tout bas:
„Sire, le centre est, d'après mon système,
Ici: si par hasard vous ne m'en croyez pas,
Faites-le mesurer vous-même.
Pour savoir quel est votre prix,
C'est des trois questions la plus embarrassante:
Jésus-Christ fut vendu jadis
Vingt-neuf deniers . . . je vous estime trente:
Vous n'avez pas à vous plaindre, je croi;
Je dois respect au trône; mais, en somme,
Mettre un denier de plus, c'est bien payer un roi."

„Fort bien," répond le roi, „mais qu'est-ce que je pense?
Ce dernier point, si j'en crois l'apparence,
Est mal aisé." — „Pas plus que le premier,"
Répondit le meunier, toujours sûr de son rôle:

„Vous pensez à l'évêque adresser la parole:
Vous ne parlez qu'à son meunier.“

Le roi s'amusa fort; il rit de l'aventure
Et des discours de Mathurin:
„Tu m'as plu,“ lui dit-il: „ta récompense est sûre;
Demande un prix, tu l'obtiendras soudain.“

Sire, dit le meunier, je veux pour récompense
(Vous pouvez l'accorder sans appauvrir l'état)
Que sur le stratagème on garde le silence,
Et que l'honneur en demeure au prélat.
Le roi promit, et garda sa promesse:
On publia partout qu'à chaque question
L'évêque avait parlé comme eût fait la Sagesse,
Et ce récit augmenta son renom.

30. Der Kalif. *

Autrefois dans Bagdad, le calife Almamon
Fit bâtir un palais plus beau, plus magnifique
Que ne le fut jamais celui de Salomon.
Cent colonnes d'albâtre en formaient le portique;
L'or, le jaspe, l'azur, décoraient le parvis;
Dans les appartements embellis de sculpture,
Sous des lambris de cèdre, on voyait réunis
Et les trésors du luxe et ceux de la nature,
Les fleurs, les diamants, les parfums, la verdure,
Les myrtes odorants, les chefs-d'œuvre de l'art,
Et les fontaines jaillissantes
Roulant leurs ondes bondissantes
A côté des lits de brocart.
Près de ce beau palais, juste devant l'entrée,
Une étroite chaumière, antique et délabrée,
D'un pauvre tisserand était l'humble réduit.
Là, content du petit produit
D'un grand travail sans dette et sans soucis pénibles,
Le bon vieillard, libre, oublié,
Coulait des jours doux et paisibles,
Point envieux, point envié.
J'ai déjà dit que sa retraite
Masquait le devant du palais.
Le visir veut d'abord, sans forme de procès,
Qu'on abatte la maisonnette;
Mais le calife veut que d'abord on l'achète.
Il fallut obéir: on va chez l'ouvrier,
On lui porte de l'or. Non, gardez votre somme,
Répond doucement le pauvre homme;

* Florian.

Je n'ai besoin de rien avec mon atelier;
Et quant à ma maison, je ne puis m'en défaire:
C'est là que je suis né, c'est là qu'est mort mon père,
Je prétends y mourir aussi.
Le calife, s'il le veut, peut me chasser d'ici,
Il peut détruire ma chaumière;
Mais, s'il le fait, il me verra
Venir, chaque matin, sur la dernière pierre
M'asseoir et pleurer ma misère.
Je connais Almamon, son cœur en gémira.
Cet insolent discours excita la colère
Du visir, qui voulut punir ce téméraire
Et sur-le-champ raser sa chétive maison;
Mais le calife lui dit: Non,
J'ordonne qu'à mes frais elle soit réparée;
Ma gloire tient à sa durée:
Je veux que nos neveux, en la considérant,
Y trouvent de mon règne un monument auguste.
En voyant le palais, ils diront: Il fut grand;
En voyant la chaumière, ils diront: Il fut juste.

31. Der Müller zu Sans-Souci. *

L'homme est bien variable; et ces malheureux rois,
Dont on dit tant de mal, ont du bon quelquefois.
J'en conviendrai sans peine, et ferai mieux encore,
J'en citerai pour preuve un trait qui les honore:
Il est de ce héros, de Frédéric second,
Qui, tout roi qu'il était, fut un penseur profond.

.

Il voulait se construire un agréable asile,
Où, loin d'une étiquette arrogante et futile,
Il pût, non végéter, boire et courir les cerfs,
Mais des faibles humains méditer les travers,
Et, mêlant la sagesse à la plaisanterie,
Souper avec d'Argens, Voltaire et Lamettrie.
Sur le riant coteau par le prince choisi,
S'élevait le moulin du meunier *Sans-Souci*.
Le vendeur de farine avait pour habitude
D'y vivre au jour le jour, exempt d'inquiétude
Et, de quelque côté que vînt souffler le vent,
Il y tournait son aile, et s'endormait content.
Fort bien achalandé, grâce à son caractère,
Le moulin prit le nom de son propriétaire;
Et des hameaux voisins, les filles, les garçons
Allaient à Sans-Souci pour danser aux chansons.
Sans-Souci!... ce doux nom d'un favorable augure
Devait plaire aux amis des dogmes d'Epicure.

* Andrieux.

Frédéric le trouva conforme à ses projets,
Et du nom d'un moulin honora son palais.
Hélas! est-ce une loi sur notre pauvre terre
Que toujours deux voisins auront entre eux la guerre;
Que la soif d'envahir et d'étendre ses droits
Tourmentera toujours les meuniers et les rois?
En cette occasion le roi fut le moins sage;
Il lorgna du voisin le modeste héritage.
On avait fait des plans fort beaux sur le papier,
Où le chétif enclos se perdait tout entier.
Il fallait sans cela renoncer à la vue,
Rétrécir les jardins, et masquer l'avenue.
Des bâtimens royaux l'ordinaire intendant
Fit venir le meunier, et d'un ton important
„Il nous faut ton moulin, que veux-tu qu'on t'en donne?
— Rien du tout: car j'entends ne le vendre à personne.
Il vous faut est fort bon . . . mon moulin est à moi. . . .
Tout aussi bien, au moins, que la Prusse est au roi.
— Allons, ton dernier mot, bonhomme, et prends-y garde,
— Faut-il vous parler clair? — Oui. — C'est que je le garde:
Voilà mon dernier mot.“ Ce refus effronté
Avec un grand scandale au prince est raconté.
Il mande auprès de lui le meunier indocile;
Presse, flatte, promet; ce fut peine inutile,
Sans-Souci s'obstinait. „Entendez la raison,
Sire, je ne peux pas vous vendre ma maison:
Mon vieux père y mourut, mon fils y vient de naître;
C'est mon Potsdam, à moi. Je suis tranchant peut-être:
Ne l'êtes-vous jamais? Tenez, mille ducats,
Au bout de vos discours, ne me tenteraient pas;
Il faut vous en passer, je l'ai dit, j'y persiste.“
Les rois malaisément souffrent qu'on leur résiste.
Frédéric, un moment par l'humeur emporté:
„Parbleu! de ton moulin c'est bien être entêté;
Je suis bon de vouloir t'engager à le vendre!
Sais-tu que sans payer je pourrais bien le prendre?
Je suis le maître. — Vous! . . . de prendre mon moulin?
Oui, si nous n'avions pas des juges à Berlin.“
Le monarque, à ce mot, revient de son caprice.
Charmé que sous son règne on crût à la justice,
Il rit, et se tournant vers quelques courtisans,
„Ma foi, messieurs, je crois qu'il faut changer nos plans.
Voisin, garde ton bien; j'aime fort ta réplique.“
Qu'aurait-on fait de mieux dans une république?
Le plus sûr est pourtant de ne pas s'y fier:
Ce même Frédéric, juste envers un meunier,
Se permit maintes fois telle autre fantaisie:
Témoin ce certain jour qu'il prit la Silésie;
Qu'à peine sur le trône, avide de lauriers,

Epris du vain renom qui séduit les guerriers,
Il mit l'Europe en feu. Ce sont là jeux de prince:
On respecte un moulin, on vole une province.

31. Ein verständiger Vorsatz.*

Au mois de mai, se baignant dans la Seine,
Certain badaud y tomba dans un creux.
Quelques nageurs se donnèrent la peine
De l'en tirer: c'en était fait sans eux.
Entre leurs bras porté sur le rivage,
Il rappela ses esprits doucement,
Tant qu'à la fin ayant repris courage:
Beau sire Dieu, cria-t-il hautement,
De me baigner si désormais l'envie
Me revenait, daignez me la changer:
Oncques dans l'eau n'entrerai de ma vie
Qu'auparavant je ne sache nager.

B.

Lyrisch.

33. Neun zweizeilige Reimsprüche.

I. Ne demandez à Dieu ni grandeur ni richesse,
Mais pour vous gouverner demandez la sagesse.
II. Craignez un Dieu vengeur, et tout ce qui le blesse:
C'est là le premier pas qui mène à la sagesse.
III. Dieu voit tout, est partout, on ne peut le tromper;
A son œil pénétrant rien ne peut échapper.
IV. Qui ferme son oreille aux cris de l'indigent,
Criera lui-même en vain dans un besoin urgent.
V. Heureux ou malheureux, l'homme a besoin d'autrui:
Il ne vit qu'à moitié, s'il ne vit que pour lui.
VI. Sois aimable en ton air, modeste en tes discours,
Et de nombreux amis te chériront toujours.
VII. Ne perdez point le temps à des choses frivoles:
Le sage est ménager du temps et des paroles.
VIII. Trop de loisir aux vertus est contraire:
Qui ne fait rien n'est pas loin de mal faire.
IX. De l'étude bientôt le charme nous séduit:
Amère en sa racine, elle est douce en son fruit.

* La Monnaie.

34. Neun vierzeilige Reimsprüche.

I. A ses parents l'obéissance
N'est pas pour un enfant seulement un devoir,
C'est sa sûreté, sa défense
Au milieu des dangers qu'il ne saurait prévoir.

II. On ne doit espérer d'autrui
Que les égards qu'on a pour lui:
Le mal qu'on fait, on doit le craindre;
Il est injuste de s'en plaindre;

III. Tout annonce d'un Dieu l'éternelle existence;
On ne peut le comprendre, on ne peut l'ignorer:
La voix de l'univers annonce sa puissance,
Et la voix de nos cœurs dit qu'il faut l'adorer.

IV. Que vous devez aimer cette maman si chère,
Qui souffrit tant pour vous, qui vous comble de soins!
Voyez comme elle sait prévenir vos besoins:
Rien ne peut égaler la bonté d'une mère.

V. N'attendez pas toujours qu'on implore vos soins!
Allez des malheureux prévenir les besoins!
Et songez qu'un bienfait qui vient sans qu'on l'attende
Fait bien plus de plaisir que celui qu'on demande.

VI. Donnez de bonne grâce: agréable manière
Ajoute un nouveau prix au présent qu'on veut faire.
Ne rappelez jamais un service rendu:
Le bienfait qu'on reproche est un bienfait perdu.

VII. Il ne faut, mes enfants, ni tromper ni mentir:
L'honnête homme toujours dit la vérité pure.
Soit pour vous excuser, soit pour vous divertir,
Ne vous permettez pas la plus faible imposture.

VIII. Veut-on que du travail la peine soit légère,
Il faut être attentif, et ne point se distraire.
Pour faire avec aisance un ouvrage parfait,
Il ne faut s'occuper que de ce que l'on fait.

IX. Ne vous laissez jamais aller au bavardage:
Ne parlez qu'à propos: quand on parle toujours,
On ennuie, on déplaît, et, dans son verbiage,
Pour un mot raisonnable, on tient cent sots discours.

35. Das Grasmückennest. *

Je le tiens ce nid de fauvette!
Ils sont deux, trois, quatre petits!
Depuis si longtemps je vous guette;
Pauvres oiseaux, vous voilà pris!

Criez, sifflez, petits rebelles,
Débattez-vous; oh! c'est en vain:

* A. Berquin.

Vous n'avez pas encor vos ailes;
Comment vous sauver de ma main?

Mais quoi! n'entends-je point leur mère
Qui pousse des cris douloureux?
Oui, je le vois, oui, c'est leur père
Qui vient voltiger auprès d'eux.

Ah! pourrais-je causer leur peine,
Moi, qui l'été, dans ces vallons
Venais m'endormir sous un chêne,
Au bruit de leurs douces chansons?

Hélas! si du sein de ma mère
Un méchant venait me ravir,
Je le sens bien, dans sa misère,
Elle n'aurait plus qu'à mourir.

Et je serais assez barbare
Pour vous arracher vos enfants?
Non, non, que rien ne vous sépare;
Non, les voici, je vous les rends.

Apprenez-leur, dans le bocage,
A voltiger auprès de vous;
Qu'ils écoutent votre ramage
Pour former des sons aussi doux.

Et moi, dans la saison prochaine,
Je reviendrai dans ces vallons
Dormir quelquefois sous un chêne,
Au bruit de leurs jeunes chansons.

36. Was die Vöglein singen.*

Que chantez-vous, petits oiseaux?
Je vous regarde et vous écoute:
C'est Dieu qui vous a faits si beaux;
Vous le chantez sans doute.

Son nom vous anime en ces bois;
Vous n'en célébrez jamais d'autre:
Faut-il que mon ingrate voix
N'imite pas la vôtre?

Vos airs si tendres et si doux
Lui rendent tous les jours hommage:
Je le bénis bien moins que vous,
Et lui dois davantage.

* Cassagne.

37. Die Schwalben.

Regardez bien, petits enfants,
La légère hirondelle;
Elle revient chaque printemps
Et se montre fidèle.
Savez-vous qu'au plus haut des airs,
Volant avec courage,
Bien au delà des vastes mers
Elle a fait un voyage?

Pourquoi nous quitte-t-elle ainsi
Lorsqu'arrive l'automne?
C'est que l'hiver il neige ici,
Quand le bon Dieu l'ordonne;
Et ce joli petit oiseau,
Dès que le froid le pique,
S'en va chercher un ciel plus beau
Sur les rives d'Afrique.

Comment de ce pays lointain
A-t-il eu connaissance?
Qui donc le dirige en chemin
Et lui donne assistance?
C'est Dieu lui-même qui l'instruit,
Et, sans que rien l'arrête,
Docilement il obéit,
Sans craindre la tempête.

L'on ne trouve pas dans les bois
Le nid de l'hirondelle;
D'une maison elle fait choix,
Puis travaille avec zèle;
Lorsqu'après divers accidents
Sa tâche est achevée,
Il faudrait être bien méchants
Pour prendre sa couvée.

Douce hirondelle, ne crains rien
Près de notre demeure;
Par tes chants fais-nous le matin
Lever de bien bonne heure.
Et quand nous te voyons partir
Et voler loin de France,
Comme toi sachons obéir
A Dieu dès notre enfance.

38. Die Weinlese.

C'est la saison d'automne
Qui succède à l'été;
Par elle Dieu nous donne
Les dons de sa bonté.
Célébrons ses louanges
Avec ravissement.
C'est le temps des vendanges,
Oh! qu'il est amusant!

Sur la vigne pourprée
A mûri le raisin,
Dont la liqueur sucrée
Doit se changer en vin.
Au travail on s'apprête;
Quand il faut le cueillir,
C'est un moment de fête,
On va se réjouir.

39. Der Winter.

Nous avons l'hiver,
Et le froid de l'air
Augmente.
Les prés sans couleur
Ont perdu leur fleur
Riante.

Les glaçons sur l'eau,
Sur chaque ruisseau,
S'amassent;
Et la neige aux champs
S'envole où les vents
La chassent.

40. Der Winter.

L'hiver amène la froidure,
Quand l'année achève son cours;
Alors disparaît la verdure,
Alors finissent les beaux jours.
Les arbres perdent leur feuillage,
L'on ne peut plus cueillir de fleur;
Les oiseaux cessent leur ramage,
Le soleil a moins de chaleur.

L'on n'entend plus dans la campagne
Le chant joyeux du laboureur.

Dans les bois et sur la montagne
Court le chien léger du chasseur.
Le bûcheron prend sa cognée
Et fait tomber les vieux ormeaux,
Et dans l'étable bien soignée
Dort la brebis près des agneaux.

Que fait un enfant doux et sage
Pendant cette sombre saison?
Il s'applique selon son âge
A bien apprendre sa leçon.
Dans le foyer, quand le feu brille,
Il se réchauffe à sa chaleur;
Mais à la flamme qui pétille
De se brûler il a grand' peur.

Dans ces moments qu'il se rappelle
Que beaucoup de pauvres enfants
N'ont point de feu tandis qu'il gèle,
Et sont transis et grelottants;
Que dans la forêt effeuillée
De froid meurt le petit oiseau,
Lorsque la terre est dépouillée
Et qu'il ne peut plus trouver d'eau:

L'enfant sage les plaint et prie
Le bon Dieu de veiller sur eux;
Et toujours aussi remercie
Le Seigneur qui le rend heureux.
C'est de lui qu'il tient toute chose,
Un sûr abri, des vêtements;
Car c'est Dieu qui de tout dispose
Et qui protége ses enfants.

41. Des Rothkehlchens Bitte. *

Les bois ont perdu leur feuillage,
Et les oiseaux n'ont plus d'abris:
Ne pouvant plus servir d'ombrage,
Les feuilles servent de tapis;
La neige, par masses profondes,
S'entasse dans le bois muet,
Et la glace enchaîne les ondes
Du triste ruisseau qui se tait.

Le rouge-gorge du bocage
Cherche le chaume et les maisons,
Et va quêter, en son langage,
Pitié, secours, provisions.

* Mlle. A. Montgolfier.

La neige à flots tombe si vite.
Ayez pitié de moi!
Pas une feuille qui m'abrite,
Et le vent souffle fort et froid.

Point de graines, point de prunelles,
Plus de rouges poires-martin;
La terre est dure et l'eau se gèle;
J'ai froid, et j'ai soif, et j'ai faim.
Couvert de feuilles, fait de mousse,
Mon nid soyeux, las! est détruit.
Plus de retraite chaude et douce
Pour y dormir en paix la nuit.

Et maintenant si je repose
Sur ces rameaux blancs, je mourrai
Tout gelé, vous en serez cause,
Avant que l'aube ait éclairé.
Oh! jetez-moi quelques miettes,
Accueillez-moi près du foyer;
Je saurai, par mes chansonnettes,
Vous payer bientôt mon loyer.

Quand j'aurai séché mon plumage
Qui se colle à mon dos transi,
Je veux, en mon joyeux ramage,
Tout le jour vous dire *merci!*
Jusques en la saison dorée
Du soleil, des feuilles, des fleurs,
Oh! gardez-moi!... Quelle soirée!
Si vous me repoussez, je meurs!

Et demain sur la froide terre,
Quand vous me verrez raide mort,
Vous me plaindrez, et ma prière
Vous reviendra comme un remord.
Ah! gardez la petite chose
Qui demande si peu, si peu!
A la première fleur éclose,
Je m'envole et vous dis adieu.

42. Der Frühling für die Armen.*

Oh! comme l'hiver était dur!
Combien j'ai vu souffrir ma courageuse mère!
Combien j'ai déploré, dans notre asile obscur,
Mon impuissance et sa misère!

* Jussieu.

Cependant nous avons vécu,
Nous avons traversé cette saison terrible;
Une Providence visible
A nos pressants besoins chaque jour a pourvu.

Et voici maintenant qu'a cessé la froidure;
Voici revenir le printemps,
Et la douce chaleur, et la fraîche verdure;
Nouveaux bienfaits de Dieu pour les pauvres enfants.

Soleil, dont la chaleur doucement me pénètre,
Que tu me fais plaisir, que tu me fais de bien!
Près de sa petite fenêtre,
Maman va se chauffer sans qu'il en coûte rien.

Tes rayons sont pour tout le monde,
Tu n'exiges nul prix pour tes nombreux bienfaits,
Et tu verses les feux de ta clarté féconde
Sur la cabane et le palais.

La commune fontaine, ouverte à l'indigence,
Ne présentera plus ses arides glaçons;
Librement nous y puiserons
Cette eau, premier besoin qu'ignore l'opulence.

Que ce printemps nouveau nous promet de douceurs!
Que j'aime ce naissant feuillage!
Le pauvre se console en dormant sous l'ombrage,
Bercé par le zéphyr que parfument les fleurs.

Et voici, près de ma croisée,
Les bons petits oiseaux qui vont faire leurs nids;
Ils ne me fuiront pas, car, la saison passée,
Alors qu'ils avaient faim, mon pain les a nourris.

Il faut si peu pour satisfaire
Aux modestes besoins du petit passereau!
Tout pauvre que je suis, hélas! dans ma misère,
J'avais encor de quoi secourir un oiseau.

Que grâce en soit rendu au Dieu de la nature,
Qui veille sur tous ses enfants;
Au Dieu qui donne la pâture
A l'insecte, au lion, aux faibles, aux puissants!

Dieu, qui m'as conservé ma mère,
Dieu, qui m'as exaucé lorsque je t'ai prié;
Quand tu rends le printemps aux pauvres de la terre,
Que ton nom soit glorifié!

43. Die kleine Bettlerin.*

C'est la petite mendiante
Qui vous demande un peu de pain;
Donnez à la pauvre innocente,
Donnez, donnez, car elle a faim.
Ne rejetez pas ma prière:
Votre cœur vous dira pourquoi.
J'ai six ans, je n'ai plus de mère,
J'ai faim, ayez pitié de moi.

Hier c'était fête au village,
A moi personne n'a songé.
Chacun dansait sous le feuillage,
Hélas! et je n'ai pas mangé.
Pardonnez-moi, si je demande;
Je ne demande que du pain;
Du pain! je ne suis pas gourmande;
Ah! ne me grondez pas, j'ai faim.

N'allez pas croire que j'ignore
Que dans ce monde il faut souffrir:
Mais je suis si petite encore,
Ah! ne me laissez pas mourir.
Donnez à la pauvre petite,
Et pour vous comme elle priera!
Elle a faim, donnez, donnez vite;
Donnez, quelqu'un vous le rendra.

Si ma plainte vous importune,
Eh bien! je vais rire et chanter;
De l'aspect de mon infortune,
Je ne dois pas vous attrister.
Quand je pleure l'on me rejette,
Chacun me dit: Eloigne-toi.
Ecoutez donc ma chansonnette;
Je chante, ayez pitié de moi!

44. Gebet.**

Notre père des cieux, père de tout le monde,
De vos petits enfants c'est vous qui prenez soin;
Mais à tant de bontés vous voulez qu'on réponde
Et qu'on demande aussi, dans une foi profonde
Les choses dont on a besoin.

* Boucher de Perthes.
** Mme. Amable Tastu.

Vous m'avez tout donné, la vie et la lumière,
Le blé qui fait le pain, les fleurs qu'on aime à voir,
Et mon père et ma mère, et ma famille entière;
Moi, je n'ai rien pour vous, mon Dieu, que la prière
Que je vous dis matin et soir.

Notre père des cieux, bénissez ma jeunesse;
Pour mes parents, pour moi, je vous prie à genoux;
Afin qu'ils soient heureux, donnez-moi la sagesse;
Et puissent leurs enfants les contenter sans cesse,
Pour être aimés d'eux et de vous!

C.

Dramatisch.

45. Die kleine Aehrenleserin.*

PERSONNAGES.

M. de Beauval.
Marcellin, son fils.
Henriette, sa fille.
Mme. de Joinville.
Emilie, sa fille.
Hubert, garde.

(La scène est dans un champ qu'on vient de moissonner, et sur lequel il y a encore plusieurs monceaux de gerbes. On voit d'un côté la maison, de l'autre, des cabanes de paysans, et en général tout ce qui peut décorer un séjour champêtre.)

SCENE I.

Emilie (tenant des deux mains, par les anses, une corbeille pleine d'épis. Elle va s'asseoir auprès d'une gerbe.) Allons, voilà qui n'est pas mal commencé. Quelle joie pour ma pauvre mère! (Elle pose sa corbeille à terre, et regarde dedans d'un air satisfait.) Ce vieux moissonneur! avec quelle bonté il m'a rempli ma corbeille! J'aurais eu beau courir ça et là tout le jour, je n'en aurais jamais ramassé seulement la moitié. Que le bon Dieu l'en récompense! Voici encore quelques épis à terre: quand je n'en glanerais qu'une poignée ou deux ... (Elle enfonce des deux mains les épis dans la corbeille.) Je les ferai bien entrer en pressant un peu; et puis, n'ai-je pas mon tablier? (Elle se léve, prend d'une main les deux bouts de son tablier, et s'apprête de l'autre à y jeter les épis qu'elle ramasse, lorsqu'elle entend du bruit.) Mon Dieu! Voici un homme qui vient à moi d'un air fâché; je ne crois pas avoir fait du mal pourtant. (Elle retourne à sa corbeille, la reprend, et veut sen aller.)

* Arnaud Berquin nach Christian Felix Weiße.

SCENE II.

Emilie. Hubert.

Hubert (l'arrêtant par le bras). Ah, petite voleuse! je vous y prends.

Emilie. Que voulez-vous dire, monsieur? Je ne suis pas une petite voleuse; je suis une honnête petite fille, entendez-vous?

Hubert. Une honnête petite fille! toi, une honnête petite fille! (Il lui arrache la corbeille des mains.) Que portez-vous donc là-dedans, l'honnête petite fille?

Emilie. Des épis, comme vous voyez.

Hubert. Et ces épis ont apparemment poussé dans ta corbeille.

Emilie. Ah! s'ils poussaient dans ma corbeille, je n'aurais pas besoin de prendre tant de peine à les ramasser dans les champs.

Hubert. C'est donc volé!

Emilie. Monsieur, ne me traitez pas si vilainement, je vous prie; j'aimerais mieux mourir de faim avec ma mère, que de faire ce que vous dites là.

Hubert. Mais ils ne sont pas venus se jeter d'eux-mêmes dans ta corbeille, de par tous les diables!

Emilie. Mon Dieu! vous me faites peur avec vos jurements! Ecoutez-moi. J'étais allé glaner dans ce champ là-bas. Il y avait un bon vieillard qui me voyait faire. La pauvre enfant, a-t-il dit, qu'elle a de peine! je veux la secourir. Il y avait des gerbes couchées sur son champ; il en a tiré de pleines poignées d'épis, qu'il a jetées dans ma corbeille. Ce que l'on donne au pauvre, disait-il, Dieu le rend, et . . .

Hubert. Ah! j'entends. Le vieillard de ce champ là-bas t'a donné plein ta corbeille d'épis que tu prends ici dans nos gerbes, n'est-il pas vrai?

Emilie. Allez plutôt lui demander à lui-même; il pourra vous le dire.

Hubert. Que j'aille courir là-bas! oh bien! tu n'as qu'à attendre: je t'ai prise ici, tout est dit.

Emilie. Mais quand je vous dis que je n'ai touché à aucune gerbe! Le peu d'épis que j'ai dans mon tablier, je les ai ramassés à terre, parce que j'ai cru que cela était permis. Cependant, si vous y avez du regret, je suis prête à vous les rendre, tenez, voilà les vôtres.

Hubert. Non, non, ceux-ci resteront avec ceux-là; et où la corbeille restera, il faudra bien que tu restes aussi. Allons, suis-moi dans le chenil.

Emilie (avec effroi). Comment! que dites-vous, mon brave homme?

Hubert. Ah, oui, ton brave homme! je serais bien plus brave homme, si je te laissais échapper, n'est-ce pas? Dans le chenil, te dis-je, allons, allons!

Emilie. Ah! je vous supplie, pour l'amour de Dieu! je n'ai ramassé ici, je vous assure, que la poignée d'épis que je vous ai rendue. Que dirait ma pauvre mère, si je ne rentrais pas de la journée, si elle apprenait que l'on m'a mise en prison! Elle est capable d'en mourir.

Hubert. Je ne suis pas ici pour avoir pitié des gens; j'y suis pour les arrêter, lorsqu'ils entrent sur les terres de mon maître, et pour les fourrer en prison.

Emilie. Mais lorsqu'on n'a rien fait, lorsqu'on est innocent comme moi?

Hubert. Oui, parle-moi de ton innocence! Venir nous voler une pleine corbeille d'épis, et me faire ensuite mille menteries! Allons, allons, qu'on me suive!

Emilie. (Elle tombe auprès d'une gerbe.) Ah! mon cher monsieur, ayez pitié de moi. Prenez, si vous voulez, ma corbeille: hélas! ma petite provision ne vous rendra guère plus riche; mais laissez-moi aller, je vous en prie; si ce n'est pas pour moi, que ce soit pour ma pauvre mère: je suis toute sa consolation, tout son secours.

Hubert. Si je te laisse aller, ce n'est pas pour ta mère, au moins, je t'en avertis; je voudrais la voir à cent lieues; c'est pour toi seule, parce que tes pleurnicheries m'ont un peu remué le cœur. Mais n'attends pas que ta corbeille te suive; je la confisque pour la justice; et puis, c'est vendredi jour d'audience; M. le bailli prononcera une bonne amende: si on ne la paie pas, en prison, et chassée du village. (Il charge la corbeille sur son épaule. Emilie pleure à chaudes larmes, et se jette à ses genoux.) Allons, ne m'étourdis plus, ou tu verras ce qu'on y gagne. (Il s'éloigne en grommelant.) Mais voyez donc, si l'on n'était pas toujours à les épier, si petits qu'ils soient, ils nous enlèveraient, je crois, jusqu'à la terre de nos champs.

SCENE III.

Emilie (seule).

(Elle s'assied à terre, et appuie sa tête sur une gerbe. Elle pleure quelques moments en silence; enfin elle se lève, et regarde autour d'elle.) Ah! il s'en est allé, ce méchant homme! il m'emporte toute ma joie. Je perds tout, mes épis, ma jolie corbeille; et qui sait encore ce qui nous en arrivera, à ma mère et à moi? (Après une petite pause.) Que ses petits oiseaux sont heureux! il leur est au moins permis de venir prendre quelques grains pour leur repas, et moi... Mais qui sait si un méchant homme comme celui-ci n'est pas à les guetter, pour les tuer avec son fusil? Je vais les faire envoler, et je m'en irai; car peut-être me punirait-on encore d'avoir reposé ma tête sur cette gerbe... Mais qui sont ces deux enfants qui s'avancent?

SCENE IV.

Marcellin. Henriette. Emilie (essuyant ses larmes).

Marcellin. Ha! ha! c'est donc toi, petite fille, que le garde vient de surprendre à voler les épis de nos gerbes? (Les sanglots empêchent Emilie de répondre.)

Henriette (la regarde avec attention, et tire à part son frère). Elle a l'air d'une bonne petite fille, Marcellin. Elle pleure; ne l'afflige pas davantage par tes reproches. Le peu d'épis qu'elle a ramassés, ne vaut pas la peine . . . (Elle va à elle.) Ma pauvre enfant! qu'as-tu donc à pleurer?

Emilie. C'est de voir que l'on m'accuse sans sujet, et que vous me croyez peut-être coupable.

Marcellin. Tu ne l'es donc pas?

Emilie. Non, vous pouvez m'en croire. J'étais allée glaner dans ce champ là-bas. Un vieux moissonneur a eu pitié de ma peine, et m'a rempli ma corbeille d'épis. Je viens ensuite ici en ramasser quelques autres que je vois éparpillés ça et là. Votre méchant garde me trouve auprès de cette gerbe, et m'accuse de voler. Il me prend ma corbeille, et il m'aurait mise en prison, si, par mes prières et par mes larmes pour ma mère, je n'avais tant fait qu'il m'a laissée aller.

Henriette. Ah! j'aurais bien voulu voir qu'il t'arrêtât! Nous avons un bon papa, qui ne souffre pas qu'on fasse du mal aux pauvres, et qui t'aurait fait bien vite relâcher.

Marcellin. Oui, et qui te fera bientôt rendre ta corbeille, je t'en réponds.

Emilie (avec joie). Oh! le croyez-vous, mon cher petit monsieur?

Henriette. Marcellin et moi nous allons tant le prier . . . Sois tranquille. Il n'est jamais si content de nous que lorsque nous lui parlons en faveur des pauvres gens. Et nous pourrions même te faire rendre ta corbeille sans lui en parler.

Emilie. Ah! que vous êtes heureuse, ma jolie petite demoiselle, de n'avoir besoin du secours de personne, et de pouvoir même secourir les autres!

Marcellin. Tu es donc bien pauvre, ma chère enfant?

Emilie. Il faut bien l'être pour venir ramasser ici son pain avec tant de douleur.

Henriette. Quoi! c'est pour du pain que tu viens chercher des épis? Je croyais, moi, que c'était pour faire cuire les grains sur une pelle bien rouge, et les manger ensuite, comme nous le faisons quelquefois, mon frère et moi, quand personne ne nous regarde.

Emilie. Eh! mon Dieu, non; ma mère et moi nous voulions battre ces épis, et en donner les grains au meunier pour avoir de la farine et en faire du pain.

Henriette. Mais, ma pauvre enfant, tu n'en auras pas grand'chose, et cela ne vous durera pas longtemps.

Emilie. Et quand nous n'en aurions que pour un jour ou deux, c'est encore un ou deux jours de plus que ma mère et moi nous aurions à vivre.

Marcellin. Eh bien! pour que tu aies encore un autre jour d'assuré, je vais te donner une pièce de douze sous que j'ai gardée la dernière, parce qu'elle est toute neuve.

Emilie. Ah! mon cher petit monsieur, tant d'argent! Non, non, je n'ose le prendre.

Henriette (en souriant). Tant d'argent! Prends, prends toujours. Si j'avais ma bourse sur moi, je t'en donnerais bien davantage. Mais je te le garde, et tu n'y perdras rien.

Marcellin (lui présentant encore la pièce). Reçois-la comme une médaille. (Emilie rougit, reçoit la pièce, et lui serre la main sans lui répondre).

Marcellin. Ce n'est pas assez. Je vais courir à toutes jambes après notre garde, et il faudra bien qu'il me rende la corbeille, ou autrement...

Emilie. Ah! ne vous donnez pas cette peine. Vous me promettez de me secourir, c'est assez pour moi.

Henriette. Dis-moi, où loges-tu?

Emilie. Ici, dans le village.

Marcellin. Nous ne t'avions pas encore vue; et cependant nous venons ici tous les ans avec notre papa, au temps de la moisson.

Emilie. Nous n'y sommes que depuis huit jours. C'est chez une bonne vieille qui s'appelle Marguerite, et qui a montré bien de l'amitié à ma mère; oh! une bien grande amitié.

Henriette. Quoi! la vieille Marguerite?

Marcellin. Nous la connaissons. C'est la veuve d'un pauvre tisserand qui n'avait pas d'ouvrage. Mon papa la fait venir quelquefois pour ratisser le jardin.

Henriette. Veux-tu me conduire chez ta mère?

Emilie. Ce serait pour elle trop d'honneur. Une noble demoiselle comme vous ...

Henriette. Va, va, notre papa ne veut point que nous nous croyions plus nobles que les autres; et si tu n'as pas d'autres raisons ...

Emilie. Non, au contraire, vous pourrez m'aider à la consoler de la perte de ma corbeille et de mes épis. Et puis ce méchant homme qui nous a encore menacées ...

Marcellin. Ne crains rien de ses menaces. Tandis que ma sœur ira avec toi chez ta mère, je vais courir après lui, et sûrement ... Reviendras-tu ici?

Emilie. Si vous me l'ordonnez, mon cher petit monsieur.

Marcellin. Ta corbeille y sera avant que tu sois de retour.

Emilie. Peut-être que je vous amènerai ma mère pour vous faire ses remerciemens.

Henriette. Allons, allons, courons la trouver. (Elle prend Emilie par la main et sort avec elle.)

SCENE V.

Marcellin (seul).

Que nous sommes heureux, ma sœur et moi, de n'être pas obligés, comme cette pauvre enfant, d'aller ramasser de tous côtés des épis pour vivre! En vérité, cette petite parle comme si elle était née quelque chose: elle n'a point l'air malpropre et déguenillé des filles de nos paysans. Oh! j'obtiendrai sûrement de mon papa . . . Mais le voici qui vient avec Hubert. Bon, la corbeille est aussi de la compagnie.

SCENE VI.

Marcellin. M. de Beauval. Hubert.

Marcellin (en courant à son père). Ah! que je suis aise, mon cher papa, de vous rencontrer! (A Hubert.) Rends-moi cette corbeille.

Hubert. Doucement, doucement, monsieur; vous allez m'arracher le cou.

M. Beauval. Que veux-tu faire de cette corbeille, Marcellin?

Marcellin. Elle appartient à une pauvre petite fille, à qui ce vilain Hubert l'a prise, avec les épis qu'on lui avait donnés. Vous saurez tout, mon papa.

Hubert. Ho! ho! on est donc vilain pour faire son devoir, et pour ne pas aider les voleurs à faire leurs coups?

Premièrement, je ne les empêche point de glaner tant qu'ils veulent, lorsque la moisson est hors du champ; mais tant qu'il y reste une gerbe . . .

Marcellin (ironiquement). Que ne dis-tu aussi lorsque les champs sont en friche ou couverts de neige? Il y a grand'-chose à ramasser, n'est-ce pas, lorsque la moisson est rentrée?

Hubert. Vous n'entendez rien du tout à cela, monsieur. Secondement, qui peut nous répondre que ce ne sont pas des voleurs?

Marcellin. Des voleurs, grand Dieu! des voleurs! La petite fille m'a dit qu'elle n'avait pris ici aucun épi, et que c'était un vieux moissonneur du champ voisin qui lui avait rempli sa corbeille.

Hubert. Bon, elle vous l'a dit: comme s'il y avait un mot de vérité dans ce que ces gens-là vous disent! Je l'ai surprise ici sur une gerbe.

M. Beauval. Qui détachait des épis?

Hubert. Je ne dis pas tout à fait cela. Mais sais-je moi ce qu'elle avait fait avant mon arrivée? Et puis, n'est-ce pas un mensonge que cette histoire d'un vieux moissonneur qui

lui a rempli sa corbeille? Oh! je reconnais bien là nos paysans: ce sont des messieurs si charitables!

Marcellin. Et moi je soutiens que ces épis lui ont été donnés, car elle me l'a dit, et une si bonne fille ne saurait mentir.

Hubert. Et vous, n'avez-vous jamais menti, monsieur? Cependant nous vous regardons comme un brave jeune homme.

Marcellin. Entendez-vous, mon papa, comme ce vilain Hubert me traite? (A Hubert, en colère.) Non, si je mentais, je serais un méchant garçon, mais je ne mens pas, ni la bonne petite fille non plus. Et c'est vous qui êtes un ...

M. Beauval. Doucement, Marcellin: je suis content jusque-là de ta défense. On doit croire tous les hommes honnêtes gens, jusqu'à ce que l'on soit bien convaincu du contraire; mais l'on ne doit pas s'emporter contre ceux qui sont d'une opinion différente; et il faut chercher à les ramener avec douceur à des pensées plus consolantes et plus vraies.

Hubert. Non, non, monsieur, il vaut mieux croire tous les hommes méchants, jusqu'à ce que l'on voie, à n'en pouvoir douter, qu'ils sont honnêtes: c'est beaucoup plus sage. Lorsque je rencontre un bœuf sur ma route, je suppose toujours qu'il a la corne mauvaise, et je me tire de son chemin. Il peut se faire qu'il ne soit pas méchant; mais je ne cours aucun risque à prendre mes précautions. Le plus sûr est toujours le meilleur.

M. Beauval. Si tous les hommes avaient ta façon de penser, Hubert, avec qui pourrions-nous vivre? Et qu'en serait-il résulté entre toi et moi, si, au lieu de te donner un service honnête dans mes terres, pour procurer du pain à un vieux soldat réformé, je t'avais livré à la justice comme un vagabond qui n'avait ni certificat ni passe-port?

Hubert. Oui, cela est vrai; mais il est vrai aussi que je suis un honnête homme.

M. Beauval. Je ne te garde auprès de moi que parce que j'en suis persuadé; mais je ne pouvais le croire d'abord que sur ta parole et sur ta physionomie.

Marcellin. Oh! mon cher papa! si vous vous en rapportez à la parole et à la physionomie, vous en croirez bien plus la petite fille qu'Hubert.

Hubert. Oui-dà, monsieur, regardez-moi en face. Votre papa sera certainement bien content de la physionomie de votre petite fille, si elle lui revient autant que la mienne.

Marcellin. Vraiment oui; il te sied bien, avec ta figure d'ours...

M. Beauval. Fi donc, Marcellin! — Hubert, connais-tu la petite fille?

Hubert. Oui, je la connais et je ne la connais pas. Je sais qu'elle est ici depuis dix à douze jours avec sa mère; mais comment et pourquoi elles y sont venues, il n'y a que M.

le bailli qui puisse vous en instruire. Vous le dirai-je, monsieur? C'est bien mal fait à lui de recevoir cette espèce de gens dans la paroisse, pour y être nourris aux dépens de la communauté.

Marcellin. Eh bien! c'est moi qui les nourrirai, oui, moi.

Hubert. Vous avez donc quelque chose à vous, monsieur?

Marcellin. Si je n'ai rien, mon papa en a assez.

Hubert. En attendant, toute la communauté murmure. Mais lorsqu'on graisse la patte aux gens en place (il compte dans sa main), car j'imagine que M. le bailli...

Marcellin. Ne voilà-t-il pas qu'il dit aussi des injures à monsieur le bailli? Je le lui dirai, va!

M. Beauval. Doucement, mon fils. Je vois, Hubert, qu'il est impossible de guérir ton esprit soupçonneux; mais je conçois des soupçons à mon tour. Tu juges que cette petite fille a rempli ici sa corbeille, parce que tu l'as trouvée dans mon champ auprès d'une gerbe; tu juges que M. le bailli s'est laissé corrompre pour de l'argent, parce qu'il a reçu une pauvre famille dans le village. Eh bien! je juge aussi que tu n'as retenu la corbeille de la petite fille, que parce qu'elle n'a pas eu de l'argent, ou quelques prises de tabac à te donner, et qu'à ce prix tu l'aurais volontiers relâchée.

Hubert. Quoi, monsieur! vous pourriez croire?

M. Beauval. Pourquoi ne veux-tu pas que je pense sur ton compte ce que tu te permets de penser sur le compte des autres?

Hubert. Tenez, monsieur, il vaut mieux que je me taise. Et quand je verrais ces mendiants charger sur leurs épaules vos champs, vos bois et vos prairies... Faut-il porter la corbeille chez M. le bailli?

Marcellin. Oh! non, non, mon cher papa, je vous en supplie.

M. Beauval. Hubert, vous la reporterez chez la pauvre femme, et vous ferez vos excuses à la petite fille.

Hubert. Des excuses, monsieur! des excuses! y pensez-vous? Moi, lui aller faire des excuses, et pourquoi?

Marcellin. Pourquoi? Pour l'avoir affligée sans sujet, et pour lui avoir fait l'affront de l'accuser d'une bassesse.

Hubert. Si elles n'ont pas d'autres excuses, ni d'autre corbeille...

M. Beauval. Hubert, si j'avais commis une injustice envers vous, je ne balancerais pas à la réparer. Et pour vous en convaincre, j'irai moi-même, je rapporterai la corbeille, et je ferai des excuses en votre nom.

Hubert. Chargez-vous en plutôt, monsieur Marcellin.

Marcellin. Oh! de tout mon cœur. Mon cher papa, la petite fille doit revenir à l'instant avec Henriette, qui est allée consoler sa mère; il faut l'attendre.

Hubert. En ce cas je n'ai plus rien à faire ici. (Il s'éloigne

en grommelant). Je vois que nous allons avoir tant de mendiants dans ce village, qu'il nous faudra bientôt mendier nous-mêmes.

SCENE VII.

M. de Beauval. Marcellin.

Marcellin. Mon papa, entendez-vous ce qu'il dit?

M. Beauval. Oui, mon fils, et je lui pardonne volontiers son humeur.

Marcellin. Mais comment pouvez-vous garder ce méchant homme?

M. Beauval. Il n'est pas méchant, mon ami. C'est un zèle outré pour nos intérêts qui l'égare. Il m'est très-attaché, et il remplit exactement ses devoirs.

Marcellin. Mais s'il est injuste?

M. Beauval. Tu viens d'entendre qu'il ne croit pas l'être. Son unique défaut est de suivre trop littéralement ce qui lui a été prescrit, et de n'avoir pas assez d'intelligence pour faire de justes distinctions entre les personnes et les circonstances.

Marcellin. Expliquez-moi cela, mon papa, je vous prie.

M. Beauval. Très-volontiers, mon ami. En l'installant dans sa place, je lui ai ordonné d'écarter de mes terres les vagabonds, et d'amener devant le juge ceux qu'il y surprendrait. Cet ordre ne pouvait regarder que ces malheureux qui se nourrissent de vols et de brigandages, et qui viendraient nous piller ou assassiner.

Marcellin. Ah! je comprends. Et lui, il regarde comme des scélérats ceux qui n'ont pour subsister que les secours des autres; et il ne s'informe point si c'est la vieillesse, des maladies, ou des malheurs inévitables qui les ont réduits à cet état.

M. Beauval. Très-bien, mon fils, car les circonstances changent bien la nature des choses. Par exemple, tu as mis trop peu de réflexion dans la querelle que tu as eue avec lui. Sais-tu si la mère de cette petite fille n'est pas une personne vicieuse, si la petite fille elle-même ne t'a pas fait un mensonge, et n'a pas effectivement dérobé ces épis à mes gerbes?

Mercellin. Non, mon cher papa, c'est impossible.

M. Beauval. Pourquoi cela serait-il impossible? As-tu pris des éclaircissements? Sais-tu qui elle est, quelle est sa mère, et dans quel dessein elles sont venues ici?

Marcellin. Ah! si vous l'aviez seulement vue! si vous l'aviez seulement entendue! son langage, sa figure, ses larmes! . . . Elle est si pauvre, qu'elle a besoin d'une poignée d'épis pour se procurer du pain. A-t-on besoin d'en savoir davantage? Dois-je laisser mourir un pauvre de faim, parce que je ne sais pas encore s'il mérite mon assistance?

M. Beauval. Embrasse-moi, mon fils; conserve toujours

ces généreuses dispositions envers les pauvres, et Dieu te bénira, comme il m'a béni moi-même pour de pareils sentiments, en les faisant naître dans ton jeune cœur. La clémence est toujours préférable à la sévérité. L'insensibilité ne peut conduire qu'à l'injustice; et si celui qui sollicite notre pitié ne la mérite pas, c'est sa faute, et non pas la nôtre.

Marcellin. Mais, mon cher papa, il n'est guère prudent de confier à des personnes comme Hubert un emploi où l'on peut commettre des injustices.

M. Beauval. Tu aurais raison, mon fils, si je lui avais laissé le pouvoir de condamner ou d'absoudre lui-même. Il ne peut, tout au plus, commettre qu'une injustice passagère, à laquelle il est facile de remédier; et cet inconvénient est inévitable. Pour juger les choses suivant les principes de l'équité, j'ai, dans monsieur le bailli, un homme plein de lumières, de droiture et de noblesse dans les sentiments. Il m'a rendu un témoignage bien favorable de la petite fille et de sa mère, lorsqu'il les a reçues dans le village; et il m'a appris qu'elles demeurent chez la vieille Marguerite, qui est une tres-honnête femme.

Marcellin. Mais si Hubert avait battu la petite fille, comme il l'en a menacée?

M. Beauval. Il ne se serait jamais porté à cet excès. Je lui ai défendu, sous peine de perdre son emploi, de frapper qui que ce soit, même les personnes qu'il prendrait en faute; et il suit à la rigueur les ordres que je lui donne.

Marcellin. Ah! mon cher papa, voici ma sœur qui revient avec la petite fille.

SCENE VIII.

M. de Beauval. Marcellin. Henriette. Emilie.

Marcellin (courant avec la corbeille vers Emilie). Tiens, mon enfant, voilà ta corbeille, il n'y manque pas un seul épi.

Emilie. O ma chère corbeille! Que je vous ai d'obligations, mon bon petit monsieur! (Elle aperçoit Mr. de Beauval.) Qui est ce monsieur-là?

Henriette (courant vers son père et lui sautant au cou). C'est notre bon papa.

Marcellin (à Emilie). Oh! c'est un bon père, je t'assure; tu n'as rien à craindre. Viens, je veux te présenter à lui. (En s'avançant.) Il a bien rabroué le vieux Hubert, pour t'avoir maltraitée.

Emilie (s'avance timidement vers M. de Beauval et lui baise la main). Monsieur, me pardonnerez-vous cette liberté? Oh! que vous avez de braves enfants!

M. Beauval (à part). Marcellin a raison; en la voyant, on ne peut douter de son innocence; cet air décent, ce langage n'annoncent pas une éducation commune.

Emilie (bas à Marcellin et à Henriette). Est-ce que j'aurais fâché votre papa? Il parle tout seul.

M. Beauval (qui l'a entendue). Non, ma chère fille. Si mes enfants en ont bien agi envers toi, ils n'ont rien fait que tu ne paraisses mériter.

Henriette. Et qu'elle ne mérite aussi, mon papa. Ah! si vous aviez vu sa mère!

M. Beauval. Qui est ta mère, mon enfant? qui vous a engagées à venir dans ce village, et quelles ressources avez-vous pour vivre?

Emilie. Nous vivons.... Ah! grand Dieu, je ne sais pas de quoi. Nous vivons de peu ou de rien. Nous passons le jour, et quelquefois la nuit, à coudre et à filer, pour avoir du pain. La vieille Marguerite donne le couvert à ma mère. Elles m'ont envoyée aujourd'hui aux champs pour glaner. Hélas! mon apprentissage ne m'a pas trop bien réussi.

Marcellin (bas à Emilie). Pas si mal que tu penses. Ma sœur et moi nous voulons obtenir de mon papa qu'il te fasse donner des épis sans glaner.

M. Beauval. Mais où demeuriez-vous auparavant?

Emilie. Dans le village de Nanterre, qui est à quelques lieues d'ici. La vie y était trop chère: la vieille Marguerite engagea ma mère à venir chez elle, et lui offrit un logement pour rien.

M. Beauval (à part). Si des gens aussi pauvres exercent la bienfaisance, quels devoirs nous avons à remplir! (A Emilie.) Ton père vit-il encore? quel est son état?

Marcellin. Je gagerais bien que ce n'est pas un paysan.

Henriette. Je le parierais aussi, surtout depuis que j'ai vu sa mère.

Emilie (embarrassée). Mon père... Je n'en ai plus. Je ne l'ai même jamais vu. Il était mort quand je suis née. Ah! s'il vivait encore!

M. Beauval. Et tu ne sais pas qui il était? comment il s'appelait?

Emilie. Ma mère vous en instruira mieux que moi.

M. Beauval. Ne pourrais-je pas lui parler?

Henriette. Oh! oui, mon papa. Elle va venir elle-même; elle ne m'a demandé qu'un moment pour s'arranger un peu.

M. Beauval. Et qui t'a élevée?

Emilie. Elle seule, monsieur. Elle m'a appris à lire et à écrire. Elle m'instruit dans ma religion, et me donne quelques leçons de dessin.

M. Beauval. De dessin? Je n'en doute plus, c'est un rejeton de quelque famille distinguée, que des malheurs ont réduite à l'indigence.

Henriette. Ah! la voici qui vient.

Marcellin. Est-ce elle?

M. Beauval (à part). Je brûle d'éclaircir ce mystère. Cette enfant me rapelle des traits connus, mais que je ne puis encore démêler.

SCENE IX.

M. de Beauval. Mme. de Joinville. Marcellin. Henriette. Emilie.

Emilie (courant au-devant de sa mère, qui paraît embarrassée en voyant M. de Beauval). Venez, maman, ne craignez rien. C'est le père de ces deux aimables enfants qui nous montrent tant d'amitié, et il est bon, aussi bon que ses enfants. (Madame de Joinville s'avance timidement. Henriette lui prend la main avec vivacité, et l'entraîne vers son père.)

Henriette. Oh! notre bon papa est instruit de tout.

Mme. Joinville. J'ose me flatter, monsieur, que vous n'avez pas soupçonné mon Emilie.

M. Beauval. On n'a besoin, madame, que de vous voir, vous et votre fille, pour prendre de vous l'opinion la plus avantageuse.

Marcellin. Elle s'appelle Emilie. O mon papa! on voit bien qu'elle n'était pas née pour glaner.

Mme. Joinville. La nécessité impose quelquefois des lois cruelles; et pourvu qu'on ne fasse rien de déshonorant . . .

M. Beauval. On ne doit point rougir de la pauvreté; elle peut s'allier avec toutes les vertus. Mais oserais-je vous demander, madame, qui vous êtes?

Henriette. Elle s'appelle madame Laborie.

Mme. Joinville. Je ne crois pas, monsieur, devoir vous déguiser mon vrai nom. Je me vois même dans la nécessité de vous le découvrir, pour me justifier, dans votre esprit, de l'état dans lequel vous me voyez descendue. Cependant je voudrais (elle regarde les enfants) vous faire cet aveu sans témoins. Ce n'est pas que je rougisse de mon abaissement; mais si mon nom était connu, je craindrais de trouver parmi les gens du peuple des âmes peu généreuses qui se feraient peut-être un plaisir de m'humilier, parce qu'il nous arrive souvent de ne pas agir plus noblement à leur égard, lorsque nous sommes dans la prospérité.

Marcellin. Eh bien! je n'écouterai point.

Henriette. Et moi, je n'en dirai pas un mot, je vous assure; et qui que vous soyez, Emilie sera toujours ma bonne amie.

M. Beauval. Croyez, madame, que je ne vous aurais pas demandé ces particularités, sans un intérêt pressant, et si je n'étais pas dans la résolution de réparer les injustices du sort.

Mme Joinville. Je suis née d'une famille noble, mais

peu favorisée de la fortune. J'ai passé ma jeunesse à Paris, auprès d'une dame de condition, en qualité de demoiselle de compagnie. Il y a huit ans que je fis connaissance avec M. de Joinville, lieutenant-colonel de cavalerie, qui était venu passer quelques mois dans la capitale.

M. Beauval (avec transport). Joinville! Joinville!

Mme. Joinville. Il prit de l'inclination pour moi; ses vertus m'avaient prévenue en sa faveur; je lui donnai ma main, et quelques jours après notre mariage, nous nous retirâmes dans une terre qu'il possédait en Provence.

M. Beauval. Oh! c'est lui, c'est lui. Je retrouve tous ses traits sur la figure de cette enfant.

Mme. Joinville. Que dites-vous, monsieur?

M. Beauval. Poursuivez, madame, je vous en conjure.

Mme. Joinville. J'abrégerai autant qu'il sera possible. Nous commencions à goûter dans une paisible retraite les douceurs de la plus tendre union. Mais, hélas! les fatigues de la guerre avaient altéré la santé de mon époux, et une maladie cruelle termina sa vie en peu de jours. (Elle laisse couler des larmes.)

Henriette (à Emilie). Pauvre enfant! tu as été orpheline bien jeune.

Emilie. Hélas! même avant d'être née.

Mme. Joinville. Il me laissa enceinte de cette enfant que vous voyez. Je lui donnai la naissance dans la douleur. Aussitôt que les frères de mon mari, gens durs et intéressés, virent qu'il n'y avait point d'héritier mâle, ils se mirent en possession de ses fiefs; et comme nous avions de jour en jour différé de faire revêtir nos articles de mariage de toutes les formalités essentielles, je fus obligée de me contenter de ce qu'ils voulurent bien me laisser pour ma fille et pour moi.

M. Beauval. Leur indigne avarice me fait juger que la somme fut modique, et ne put vous suffire longtemps.

Mme. Joinville. Elle me servit à vivre encore quelques années en Provence, dans l'attente d'un léger douaire que je me flattais d'obtenir. Enfin, lorsque je vis mes espérances déçues, je pris la résolution de retourner à Paris, auprès de mon ancienne bienfaitrice. J'appris, à mon arrivée, que cette dame venait de mourir. Je n'eus pour lors d'autre ressource que de vendre ce qui me restait de mes bijoux et de mes habits, et de subsister du travail de mes mains. Je me retirai à Nanterre, pour y vivre inconnue. Il y a quelque temps que j'y rencontrai, par hasard, une femme que j'avais connue autrefois, et qui demeure dans ce village.

Henriette. Mon papa, c'est la vieille Marguerite.

Mme. Joinville. Elle avait servi chez la dame dont je vous ai parlé. Je lui avais donné, dans une cruelle maladie, des soins qui me valurent son attachement. Je lui exposai

ma situation; elle me proposa de venir demeurer ici, où je pourrais vivre dans une obscurité plus profonde. C'est à elle que je dois l'hospitalité; et comme elle n'a personne pour lui fermer les yeux, elle m'a fait entendre que j'hériterais à sa mort de sa petite chaumière. Vous voyez . . .

M. Beauval. C'en est assez, madame. Cette généreuse femme ne me surpassera point en reconnaissance. J'ai une joie inexprimable de pouvoir enfin acquitter une dette que j'ai contractée envers votre digne époux.

Mme. Joinville. Comment, monsieur, est-ce que vous l'auriez connu?

Marcellin. Le père de cette bonne Emilie?

Henriette. O ma chère Emilie! Je vois que nous allons te garder avec nous. Mais quoi! tu pleures?

Emilie. Ne me plaignez pas, je ne pleure que de plaisir.

M. Beauval. C'est à lui que je dois la vie: quel bonheur pour moi de pouvoir reconnaître ce bienfait envers son épouse et son enfant! J'ai servi sous lui pendant la dernière guerre d'Allemagne. Dans une affaire malheureuse, où j'étais épuisé de fatigue, un cavalier ennemi avait le sabre levé sur ma tête. C'en était fait de moi, si mon digne lieutenant-colonel ne m'eût sauvé en se précipitant sur lui.

Mme. Joinville. Je le reconnais bien à ces traits; il était aussi brave que généreux.

M. Beauval. Quelques jours après, je fus commandé en détachement pour une expédition périlleuse. Nous fûmes enveloppés et forcés de nous rendre, après une longue résistance. Mes équipages avaient été pillés. J'étais dénué d'habits et d'argent. M. de Joinville fut instruit de mon sort, et me fit recommander au général ennemi. J'obtins, grâce à lui, tous les secours dont j'avais besoin, dans le traitement d'une blessure profonde que j'avais reçue. Je fus plus de deux ans à me rétablir; et lorsque je revins dans ma patrie, je n'eus que le temps de l'embrasser à mon passage, étant obligé de m'embarquer aussitôt pour les Indes. Un mariage avantageux que j'y ai fait m'a ramené, il y a six ans, en France. Je me disposais à voler dans ses bras, lorsque j'appris qu'il ne vivait plus. Que j'étais loin de penser que son épouse et sa fille fussent dans la situation où j'ai la douleur de vous trouver!

Mme. Joinville. Grand Dieu! grand Dieu! par quelles voies miraculeuses m'as-tu conduite ici!

Marcellin (à Emilie). Quoi! ton père a sauvé la vie au nôtre?

Henriette. Combien nous devons t'aimer!

M. Beauval. Viens, mon Emilie: tu retrouveras en moi le père que tu as perdu. Mes enfants ont aussi besoin d'une seconde mère qui remplace celle qui leur a été enlevée.

L'éducation que vous avez donnée à votre aimable fille (Emilie s'avance vers lui, et lui baise la main), me fait voir, madame, combien vous êtes digne de remplir un emploi si délicat. Je vais prendre toutes les précautions nécessaires pour que vous n'ayez plus à craindre, une seconde fois, les coups imprévus de la fortune. (A Emilie qui lui tient encore la main.) Oui, ma chère fille, je ne mettrai plus de différence entre toi et mes enfants. Tu es la vivante image de ton généreux père; et tu es aussi digne de ma tendresse qu'il l'était de ma reconnaissance.

Mme. Joinville (saisissant avec transport la main de M. de Beauval.) Comment pourrai-je répondre à tant de bienfaits, monsieur? Je n'ai que des larmes pour exprimer ce que je sens.

Henriette (l'embrassant). O ma nouvelle maman, vous serez donc toujours auprès de nous avec Emilie? Vous verrez comme nous serons empressés à vous obéir!

Marcellin. Oui, Emilie sera ma seconde sœur. Elle n'ira certainement plus glaner. Ah! méchant Hubert, comme je vais me moquer de toi!

Mme. Joinville. Mon cher petit troupeau, de quelle joie vous remplissez mon âme! au lieu d'un enfant, j'en ai donc trois. Non, aucune mère ne m'égalera pour les soins et pour la tendresse. (A M. de Beauval) Permettez-vous, monsieur, que j'aille apprendre cette heureuse nouvelle à ma bonne Marguerite? Je crains qu'elle n'en meure de plaisir.

M. Beauval. Rien de plus juste, madame, et moi, je vais faire préparer votre appartement.

Henriette. Mon papa, me permettez-vous de suivre Emilie et ma nouvelle maman?

Marcellin. Et moi aussi, je voudrais bien aller avec elles.

M. Beauval. Je le veux bien, mes enfants. Vous ramènerez ensuite madame de Joinville et sa fille, sans oublier la bonne Marguerite, que j'invite aussi à venir dîner avec nous.

Marcellin (à Emilie qui veut emporter la corbeille). Non, Emilie, cela n'est plus fait pour toi. La corbeille restera ici.

Emilie. Ah! monsieur, pour rien au monde je ne donnerais cette corbeille. Je lui dois mon bonheur, le bonheur de ma mère, celui de vous avoir connu, notre vie et notre bien-être. Non, ma chère petite corbeille, je ne rougirai jamais de toi. (Elle la relève, et s'en charge avec beaucoup de peine.)

Henriette. Du moins, ôtes-en les épis: elle sera plus légère.

Emilie. Non. Ces épis sont à moi; car le bon vieillard me les a bien donnés, quoi qu'en ait pu dire Hubert. Je veux en faire présent à notre vieille Marguerite.

M. Beauval. Elle ne sera pas oubliée à la prochaine moisson, et dès ce moment elle a du pain assuré pour toute sa vie.

Mme. Joinville. Que le ciel vous récompense de votre générosité dans vos enfants!

III.

Aus fremden Zungen.

A.

Morgenländisch.

1. Chinesisch.

46. Belohnte Tugend. *

Une famille d'une condition médiocre habitait à Wou-si, ville dépendante de la cité de Tchang-tcheou, dans la province de Kiang-nan. Trois frères composaient cette famille: l'aîné s'appelait Liu-iu (ou le jaspe); le cadet, Liu-pao (ou le précieux), et le troisième, Liu-tchin (ou la perle). Celui-ci n'était pas encore marié; les deux autres étaient mariés. La femme du premier s'appelait Wang, et celle du cadet se nommait Yang; elles avaient l'une et l'autre toutes les grâces qui donnent de l'agrément aux femmes.

Liu-pao n'avait de passion que pour le jeu et le vin: l'on ne voyait en lui nulle inclination vers le bien; sa femme était du même caractère, et n'était nullement portée à la vertu, bien différente en cela de Wang, sa belle-sœur, qui était un exemple de modestie et de régularité. Ainsi, quoique ces deux femmes vécussent d'assez bonne intelligence, leurs cœurs n'étaient que faiblement unis.

Wang eut un fils surnommé Hi-eul. ** Ce jeune enfant n'avait encore que six ans, lorsqu'un jour, s'étant arrêté dans la rue avec d'autres enfants du voisinage pour voir passer une procession solennelle, il disparut dans la foule, et le soir il ne revint pas à la maison.

Cette perte désola le père et la mère, qui firent afficher partout des billets; il n'y eut point de rues où l'on ne fît des enquêtes; mais toutes les perquisitions furent inutiles: on ne put apprendre aucune nouvelle de ce cher fils. Liu-iu, son père, était inconsolable; et dans l'accablement de tristesse où

* Contes chinois, traduits par MM. Davis, Thoms, le P. d'Entrecolles etc., et publiés par M. Abel Rémusat, P. 1827. 3. 18. Fragment aus der Erzählung: Die drei Brüder.

** C'est-à-dire fils de la réjouissance.

il était, il songea à s'éloigner de sa maison, où tout lui rappelait sans cesse le souvenir de son cher Hi-eul. Il emprunta d'un de ses amis une somme pour faire un petit commerce de côté et d'autre aux environs de la ville, se flattant que dans ces courtes et fréquentes excursions, il trouverait enfin le trésor qu'il avait perdu.

Comme il n'était occupé que de son fils, il sentait peu le plaisir des avantages qu'il retirait de son commerce. Il le continua néanmoins durant cinq ans, sans s'éloigner trop de sa maison: enfin ne trouvant point son fils après tant d'années, et le croyant perdu sans ressource, voyant d'ailleurs que sa femme Wang ne lui donnait point d'autre enfant, il pensa à se distraire d'une idée si chagrinante; et comme il avait amassé un petit fonds, il prit de dessein d'aller négocier dans une autre province.

Il s'associa en chemin un riche marchand, lequel, ayant reconnu ses talents et son habileté dans le négoce, lui fit un parti très-avantageux. Le désir de s'enrichir le délivra de ses inquiétudes.

A peine furent-ils arrivés l'un et l'autre dans la province de Chan-si, que tout réussit à leur gré. Le débit de leurs marchandises fut prompt, et le gain considérable. Le paiement qui fut reculé à cause de deux années de sécheresse et de famine dont le pays était affligé, et une assez longue maladie dont Liu-iu fut attaqué, l'arrêtèrent trois ans dans la province: ayant recouvré la santé et son argent, il partit pour s'en retourner dans son pays.

S'étant arrêté, durant le voyage, près d'un endroit appelé Tchin-lieou, pour s'y délasser de ses fatigues, il aperçoit une ceinture de toile bleue, en forme de petit sac long et étroit, tel qu'on en porte autour du corps sous les habits, et où l'on renferme de l'argent: en la soulevant, il sentit un poids considérable. Il se retire aussitôt à l'écart, ouvre le sac, et y trouve environ deux cents taëls.*

A la vue de ce trésor, il fit les réflexions suivantes: „C'est ma bonne fortune qui me met cette somme entre les mains: je pourrais la retenir et l'employer à mes usages, sans craindre aucun fâcheux retour. Cependant, celui qui l'a perdue, au moment qu'il s'en apercevra, sera dans de terribles transes, et reviendra au plus vite la chercher. Ne dit-on pas que nos anciens, quand ils trouvaient ainsi de l'argent, n'osaient presque y toucher, et ne le ramassaient que pour le rendre à son premier maître? Cette action de justice me paraît belle, et je veux l'imiter, d'autant plus que je suis d'un âge avancé, et que je n'ai point d'héritier. Que ferais-je d'un argent qui me serait venu par ces voies indirectes?"

A l'instant, retournant sur ses pas, il va se placer près

* Le taël est une once d'argent et vaut environ 7 fr. 50 c.

de l'endroit où il avait trouvé la somme, et là il attend tout le jour qu'on vienne la chercher. Comme personne ne parut, il continua le lendemain sa route.

Après cinq jours de marche, étant arrivé sur le soir à Nan-sou-tcheou, il se loge dans une auberge où se trouvaient plusieurs autres marchands. Dans la conversation, le discours étant tombé sur les avantages du commerce, un de la compagnie dit: „Il n'y a que cinq jours que, partant de Tchin-lieou, je perdis deux cents taëls que j'avais dans ma ceinture intérieure; j'avais ôté cette ceinture, et je l'avais mise auprès de moi, tandis que je prenais un peu de repos, lorsque tout-à-coup vint à passer un mandarin avec tout son cortége: je m'éloigne de son chemin, de crainte d'insulte, et j'oublie de reprendre mon argent. Ce ne fut qu'à la couchée, qu'en quittant mes habits, je m'aperçus de la perte que j'avais faite. Je vis bien que le lieu où j'avais perdu mon argent, étant aussi fréquenté qu'il l'est, ce serait en vain que je retarderais mon voyage de quelques journées, pour aller chercher ce que je ne trouverais certainement pas."

Chacun le plaignit. Liu-iu lui demanda aussitôt son nom et le lieu de sa demeure. „Votre serviteur, lui répondit le marchand, s'appelle Tchin, et demeure à Yang-tcheou, où il a sa boutique et un assez bon magasin. Mais oserais-je, à mon tour, vous demander à qui j'ai l'honneur de parler?" Liu-iu se nomma, et dit qu'il était habitant de la ville de Wou-si. „Le chemin le plus droit pour m'y rendre, ajouta-t-il, me conduit à Yang-tcheou; si vous l'agréez, j'aurai le plaisir de vous accompagner jusque dans votre maison."

Tchin répondit comme il devait à cette politesse. „Très-volontiers, lui dit-il, nous irons de compagnie; je m'estime très-heureux d'en trouver une si agréable." Le jour suivant, ils partent ensemble de grand matin. Le voyage ne fut pas long, et ils se rendirent bientôt à Yang-cheou.

Après les civilités ordinaires, Tchin invita son compagnon de voyage à entrer dans sa maison, et y fit servir une petite collation. Alors Liu-iu fit tomber la conversation sur l'argent perdu à Tchin-lieou. „De quelle couleur, dit-il, était la ceinture où vous aviez serré votre argent, et comment était-elle faite? — Elle était de toile bleue, répondit Tchin. Ce qui la rendait bien reconnaissable, c'est qu'à un bout la lettre ***Tchin***, qui est mon nom, y était tracée en broderie de soie blanche."

Cet éclaircissement ne laissait plus aucun doute; aussi Liu-iu s'écria-t-il d'un air épanoui: „Si je vous ai fait ces questions, c'est que, passant par Tchin-lieou, j'y ai trouvé une ceinture telle que vous venez de la dépeindre." Il la tire en même temps: „Voyez, dit-il, si c'est la vôtre. — C'est elle-même," dit Tchin. Sur quoi Liu-iu, la

tenant encore entre les mains, la remit avec respect à son vrai maître.

Tchin, plein de reconnaissance, le pressa fort d'accepter la moitié de la somme dont il lui faisait présent; mais ses instances furent inutiles, Liu-iu ne voulut rien recevoir. „Quelles obligations ne vous ai-je pas! reprit Tchin; où trouver une fidélité et une générosité pareilles!“ Il fait servir aussitôt un grand repas, où tous deux s'invitaient à boire avec les plus grandes démonstrations d'amitié.

Tchin disait en lui-même: „Où trouver aujourd'hui un homme de la probité de Liu-iu? des gens de ce caractère sont bien rares. Mais quoi! j'aurais reçu de lui un si grand bienfait, et je n'aurais pas moyen de le reconnaître! J'ai une fille qui a douze ans; il faut qu'une alliance m'unisse avec un si honnête homme. Mais a-t-il un fils? c'est ce que j'ignore. Cher ami, lui dit-il, quel âge a présentement votre fils?“

A cette demande, les larmes coulèrent des yeux de Liu-iu. „Hélas! répondit-il, je n'avais qu'un fils qui m'était infiniment cher; il y a sept ans que ce jeune enfant, étant sorti du logis pour voir passer une procession, disparut sans qu'il m'ait été possible d'en avoir depuis ce temps-là aucune nouvelle. Pour surcroît de malheur, ma femme ne m'a plus donné d'enfants.“

A ce récit Tchin parut un moment rêveur; ensuite prenant la parole: Mon frère et mon bienfaiteur, dit-il, quel âge avait ce cher enfant, lorsque vous le perdîtes? Il avait six ans, répondit Liu-iu. Quel était son surnom, ajouta Tchin? Comment était-il fait? Nous l'appelions Hi-eul, répliqua Liu-iu. Il avait échappé aux dangers de la petite vérole; on n'en voyait nulle trace sur son visage; son teint était blanc et fleuri.

Ce détail causa une grande joie à Tchin, et il ne put s'empêcher de la faire paraître dans ses yeux et dans tout son air. Il appela sur-le-champ un de ses domestiques, auquel il dit quelques mots à l'oreille. Celui ci, ayant fait signe qu'il allait exécuter les ordres de son maître, rentre dans l'intérieur de la maison.

Liu-iu, attentif à l'enchaînement de ces questions, et à l'épanouissement qui avait paru sur le visage de son hôte, forma divers soupçons dont il s'occupait, lorsqu'il vit tout à coup entrer un jeune domestique qui avait environ treize ans. Il était vêtu d'un habit long et d'un surtout modeste, mais propre; sa taille bien faite, son air et son maintien, son visage dont les traits étaient réguliers, et où l'on voyait de beaux sourcils noirs, surmontant des yeux vifs et perçants, frappèrent d'abord le cœur et les yeux de Liu-iu.

Dès que le jeune enfant vit l'étranger assis à la table, il se tourna vers lui, fit une profonde révérence, et dit quelques mots de civilité; ensuite s'approchant de Tchin, et se

tenant modestement vis-à-vis de lui: Mon père, dit-il, d'un ton doux et agréable, vous avez appelé Hi-eul; que vous plaît-il m'ordonner? Je vous le dirai tout-à-l'heure, reprit Tchin; en attendant tenez-vous à côté de moi.

Le nom de Hi-eul que se donnait le jeune enfant fit naître de nouveaux soupçons dans l'esprit de Liu-iu. Une impression secrète saisit son cœur, qui par d'admirables ressorts de la nature lui retrace à l'instant l'image de son fils, sa taille, son visage, son air, et ses manières. Il voit tout cela dans celui qu'il considère.. Il n'y a que le nom de père donné à Tchin qui déconcerte ses conjectures. Il n'était pas honnête de demander à Tchin si c'était là véritablement son fils; peut-être l'était-il en effet, car il n'est pas impossible que deux enfants ayant reçu le même nom se ressemblent.

Liu-iu, tout occupé de ces réflexions, ne songeait guère à la bonne chère qu'on lui faisait. On lisait sur son visage l'étrange perplexité où il se trouvait. Je ne sais quel charme l'attirait invinciblement vers ce jeune enfant: il tenait les yeux sans cesse attachés sur lui, et ne pouvait les en détourner. Hi-eul de son côté, malgré la timidité et la modestie de son âge, regardait fixement Liu-iu, et il semblait que la nature lui découvrait en ce moment que c'était son père.

Enfin Liu-iu, n'étant plus le maître de retenir plus longtemps les agitations de son cœur, rompit tout à coup le silence et demanda à Tchin si c'était là véritablement son fils. Ce n'est point de moi, répondit Tchin, qu'il a reçu la vie, quoique je le regarde comme mon propre fils. Il y a sept ans qu'un homme qui passait par cette ville, menant cet enfant par la main, s'adressa par hasard à moi, et me pria de l'assister dans son besoin extrême. Ma femme, dit-il, est morte, et ne m'a laissé que cet enfant. Le mauvais état de mes affaires m'a obligé de quitter pour un temps mon pays, et de me retirer à Hoaïngan, chez un de mes parents, de qui j'espère une somme d'argent qui m'aide à me rétablir. Je n'ai pas de quoi continuer mon voyage jusqu'à cette ville; auriez-vous la charité de m'avancer trois taëls? Je vous les rendrai fidèlement à mon retour, et pour gage de ma parole, je laisse ici en dépôt ce que j'ai au monde de plus cher, c'est-à-dire mon fils unique. Je ne serai pas plus tôt à Hoaïngan que je reviendrai retirer ce cher enfant.

Cette confidence me toucha, et je lui mis en main la somme qu'il me demandait pour lui. En me quittant il fondait en larmes, témoignant qu'il se séparait de son fils avec un extrême regret. Ce qui me surprit, c'est que l'enfant ne parut nullement ému de cette séparation; mais ne voyant point revenir son prétendu père, j'eus des soupçons dont je

voulus m'éclaircir. J'appelai l'enfant; et par les différentes questions que je lui fis, j'appris qu'il était né dans la ville de Wou-si; qu'un jour voyant passer une procession dans sa rue, il s'était un peu trop écarté, et qu'il avait été trompé et enlevé par un inconnu. Il me dit aussi le nom de son père et de sa mère: or, ce nom de famille est le vôtre. Je compris aussitôt que ce pauvre enfant avait été enlevé et vendu par quelque fripon; j'en eus compassion, et il sut entièrement gagner mon cœur; je le traitai dès-lors comme mes propres enfants: et je l'ai envoyé au collége avec mon fils pour y faire ses études. Bien des fois j'ai eu la pensée de faire un voyage exprès jusqu'à Wou-si, pour m'informer de sa famille. Mais il m'est toujours survenu quelque affaire qui m'a fait différer un voyage auquel je n'avais pas tout à fait renoncé. Heureusement il y a quelques moments vous m'avez parlé par occasion de ce fils. Certains mots jetés par hasard ont réveillé mes idées. Sur le rapport merveilleux de ce que je savais avec ce que vous me disiez, j'ai fait venir l'enfant pour voir si vous le reconnaîtriez.

A ces mots, Hi-eul se mit à pleurer de joie, et ses larmes en firent aussitôt couler d'abondantes des yeux de Liu-iu. Un indice assez singulier, dit-il, le fera reconnaître: il a un peu au-dessus du genou une double marque de couleur noire. Hi-eul aussitôt relève le bas de son haut de chausse, et montre au-dessus du genou les deux signes dont il s'agissait. Liu-iu, la voyant, se jette au cou de l'enfant, l'embrasse, l'élève entre ses bras. „Mon fils, s'écria-t-il, mon cher fils, quel bonheur pour ton vrai père de te retrouver après une si longue absence!"

Dans ces doux moments on conçoit assez à quels transports de joie le père et le fils se livrèrent. Après mille tendres embrassades, Liu-iu, s'arrachant des bras de son fils, alla faire une salutation à Tchin: „Quelles obligations ne vous ai-je pas, lui dit-il, d'avoir reçu chez vous et élevé avec tant de bonté cette chère portion de moi-même! Sans vous, aurions-nous jamais été réunis?"

Mon aimable bienfaiteur, répondit Tchin, en le relevant, c'est l'acte généreux de vertu que vous avez pratiqué en me rendant les deux cents taëls qui a touché le ciel. C'est le ciel qui vous a conduit chez moi, où vous avez retrouvé ce que vous aviez perdu, et que vous cherchiez vainement depuis tant d'années. A présent que je sais que ce joli enfant vous appartient, mon regret est de ne lui avoir pas fait plus d'amitié. Faites la révérence, mon fils, dit Liu-iu, et remerciez votre insigne bienfaiteur.

Tchin se mettait en posture de rendre des révérences

pour celle qu'on venait de lui faire; mais Liu-iu, confus de cet excès de civilité, s'approcha aussitôt, et l'empêcha même de se pencher. Ces cérémonies étant achevées, on s'assit de nouveau, et Tchin fit placer le petit Hi-eul sur un siége à côté de Liu-iu son père.

Pour lors Tchin prenant la parole: Mon frère, dit-il à Liu-iu, j'ai une fille âgée de douze ans; mon dessein est de la donner en mariage à votre fils, et de nous unir plus étroitement par cette alliance. Cette proposition se faisait d'un air si sincère et si passionné, que Liu-iu ne crut pas devoir se servir des excuses ordinaires que la civilité prescrit. Il passa par-dessus, et donna sur-le-champ son consentement.

Comme il était tard, on se sépara. Hi-eul alla se reposer dans la même chambre que son père. On peut juger tout ce qu'ils se dirent de consolant et de tendre durant la nuit. Le lendemain, Liu-iu songeait à prendre congé de son hôte: mais il ne put résister aux empressements avec lesquels on le retint. Tchin avait fait préparer un second festin, où il n'épargna rien pour bien régaler le futur beau-père de sa fille, et son nouveau gendre, et se consoler par là de leur départ. On y but à longs traits, et l'on se livra à la joie.

Sur la fin du repas, Tchin tire un paquet de vingt taëls, et regardant Liu-iu: Mon aimable gendre, dit-il, durant le temps qu'il a demeuré chez moi, aura sans doute eu quelque chose à souffrir contre mon intention et à mon insu. Voici un petit présent que je luis fais, jusqu'à ce que je puisse lui donner des témoignages plus réels de ma tendre affection: je ne veux pas au reste qu'il me refuse.

Quoi! reprit Liu-iu, lorsque je contracte une alliance qui m'est si honorable, et que je devais, selon la coutume, faire moi-même les présents dont je ne suis dispensé pour le moment que parce que je suis voyageur, vous me comblez de vos dons: c'en est trop; je ne puis les accepter; ce serait me couvrir de confusion.

Hé! qui pense, dit Tchin, à vous offrir si peu de chose? C'est à mon gendre et non au beau-père de ma fille, que je prétends faire ce petit présent. En un mot, le refus, si vous y persistez, sera pour moi une marque certaine que mon alliance ne vous est pas agréable.

Liu-iu vit bien qu'il fallait absolument se rendre et que sa résistance serait inutile; il accepta le présent, et dit à son fils de se lever de table et d'aller remercier Tchin en lui faisant une ré érence. Ce que je vous donne, dit Tchin, en le relevant, n'est qu'une bagatelle, et ne mérite point de remerciements. Hi-eul alla ensuite dans l'intérieur de la maison pour remercier sa belle-mère. Tout le jour se passa en festins et en divertissements; il n'y eut que la nuit qui les sépara.

Liu-iu se livra tout entier aux réflexions que faisait naître cet évènement. Il faut avouer, s'écria-t-il, que la restitution de cet argent est une action bien agréable au ciel, puisqu'il me fait retrouver mon fils et contracter une si honorable alliance. C'est bonheur sur bonheur: c'est comme si on mettait des fleurs d'or sur une belle pièce de soie. Comment puis-je reconnaître tant de faveurs? Voilà vingt taëls que mon allié Tchin vient de donner; puis-je mieux faire que de les employer à la subsistance de quelques vertueux bonzes? C'est là les jeter en une terre de bénédiction.

Le lendemain, après avoir bien déjeûné, le père et le fils préparent leur bagage et prennent congé de leur hôte. Ils se rendent au port, et y louent une barque. A peine eurent-ils fait une demi-lieue, qu'ils approchèrent d'un endroit de la rivière d'où s'élevait un bruit confus, et où l'eau agitée paraissait bouillonner. C'était une barque chargée de passagers qui coulait à fond. On entendait crier ces pauvres infortunés: *A secours, sauvez-nous!* Les gens du rivage voisin, alarmés de ce naufrage, criaient de leur côté à plusieurs petites barques qui se trouvaient là d'accourir au plus vite, et de secourir ces malheureux qui disputaient leur vie contre les flots. Mais les bateliers, gens durs et intéressés, demandaient qu'on leur assurât une bonne récompense.

Liu-iu, témoin de ce débat, se dit à lui-même: Sauver la vie à un homme, c'est une œuvre plus sainte et plus méritoire que d'orner des temples et d'entretenir des bonzes. Consacrons les vingt taëls à cette bonne œuvre; secourons ces pauvres gens qui se noient. Aussitôt il déclare qu'il donnera vingt taëls à ceux qui recevront dans leurs barques ces hommes à demi noyés.

A cette proposition, tous les bateliers couvrent en un moment la rivière. Quelques-uns même des spectateurs, placés sur le rivage et qui savaient nager, se jettent avec précipitation dans l'eau, et en un moment tous sans exception furent sauvés du naufrage. Liu-iu distribua de suite aux bateliers la récompense promise.

Ces pauvres gens, arrachés du milieu des flots, vinrent rendre grâces à leur libérateur. Un d'entre eux ayant considéré Liu-iu, s'écria tout à coup: „Hé, quoi! c'est vous, mon frère aîné; par quel bonheur vous trouvé-je ici?“ Liu-iu, s'étant retourné, reconnut son troisième frère Liu-tchin. Quel prodige, quel bonheur! s'écria-t-il, en joignant les mains; le ciel m'a conduit ici à point nommé pour sauver la vie à mon frère. Aussitôt il lui tend la main, le fait passer sur sa barque, l'aide à se dépouiller de ses habits tout trempés, et lui en donne d'autres.

Liu-tchin, après avoir repris ses sens, fit la révérence à son frère aîné; et celui-ci, après une salutation réciproque,

dit à Hi-eul de venir offrir ses hommages à son oncle: puis il lui raconta l'histoire de la bourse rendue à son premier maître et la manière dont il avait retrouvé son fils. Liu-tchin ne pouvait revenir de la surprise que lui causait ce récit. Mais enfin, apprenez-moi, lui dit Liu-iu, le motif qui vous amène en ce pays-ci.

Il n'est pas possible, répondit Liu-tchin, d'épuiser en quelques mots les détails que vous désirez. Depuis trois ans que vous avez quitté la maison, on nous est venu apporter la triste nouvelle que vous étiez mort de maladie dans la province de Chan-si. Mon second frère prit des informations, et il assura que la chose était véritable. Ce fut un coup de foudre pour ma belle-sœur; elle fut inconsolable, et prit aussitôt le grand deuil. Pour moi, je ne voulus nullement ajouter foi à cette nouvelle.

Peu de jours après, mon second frère pressa ma belle-sœur de songer à un nouveau mariage. Elle a toujours rejeté bien loin une pareille proposition; enfin elle m'a engagé à faire le voyage du Chan-si, pour faire des recherches et savoir de vos nouvelles: et lorsque j'y songe le moins, près de périr dans les eaux, je rencontre mon frère bien-aimé, qui me sauve du naufrage. Ce bonheur inespéré n'est-il pas un bienfait du ciel? mais mon frère, croyez- moi, il n'y a point de temps à perdre, hâtez-vous de vous rendre à la maison pour calmer ma belle sœur. Le moindre délai peut causer des malheurs sans remède.

Liu-iu, consterné de ce récit, fait venir le maître de la barque; et, quoiqu'il fût fort tard, il lui ordonna de mettre à voile et de naviguer toute la nuit.

2. Indisch.

47. Was dem Braminen Kahla-Sarma auf einer Wallfahrt begegnet ist. Fabeln.*

Le Brahme et l'Ecrevisse.

Dans la ville de Soma-Poury vivait un brahme nommé ***Cahla-Sarma,*** qui, après avoir été longtemps plongé dans la misère, se vit tout à coup, par un concours de circonstances heureuses, élevé à un brillant état d'opulence. Il résolut alors d'entreprendre le saint pélerinage du Gange, pour obtenir le pardon de ses péchés en se lavant dans les eaux de ce fleuve sacré.

Chemin faisant, un jour qu'il traversait un désert où

* Aus dem ältesten indischen Fabelbuche, welches Pantscha Tantra betitelt und von allen Büchern, mit Ausnahme der Bibel, wohl am häufigsten übersetzt worden ist. Als Verfasser wird Wischnu Sarma genannt. Das mitgetheilte Stück ist aus der ersten Tantra und vom Abbé J. A. Dubois aus der Telinga-Sprache übersetzt. Nähere Auskunft über Pantscha Tantra, Hitopadesa, Kelia und Dimna, Pilpai u. s. w. findet man in den Werken, welche Fr. Adelung Bibliotheca Sanscrita, 2. Aufl., S. 281—296 verzeichnet.

coulait la rivière *Sarasvaty*, il voulut effectuer, dans cette rivière, ses ablutions accoutumées. A peine était-il entré dans l'eau, qu'il vit venir à lui une écrevisse, qui lui demanda où il allait. Informée qu'il se rendait en pélerinage au Gange, elle le supplia de la transporter aussi dans ce fleuve sacré; promettant, s'il daignait lui rendre un pareil service, d'en conserver le souvenir tant qu'elle vivrait, et de faire de son côté, dans l'occasion, tout ce qui dépendrait d'elle pour lui être utile.

Le brahme, surpris de ces dernières paroles, lui demanda s'il était possible qu'un être aussi faible et aussi vil qu'elle pût jamais rendre service à un homme, et surtout à un brahme.

A quoi l'écrevisse répondit par l'apologue suivant:

Le Roi, l'Eléphant et le Brahme.

Dans la ville de Prabavatty-Patna vivait un roi nommé *Ahdita-Varma.* Un jour que ce prince était à la chasse au milieu d'une épaisse forêt, accompagné d'une foule de monde, il vit venir à lui un éléphant d'une taille énorme, dont l'apparition subite répandit la terreur dans son escorte. Le roi, ayant rassuré ses gens, leur dit qu'il fallait tâcher de se rendre maître de cet éléphant pour le conduire à son palais. Pour cet effet, on se mit à creuser une fosse profonde que l'on couvrit ensuite de branches d'arbre et de feuillages; après quoi tous les chasseurs environnèrent l'éléphant, ne lui laissant, pour fuir, d'autre issue que celle qui conduisait à la fosse, dans laquelle en effet il se laissa tomber.

Charmé d'avoir si bien réussi, le roi dit à ses gens qu'avant d'essayer de retirer cet éléphant de la fosse, il fallait le laisser jeûner pendant huit jours; qu'au bout de ce temps, ayant perdu ses forces, on pourrait aisément le dompter. Tout le monde se retira donc, laissant l'éléphant dans le piége où il s'était pris.

Deux jours après, un brahme qui voyageait sur les bords du fleuve *Youmna*, vint à passer près de cet endroit; et ayant vu l'éléphant dans la fosse, il lui demanda par quel fâcheux accident il se trouvait là.

L'éléphant lui raconta sa triste aventure; et lui exposant ensuite les tourments qu'il endurait, tant des suites de sa chute que de la faim et de la soif, il le supplia d'avoir pitié de lui, en l'aidant à recouvrer sa liberté.

Le brahme lui représenta qu'il était hors de son pouvoir de retirer d'une fosse si profonde un corps du poids et du volume du sien. L'éléphant lui fit de nouvelles instances, et le conjura de l'aider au moins de ses conseils, en lui indiquant quelque moyen d'échapper aux dangers qui le menaçaient. A cela le brahme répondit que s'il avait autrefois

rendu service à quelqu'un, il devait l'invoquer à présent, et l'appeler à son secours.

Je ne me souviens pas, repartit l'éléphant, d'avoir rendu service à qui que ce soit, si ce n'est aux rats, ce que je fis de la manière suivante:

L'Eléphant et les Rats.

Dans le pays de ***Calinga-Dessam*** régnait un roi nommé ***Souvarna-Bohou.*** Il vit tout à coup ses états infestés par des myriades de rats qui dévoraient toutes les plantes et répandaient partout la désolation. Les habitants ne pouvant plus exister au milieu d'un tel fléau, allèrent trouver le roi, et le supplièrent d'avoir recours à quelque expédient pour délivrer le pays des ravages de ces animaux destructeurs. Le prince rassembla aussitôt tous les chasseurs de son royaume, qui, munis de filets et de piéges de toute espèce, allèrent ensemble à la poursuite des rats. A force de travaux et de patience, ils parvinrent à les faire sortir de leurs trous. Tous furent pris et enfermés vivants dans de grands vases de terre, où on les laissa pour qu'ils y mourussent de faim.

Sur ces entrefaites, continua l'éléphant, je vins à passer près du lieu où tous ces rats étaient emprisonnés et entassés pêle-mêle. Leur chef m'ayant entendu, m'appela: il me supplia de prendre pitié de lui et de ses compagnons, et de leur sauver la vie. Rien de plus facile, dit-il, quisqu'il me suffisait de briser d'un coup de pied les vases de terre qui les retenaient captifs. Touché de compassion pour le sort déplorable de ces infortunés, je mis en pièces leurs prisons, et je les arrachai ainsi à une mort certaine.

Le chef des rats, après m'avoir remercié, dit qu'il conserverait, lui et les siens, un éternel souvenir du service important que je leur avais rendu, et jura qu'ils me payeraient de retour, si jamais je me trouvais dans quelque embarras.

Après que l'éléphant eut achevé son récit, le brahme lui conseilla d'invoquer les rats qu'il avait si essentiellement obligés, et de les appeler à son aide. Il lui souhaita ensuite une prompte délivrance, et continua sa route.

L'éléphant, livré à lui-même, réfléchit qu'il n'avait rien de mieux à faire que de suivre le conseil qu'on lui avait donné. A la voix de son bienfaiteur, le chef des rats accourut sans délai. L'éléphant ne l'eut pas plutôt aperçu, qu'il lui exposa les malheurs qui lui étaient survenus, ceux dont il était encore menacé, et le supplia de l'aider de quelque manière à sortir de sa prison.

Le service que tu requiers, seigneur éléphant, répondit le rat, n'est pas pour moi une chose difficile: reprends donc courage, et je te promets d'opérer dans peu ta délivrance.

A l'instant, le chef des rats convoqua plusieurs millions de ses sujets, et les conduisit au bord du précipice où leur libérateur avait été englouti; tous se mirent à gratter la terre qui était autour, et à la jeter dans la fosse; celle-ci se comblant peu à peu, l'éléphant s'élevait à mesure: bientôt il put facilement sortir, et se trouva à l'abri de tout danger.

En terminant cet apologue, l'écrevisse dit au brahme pélerin: Si un rat trouva l'occasion de rendre un service signalé à un éléphant et de lui sauver la vie, ne peut-il pas s'en présenter une où je serai moi-même à portée de t'obliger et de te témoigner ma reconnaissance?

Le brahme *Cahla-Sarma*, charmé de trouver tant d'intelligence dans un si chétif animal, n'hésita plus à prendre l'écrevisse avec lui; et la mettant dans son sac de voyage, il continua sa route.

En traversant une épaisse forêt, il s'arrêta vers l'heure de midi, moment où la chaleur était dans sa plus grande force, pour se reposer à l'ombre d'un arbre touffu. Il s'y endormit bientôt; et pendant qu'il était plongé dans un profond sommeil, voici ce qui arriva.

Le Corbeau, le Serpent, le Brahme et l'Ecrevisse.

Près de l'arbre sous lequel le brahme *Cahla-Sarma* goûtait un paisible repos, un serpent monstrueux avait établi sa demeure dans un de ces monceaux de terre élevés par les *kariahs* ou fourmis blanches; au milieu du feuillage de ce même arbre, un corbeau avait construit son nid. Ce corbeau et ce serpent avaient, en qualité de voisins, contracté ensemble une étroite amitié. Lorsque quelque voyageur fatigué venait se délasser à l'ombre de cet arbre, le corbeau en avertissait son ami le serpent par un certain cri; et ce dernier, sortant aussitôt de son repaire, s'approchait en silence du voyageur, le mordait et lui insinuait son venin dans les veines. Le poison était si subtil, que la personne mordue mourait presque à l'instant. Le corbeau rassemblant alors les individus de son espèce, ils se jetaient tous sur le cadavre, qui leur servait de pâture.

Le corbeau n'eut pas plutôt aperçu que le brahme pélerin dormait profondément, qu'il donna au serpent le signal ordinaire; celui-ci sortit incontinent de son trou, et lui ôta la vie par sa morsure empestée. Le corbeau s'empressa de rassembler ses amis et ses proches; et ils fondirent tous ensemble auprès du cadavre. Comme ils se disposaient à le dévorer, le chef corbeau ayant aperçu quelque chose qui remuait dans le sac du voyageur, et voulant savoir ce que c'était, y mit la tête: à l'instant même l'écrevisse le saisit par le cou avec ses pinces, et le serra au point de l'étrangler.

Le corbeau criait merci; mais elle lui déclara qu'elle ne le lâcherait pas, à moins que le brahme dont il venait de causer la mort n'eût recouvré le jour. Le corbeau ayant fait connaître à ses compagnons l'extrémité où il se trouvait réduit, et les conditions auxquelles l'écrevisse consentait à le laisser vivre, les conjura d'aller en toute hâte informer son ami le serpent de sa situation critique, et l'engager à ranimer bien vite le corps du brahme. Le serpent, instruit du malheur survenu à son ami, s'approcha du mort, mit la gueule à l'endroit même où il l'avait mordu, suça tout le venin dont il l'avait infecté, et lui rendit la vie.

Dès que le brahme eut repris l'usage de ses sens, il ne fut pas peu surpris de voir son écrevisse tenant un corbeau étroitement serré entre ses pinces. Elle lui raconta ce qui venait de se passer: à ce récit, le voyageur, qui croyait sortir d'un doux sommeil, fut saisi du plus grand étonnement. Néanmoins, lui dit-il, puisque ce corbeau a satisfait aux conditions que tu as exigées de lui, il faut aussi que tu remplisses la promesse que tu lui as faite de lui laisser la vie sauve; lâche-le donc maintenant.

L'écrevisse, qui voulait châtier ce méchant comme il le méritait, mais qui craignait de le faire dans le voisinage du serpent, répondit qu'elle ne lui rendrait la liberté qu'à quelque distance de là. Le brahme les transporta donc tous les deux un peu plus loin; et ouvrant son sac, il invita de nouveau l'écrevisse à ne plus différer de tenir sa promesse.

Insensé! répondit l'écrevisse, y a-t-il quelque foi à garder aux méchants? peut-on compter sur leurs promesses, à eux? Tu ignores donc que ce corbeau perfide a déjà été l'instigateur de la mort d'une foule d'innocents, et que, si je le laisse échapper, il en fera périr encore un grand nombre. Veux-tu savoir ce que les gens de bien gagnent à obliger les méchants? veux-tu connaître la manière dont il faut traiter ces derniers quand on les tient en son pouvoir? la fable suivante te l'apprendra.

Le Brahme, le Crocodile, l'Arbre, la Vache et le Renard.

Un brahme nommé *Astica* habitait l'agrahra (le village) d'Agny-Stala, situé sur le bord du fleuve Youmna. Ce brahme ayant entrepris le pélerinage du Gange, passa un jour près d'une rivière dans laquelle il voulut faire ses ablutions. Il ne fut pas plutôt entré dans l'eau, qu'un crocodile vint à lui; et apprenant dans quelle intention le brahme s'était mis en route, il le supplia instamment de le transporter aussi dans les eaux du fleuve sacré. Il espérait, disait-il, pouvoir y vivre plus à son aise que dans le lieu où il était, qui, se trouvant souvent à sec dans le temps des chaleurs, l'exposait alors à endurer des souffrances cruelles.

Le brahme, touché de compassion, fit entrer ce crocodile dans son sac, et le chargeant sur ses épaules, continua sa route.

Arrivé sur le rivage du Gange, le pélerin ouvrit son sac; et montrant au crocodile les eaux de ce fleuve, il lui dit qu'il pouvait y entrer. Mais ce dernier objecta à son bienfaiteur que se sentant très-fatigué de la route qu'ils avaient faite ensemble, il n'avait point la force de regagner seul le cours de l'eau, et qu'il le priait de l'y conduire jusqu'à une certaine profondeur.

Le brahme, ne soupçonnant aucune perfidie, eut encore cette condescendance pour le crocodile. Il s'avança le plus qu'il put dans le lit du Gange, et y déposa son compagnon de voyage. Mais au moment où il se retirait, le crocodile, le saisissant par la jambe avec ses dents, s'efforça de l'entraîner au fond de l'eau. Plein de frayeur et outré d'une pareille trahison, le pélerin s'écria: Ah scélérat! ah perfide! est-ce ainsi que tu rends le mal pour le bien? Voilà donc la vertu que tu pratiques! voilà donc la reconnaissance que j'avais lieu d'attendre de toi, après t'avoir rendu service!

Bon! repartit le crocodile, que viens-tu me parler de *vertu, de reconnaissance*? La vertu de nos jours, c'est de dévorer ceux qui nous nourrissent.

Suspends au moins ton dessein perfide pour quelques moments, reprend le brahme, et voyons si la morale que tu professes trouvera des approbateurs! Remettons l'affaire au jugement des arbitres; et s'il s'en présente trois seulement qui approuvent ta façon d'agir et de penser, je consens que tu me dévores.

Le crocodile se rendit aux réclamations du brahme, et consentit à ne le sacrifier à sa gloutonnerie qu'après qu'ils auraient recueilli les suffrages de trois arbitres qui ne blâmeraient pas son procédé.

Ils s'adressèrent d'abord à un manguier planté sur le rivage: le brahme lui demanda s'il était permis de faire du mal à ceux qui nous avaient fait du bien.

J'ignore si cela est permis ou non, répondit le manguier, mais je sais bien que c'est là précisément la conduite que les hommes tes semblables tiennent envers moi. En effet, j'apaise leur faim en les nourrissant de mes fruits succulents; je les garantis des ardeurs du soleil en les couvrant de mon ombrage: cependant, dès que la vieillesse, ou quelque accident, me met hors d'état de leur procurer ces avantages, oubliant mes services antérieurs, ils coupent mes branches, et finissent par me priver de la vie en arrachant jusqu'à mes racines. D'où je conclus que la vertu parmi les hommes consiste à détruire ceux qui les nourrissent.

Ils abordèrent ensuite une vieille vache qui paissait sans gardien sur les bords du fleuve; le brahme lui demanda si

ce n'était pas blesser la vertu que de faire du mal à ceux qui nous avaient fait du bien.

Que veux-tu dire par ce mot de *vertu*? répondit la vache. La vertu de nos jours, c'est de perdre ceux qui nous rendent service; je ne l'éprouve que trop par ma malheureuse expérience. Jusqu'ici j'ai rendu les services les plus importants à l'homme, en labourant ses champs, en lui donnant des veaux, en le nourrissant de mon lait: maintenant que je suis devenue vieille et qu'il n'a plus rien à attendre de moi, il me rebute; abandonnée et sans secours, sur le bord de ce fleuve, je me vois exposée à chaque instant à devenir la proie des bêtes féroces.

Il ne manquait plus que le jugement d'un troisième arbitre pour consommer la ruine du brahme. Celui-ci ayant aperçu un renard, lui fit la même question qu'il avait déjà adressée au manguier et à la vache.

Avant de répondre, le renard voulut connaître à fond l'affaire dont il s'agissait; le brahme lui raconta en détail les services qu'il avait rendus au crocodile, et la trahison que ce dernier méditait. Le renard se prit à rire, et parut d'abord disposé à donner gain de cause au crocodile. Cependant, dit-il, avant de porter un jugement définitif sur votre affaire, il faut que je voie la manière dont vous avez voyagé ensemble.

Le crocodile, ne se défiant point des intentions du renard, entra sans hésiter dans le sac de voyage, et le brahme le mit sur son cou. Alors le renard dit à celui-ci de le suivre, et, arrivé en un lieu isolé, il lui fit signe de déposer par terre son fardeau. A peine eut-il obéi, que le renard, prenant une grosse pierre, la jeta sur la tête du crocodile et l'écrasa; puis, s'adressant au brahme: Imbécile que tu es! lui dit-il, que les dangers que tu as courus t'apprennent désormais à être prudent! ressouviens-toi bien qu'on ne doit jamais contracter amitié ni s'associer avec les méchants!

Le renard rassembla ensuite sa famille, et ils firent du crocodile un excellent régal. Le brahme ayant accompli le but de son pélerinage en se lavant dans le Gange, s'en retourna chez lui, où il arriva sans autre accident.

Cet apologue, dit l'écrevisse au brahme son bienfaiteur, qui avait prêté une oreille attentive à son récit, cet apologue doit te convaincre qu'il n'y a point de pacte à faire avec les méchants, et qu'on peut sans scrupule leur manquer de foi. Quand on les tient en son pouvoir, il faut les détruire. En disant ces paroles, elle serra fortement le cou du corbeau, et l'étrangla.

Après ce châtiment exemplaire, le brahme ***Kahla-Sarma,*** reprenant avec lui l'écrevisse, continua sa route, et arrivé au Gange, il y déposa sa bienfaitrice, comme elle le désirait. Après lui avoir témoigné sa vive reconnaissance pour le

service important qu'elle lui avait rendu en lui sauvant la vie, il fit ses ablutions dans le fleuve sacré, et reprit ensuite la route de son pays, où il arriva sain et sauf.

48. Von den vier thörichten Braminen.*

Dans un certain district, on avait publié un ***samaradana***, c'est-à-dire, un de ces grands festins qu'on a coutume de donner aux brahmes dans diverses circonstances. Quatre individus de cette caste, partis chacun d'un village différent pour s'y rendre, se rencontrèrent par hasard en route, et après avoir reconnu qu'ils allaient à la même destination, ils convinrent de faire ensemble le reste du voyage. Chemin faisant, ils furent rencontrés par un soldat qui suivait une direction opposée à la leur, et qui, en passant près d'eux, leur fit le salut d'usage à l'égard des brahmes, c'est-à-dire qu'il joignit les mains, les porta au front, et dit ***saranaiaya!*** (salut respectueux, seigneurs!) à quoi les brahmes répondirent tous les quatre ensemble, ***assirvahdam!*** (bénédiction!)

Arrivés auprès d'un puits qui se trouvait sur le chemin, les brahmes s'assirent pour s'y desaltérer, et se reposèrent ensuite à l'ombre d'un arbre voisin. Durant cette halte, leur esprit ne leur fournissant pas matière à conversation, l'un d'entre eux s'avisa de rompre le silence en disant aux autres: „Il faut avouer que le soldat que nous venons de rencontrer „est un homme fort civil et plein de discernement: avez-„vous remarqué comme il a su me distinguer, et avec quelle „politesse il m'a salué?“

„Mais ce n'est point vous qu'il a salué, reprit le brahme „assis auprès de lui; c'est à moi seul qu'il adressait cet hom-„mage.“

„Vous vous trompez l'un et l'autre, dit un troisième; je „puis assurer que c'est moi seul que le salut regardait; et „la preuve, c'est que lorsque le soldat a prononcé son ***saranai-„aya,*** il a jeté les yeux de mon côté.“

„Point du tout, riposta le quatrième, c'est moi seul qu'il „a salué: sans cela, lui aurais-je répondu ***assirvahdam?***“

La dispute s'échauffa par degrés avec une telle véhémence, que les quatre compagnons de voyage allaient en venir aux mains, lorsque l'un d'entre eux, un peu moins fou que les autres, voulant empêcher les suites fâcheuses de la querelle, ouvrit l'avis suivant:

„Pourquoi nous mettre ainsi inutilement en colère? „Quand nous nous serons accablés réciproquement d'injures „et d'outrages, quand nous nous serons bien battus comme „la canaille des soudras, le sujet de notre différend en sera-„t-il moins contestable? Qui peut mieux lever nos doutes

* Zuerst aus dem Sanskrit im Asiat. Journal, 1817; franz. vom Abbé J. A. Dubois.

„que la personne qui y a donné lieu? Le soldat que nous „avons rencontré, et qui a salué l'un d'entre nous, ne peut „pas être encore fort loin. Mon avis est donc que nous „courions bien vite après lui, afin d'apprendre de sa propre „bouche quel est celui des quatre qu'il avait intention „d'honorer.“

Ce conseil parut très-sage et fut accueilli avec empressement. Ils se mirent donc à courir après le soldat; et, tout hors d'haleine, ils l'atteignirent à plus d'une lieue de distance de l'endroit où il les avait salués. Du plus loin qu'ils l'aperçurent, ils lui crièrent de s'arrêter; s'étant approchés de lui, ils lui exposèrent le sujet de la dispute survenue entre eux, et le prièrent de la terminer en leur disant auquel d'entre eux s'adressait sa politesse.

Le soldat, reconnaissant à ce récit l'ingénuité des personnes à qui il avait affaire, et voulant s'amuser à leurs dépens, leur répondit avec beaucoup de sang-froid: „Eh bien! c'est le plus fou des quatre que j'ai prétendu saluer;“ et leur tournant immédiatement le dos, il poursuivit son chemin.

Les brahmes, interdits de cette réponse, reprirent aussi le leur, et le continuèrent quelque temps en silence. Cependant ils avaient si fort à cœur le salut du soldat, que la dispute à ce sujet se ranima bientôt de plus belle. Chacun, cette fois, appuyait ses prétentions sur la décision même de cet homme; et il n'était pas un des quatre qui ne se flattât d'être infiniment plus fou que les autres.

Ils mirent de part et d'autre tant d'aigreur et d'emportement à maintenir leurs droits à cette prééminence d'une nouvelle espèce, qu'une bataille à coups de poing paraissait inévitable, si l'auteur du premier avis n'en eût imaginé un second pour calmer l'effervescence des contendants.

„Je me prétends plus fou qu'aucun de vous, dit-il, et „chacun se prétend plus fou que moi. Or, je le demande, „est-ce en criant jusqu'à extinction de voix, et même en „nous assommant de coups les uns les autres, que nous arri„verons à décider quel est celui des quatre dont la folie est „le mieux conditionnée? Croyez-moi, suspendons nos débats. „Nous voilà à peu de distance de Darmapoury; allons-y: „rendons-nous à la chauderie (salle de justice), et prions les „chefs du lieu de nous mettre d'accord.“ Cet avis parut trèssensé, et personne ne refusa de le suivre.

Ils ne pouvaient pas se présenter dans un moment plus favorable. Les chefs de Darmapoury, brahmes et autres, se trouvaient tous assemblés à la chauderie; et comme il n'y avait pas ce jour-là d'autre cause plus sérieuse à juger, on donna tout de suite audience à ces étrangers, et on leur dit d'expliquer leur affaire.

Un des quatre brahmes, s'étant avancé au milieu de

l'assemblée, raconta, sans omettre la moindre circonstance, ce qui s'était passé entre eux, à l'occasion du salut et de la réponse ambiguë du soldat.

Ce récit provoqua plus d'une fois les éclats de rire de l'assemblée. Celui qui la présidait, homme d'humeur fort joviale, fut ravi d'avoir trouvé une occasion aussi favorable de se divertir. Prenant donc un air sérieux, et imposant silence à tout le monde, il adressa ainsi la parole aux plaideurs: „Comme vous êtes étrangers et inconnus dans cette „ville, il n'est pas possible de constater le fait en litige par „la voie des témoins. Il n'y a qu'un seul moyen, selon „moi, d'éclairer vos juges: c'est que chacun de vous nous „fasse connaître à son tour quelque trait de sa vie qui ca„ractérise le plus évidemment sa folie. Après vous avoir „entendus, nous pourrons décider quel est celui des quatre „qui a droit à la supériorité en ce genre, et qui, en con„séquence, peut s'attribuer exclusivement le salut du soldat.“

Les plaideurs acquiescèrent tous à cette proposition.

L'un des brahmes ayant alors obtenu la permission de parler, s'exprima en ces termes: „Ma mise est loin d'être „élégante, comme vous voyez; et ce n'est pas d'aujourd'hui „que je vais couvert de haillons. Voici la cause primitive „du délabrement de mon costume. Il y a plusieurs années „qu'un riche marchand de notre voisinage, fort charitable „envers les brahmes, me fit présent, pour m'en vêtir, de „deux pièces de la toile la plus fine qu'on eût jamais vue „dans notre agrahra (village). Je les montrai à tous mes „amis, qui, en les voyant, ne se lassaient point de les ad„mirer. Une si heureuse aubaine, me disaient-ils, ne peut „être que le fruit des bonnes œuvres pratiquées dans une „génération précédente. Avant de m'en revêtir, j'allai les „laver, suivant la coutume, afin de les purifier par-là de la „souillure qui leur avait été imprimée en passant par les „mains du tisserand et du marchand. Elles étaient à sécher, „attachées par deux bouts à des branches d'arbre, lorsqu'un „chien vint à passer par-dessous: je ne l'aperçus qu'après „qu'il fut à quelque distance, et ne pus dès-lors m'assurer „s'il les avait touchées, par conséquent souillées. J'interro„geai mes enfants, qui me dirent qu'ils n'y avaient pas fait „attention. Comment éclaircir ce doute? Pour y parvenir, „j'imaginai de me mettre à quatre pattes, en me tenant à „la hauteur du chien, et, dans cette posture, je passai sous „mes toiles. Les ai-je touchées? demandai-je à mes enfants, „qui m'observaient. Non! me répondirent-ils. A cette agréable „nouvelle, je fis un saut de joie. Cependant, un moment „après, je réfléchis que le chien ayant la queue retroussée, „il pourrait bien avoir touché mes toiles avec le bout de „cette partie exubérante de son dos. Pour m'en assurer, je „m'attachai, à rebours, une faucille à lextrémité des reins,

„et je recommençai de la même manière mon épreuve. Mes „enfants, à qui j'avais recommandé d'être attentifs, me dirent „que cette fois la faucille avait atteint légèrement les toiles. „Ne doutant pas que le bout de la queue du chien n'en eût „fait autant, je saisis ces toiles, et, dans un transport de „colère qui m'ôta toute réflexion, je les mis en lambeaux.

„Cette aventure devint bientôt publique, et tout le monde „me traita d'insensé. Quand même, me disait l'un, le chien „eût en effet souillé les toiles en les touchant, ne pouvais-„tu pas les purifier en les lavant une seconde fois? Ne devais tu pas, disait l'autre, donner ces toiles à de pauvres „soudras, plutôt que de les déchirer? Après un pareil trait „de folie, qui voudra désormais te fournir des vêtements? „Cette dernière observation ne s'est que trop vérifiée; depuis „ce temps-là, lorsque je me suis avisé de demander à quelqu'un de quoi me vêtir: C'est sans doute pour en faire des „pièces et des morceaux, me répondait-on sans cesse.“

Lorsqu'il eut fini son histoire: „Il paraît, lui dit un des „auditeurs, que vous savez très-bien marcher à quatre pattes.“

„Je m'en acquitte au mieux, répondit le brahme, comme „vous allez le voir.“ A ces mots, il se mit à faire, dans cette posture, deux ou trois fois le tour de l'assemblée, non sans faire pâmer de rire tous les spectateurs.

„En voilà assez, dit le président: ce que nous venons „de voir et d'entendre prouve beaucoup en votre faveur; „mais avant de rien décider, voyons quelles preuves de folie „apporteront les autres.“ Un second brahme alors prit la parole en ces termes:

„Afin de paraître plus décemment à un *samaradana* qui „avait été annoncé dans notre voisinage, je mandai le barbier pour me raser la tête et le menton. Lorsque celui-ci „eut terminé son opération, je dis à ma femme de lui donner „un sou pour son salaire; mais par étourderie elle lui en „donna deux. En vain j'exigeai du barbier qu'il me restituât un sou, il n'en voulut rien faire; j'eus beau insister, „il demeura obstiné dans son refus. La contestation s'échauffait et nous en étions déjà aux gros mots, lorsque le „barbier, prenant un ton plus radouci: Il y a, me dit-il, „moyen d'entrer en arrangement. Pour le sou que vous „réclamez, je raserai, si cela vous convient, la tête à votre „femme. Tu as raison, répliquai-je après un moment de „réflexion; ce que tu proposes terminera notre différend sans „injustice de part ni d'autre.

„Ma femme entendant ces paroles, et voyant ce qui „allait lui arriver, voulut se sauver; mais je la saisis, et la „forçai à s'asseoir par terre; et le barbier, armé de son „rasoir, lui tondit entièrement la tête. Cependant ma femme „jetait les hauts cris, et vomissait un torrent d'injures et „d'imprécations contre nous deux; mais je la laissai crier,

„aimant mieux la voir tête rase, que d'abandonner à ce „fripon de barbier un sou qu'il n'avait pas gagné. Ma femme, „ainsi dépouillée de sa belle chevelure, alla se cacher de honte „et n'osa plus paraître. Le barbier décampa aussi, et, ren-„contrant ma mère dans la rue, il n'eut rien de plus pressé „que de lui raconter ce qui venait de se passer à la maison. „Elle accourut aussitôt pour s'assurer du fait; et lorsqu'elle „aperçut sa belle-fille complétement tondue, elle demeura „quelque temps interdite et muette d'étonnement: mais bien-„tôt, transportée de colère, elle m'accabla d'invectives et de „reproches, que je supportai sans mot dire; car je commen-„çais à m'apercevoir que je les méritais bien.

„Le coquin de barbier, de son côté, se fit un malin „plaisir de divulguer partout cette aventure, qui me rendit „la fable du public. Le bruit de cette aventure parvint bien-„tôt jusqu'au lieu du domicile des parents de ma femme. Ils „accoururent en toute hâte. Jugez du tapage qu'ils firent, à „la vue de leur pauvre fille accommodée de la sorte! Ils „l'emmenèrent chez eux, en prenant la précaution de la faire „voyager de nuit, afin de lui épargner la honte d'être vue „dans l'état humiliant où elle se trouvait. Après l'avoir gardée „quatre ans, sans vouloir entendre à aucune composition, ils „consentirent enfin à me la rendre.

„Cette maudite incartade m'avait fait manquer le *sama-„radana*, auquel je m'étais préparé par trois jours de jeûne. „Mon regret fut au comble, lorsque j'appris qu'il avait été „des plus somptueux, et que le beurre liquide y avait été „servi avec profusion. Quinze jours après, on en publia un „autre, auquel j'eus l'imprudence de me rendre; mais j'y „fus reçu au milieu des huées de plus de huit cents brahmes „réunis, qui, s'emparant de moi, declarèrent qu'ils ne me „rendraient la liberté qu'après que je leur aurais appris quel „était le crime de ma femme.

„Je protestai avec serment que j'étais l'unique coupable, „et je fis l'aveu du vrai motif qui m'avait porté à en agir „de la sorte. La surprise de mes auditeurs ne fit qu'aug-„menter en écoutant mon récit; et se regardant les uns les „autres: „A-t-on jamais vu, s'écrièrent-ils, faire raser la tête „à une femme mariée qui n'a point manqué aux lois de „l'honneur! Ou cet homme est un imposteur, ou c'est le plus „grand fou qui existe sur la terre.“ J'espère, dit en con-„cluant le narrateur, que vous penserez comme eux, et que „ma folie vous paraîtra infiniment supérieure à celle dont „vous a entretenus le brahme qui a parlé avant moi.“

L'assemblée jugea de bon aloi ce trait de folie; mais elle ne voulut prendre aucune détermination sans avoir entendu les deux autres antagonistes.

Le troisième, qui brûlait d'envie de parler, entra ainsi en matière:

„Anantaya était jadis mon nom: je suis connu aujourd'hui partout sous celui de ***Bétel-Anantaya.*** Voici le trait de ma vie qui a donné lieu à ce sobriquet.

„Il y avait environ un mois que ma femme, retenue jusqu'alors à la maison paternelle à cause de sa jeunesse, était venue habiter avec moi. Un soir, en nous couchant, je lui dis, je ne sais à quel propos, ***que les femmes étaient des babillardes:*** elle me répliqua vivement et sans hésiter, qu'elle connaissait des hommes qui étaient pour le moins aussi babillards que les femmes. Je compris que c'était à moi qu'elle faisait allusion; et me sentant extrêmement piqué de sa réponse, je lui dis: Voyons lequel de nous deux parlera le premier. Volontiers, reprit-elle; mais que donnera à l'autre celui qui perdra la gageure? Une feuille de bétel,* lui répondis-je. Le pari ainsi convenu, nous nous endormîmes sans prononcer un seul mot.

„Le lendemain, comme le soleil était déjà levé, et qu'on ne nous voyait point paraître, on nous appelle chacun par notre nom: point de réponse! On crie plus fort: même silence! On heurte fortement à la porte de notre appartement: peine inutile! L'alarme se répandit aussitôt dans la maison; on craignit que nous ne fussions morts tous les deux subitement durant la nuit. Le charpentier du village, qu'on alla chercher en toute hâte, accourut avec ses outils et enfonça la porte. On ne fut pas peu surpris de nous voir l'un et l'autre bien éveillés, assis, les jambes croisées, paraissant jouir d'une santé parfaite, mais privés de l'usage de la parole: on s'y prit de diverses manières pour nous faire parler, sans qu'on pût y réussir. Ma mère, saisie de frayeur, se mit à jeter les hauts cris; tous les brahmes du village, hommes et femmes, accoururent pour connaître le sujet d'une pareille alarme. Notre maison se trouva bientôt pleine de monde, et chacun raisonnait à sa manière sur l'accident prétendu qui nous était arrivé. L'opinion qui prévalut fut que notre fâcheux état était l'effet d'un maléfice jeté sur nous par quelque ennemi secret. Dans cette persuasion, mes parents firent venir en toute diligence un fameux magicien du voisinage, pour nous désenchanter. Dès que ce dernier fut arrivé, il commença par fixer sur nous ses regards durant quelques minutes, tourna ensuite à plusieurs reprises autour de nous en prononçant des mots baroques, nous tâta le pouls sur différentes parties du corps, et fit tant d'autres simagrées, que le souvenir m'en fait rire encore toutes les fois que j'y pense. Enfin, il prononça que nous étions réellement sous l'influence d'un maléfice; il nomma même le diable dont, selon lui, nous étions possédés, et le dépeignit comme étant d'un caractère très-obstiné et très-tenace: or, vu la difficulté qu'il y aurait à

* On en a trente ou quarante pour la valeur d'un liard.

„le déloger, il estima à cinq pagodes ce que coûterait la dépense seule des sacrifices et des autres cérémonies qu'il faudrait faire pour y réussir.

„Mes parents n'étaient pas riches; ils furent un peu effrayés du prix exorbitant qu'exigeait le magicien. Cependant, plutôt que de nous laisser muets ma femme et moi, ils acquiescèrent à cette clause, et promirent, de plus, de lui faire un présent convenable après qu'il nous aurait rendu l'usage de la parole.

„Le magicien se disposait à commencer ses conjurations, lorsqu'un brahme de nos amis, qui se trouvait là, soutint envers et contre tous que ce que nous éprouvions était uniquement une maladie naturelle dont il avait vu plusieurs exemples, et promit de nous guérir sans qu'il en coûtât rien. A cet effet, il ordonna qu'on remplît vite un réchaud de charbons ardents, et qu'on lui procurât un petit lingot d'or. Dès qu'il eut ce qu'il demandait, il fit chauffer le lingot presque à le mettre en fusion; puis le saisissant avec des pincettes, il me l'appliqua tout brûlant sur la plante des pieds, au-dessous des coudes, sur le creux de l'estomac, enfin sur le sommet de la tête.

„J'endurai cette horrible torture sans faire aucun mouvement et sans proférer la moindre plainte: j'aurais mieux aimé mourir, s'il l'eût fallu, que d'avoir la honte de perdre la gageure que j'avais faite.

„Essayons de remède sur la femme, dit le malin opérateur, déjà un peu déconcerté de ma constance. Il s'approcha d'elle, et lui appliqua le lingot d'or sous la plante des pieds. Mais à peine eut-elle senti les premières impressions du feu, qu'elle retira vivement la jambe en arrière, et s'écria: *Appa! appa!* (en voilà assez!) Se tournant ensuite vers moi: J'ai, dit-elle, perdu la gageure; tiens, voilà une feuille de bétel.

„Ne l'avais-je pas prévu, m'écriai-je, que tu parlerais la première? Ainsi tu justifies par-là ce que je te disais hier en nous couchant, que les femmes sont des babillardes.

„A la bonne heure, reprit-elle; désormais aussi je ne soutiendrai plus de pari contre toi.

„Les spectateurs, stupéfaits, se regardant les uns les autres, ne comprenaient rien à cette scène. Je leur en expliquai la cause. Quelle insigne folie! s'écria-t-on en chorus. Eh quoi! répandre l'alarme dans tout le quartier, se laisser brûler depuis les pieds jusqu'à la tête, et cela pour ne pas perdre une feuille de bétel! Non, dans le monde entier, il serait impossible de trouver un cerveau plus complétement fêlé! Depuis ce temps-là, on ne me désigne plus que sous le nom de *Bétel-Anantaya.*"

Ce trait de folie ne parut pas à l'assemblée être d'une espèce peu remarquable. Il était juste pourtant de connaître

les titres qu'aurait à faire valoir le quatrième plaideur; et c'est ce qu'il fit en ces termes:

„La femme que j'avais épousée étant trop jeune encore, „continua d'habiter pendant six ou sept ans la maison de „son père. Enfin ses parents avertirent les miens qu'elle „pouvait désormais remplir tous les devoirs d'épouse. La „maison de mon beau-père était à une distance de six ou „sept lieues de notre domicile. Ma mère, se trouvant indis„posée lorsque nous reçûmes cette agréable nouvelle, ne put „entreprendre le voyage. Elle me chargea donc d'aller „chercher moi-même ma femme, me recommandant bien de „me conduire avec circonspection, et de ne rien faire ni „rien dire qui pût donner à connaître le peu d'étendue de „mon génie. Appréciant, comme je le fais, ajouta-t-elle en „me congédiant, la faible portée de ton intelligence, je crains „fort que tu ne fasses quelque sottise. Je lui promis de me „conformer à ses instructions, de me conduire avec prudence, „et je me mis en route.

„Je fus très-bien reçu de mon beau-père, qui donna à „mon occasion un festin à tous les brahmes du lieu. Le „jour fixé pour notre départ étant arrivé, on nous permit „de partir, ma femme et moi. En nous congédiant, mon „beau-père nous combla de ses bénédictions, et lorsque nous „nous séparâmes, il versa un torrent de larmes, comme s'il „eût pressenti le malheur qui devait arriver à sa pauvre „fille.

„On était alors dans la saison de la plus forte chaleur, „et, le jour de notre départ, elle était excessive. Nous „avions à traverser une plaine aride de plus de deux lieues „d'étendue. Le sable, échauffé par l'ardeur du soleil, eut „bientôt brûlé la plante des pieds de ma jeune compagne, „qui, élevée délicatement sous le toit paternel, n'était pas „accoutumée à de pareilles fatigues. Elle se mit à pleurer: „je la pris par la main, et l'encourageai de mon mieux. „Mais bientôt, n'en pouvant plus, elle se coucha par terre, „résolue, disait-elle, à mourir sur la place.

„Mon embarras était extrême. Assis à côté d'elle, je „ne savais quel parti prendre, lorsqu'il vint à passer un „marchand qui conduisait un grand nombre de bœufs chargés „de diverses marchandises. Je l'abordai, lui racontai, les „larmes aux yeux le sujet de mes peines, et le priai de „m'aider de ses bons conseils dans la position critique où je „me trouvais.

„Le marchand s'approcha de ma femme. Après l'avoir „attentivement considérée, il me dit que, par la chaleur „suffocante qu'il faisait, la vie de cette pauvre malheureuse „était évidemment en danger, soit qu'elle demeurât à cette „place, soit qu'elle voulût avancer plus loin. Plutôt, con„tinua-t-il, que de vous exposer à la douleur de la voir

„périr sous vos yeux, peut-être aussi au soupçon de l'avoir „tuée vous-même, je vous conseille de me la livrer. Je la „ferai monter sur un de mes meilleurs bœufs, je l'emmè„nerai, et elle échappera par ce moyen à une mort certaine. „Elle sera perdue pour vous, il est vrai; mais il vaut encore „beaucoup mieux la perdre avec le mérite de lui avoir sauvé „la vie, qu'en s'exposant au soupçon de l'avoir tuée. Quant „à ses joyaux, ils peuvent valoir vingt pagodes: tenez en „voilà vingt-cinq, et donnez-moi votre femme.

„Le raisonnement de cet homme me parut convaincant „et sans réplique. J'acceptai donc l'argent qu'il m'offrait; „et lui, prenant ma femme entre ses bras, l'assit sur un de „ses bœufs, et se hâta de continuer sa route. Je repris „aussi la mienne, et j'arrivai à la maison fort tard, les „pieds presque grillés par la chaleur du sable sur lequel „j'avais marché toute la journée.

„Où est donc ta femme? me demanda ma mère, sur„prise de me voir revenir seul. Je lui racontai alors en „détail tout ce qui s'était passé depuis mon départ, et je „finis par lui apprendre le triste accident survenu en route „à ma jeune compagne, que j'avais mieux aimé céder à un „marchand qui passait, que d'être témoin de sa mort iné„vitable, au risque encore d'encourir le soupçon d'en être „l'auteur. J'étalai en même temps les vingt-cinq pagodes „que j'avais reçues en dédommagement.

„Suffoquée d'indignation à ce récit, ma mère demeura „muette et comme pétrifiée. Mais bientôt sa colère com„primée fit explosion avec fracas; elle ne trouvait point d'in„jures ni d'imprécations assez fortes pour me reprocher la „conduite que j'avais tenue. L'insensé! le misérable! s'écriait„elle; vendre sa femme! la livrer à un autre! une brahm„nady devenir la femme d'un vil marchand! Eh! que va-t-on „penser dans le monde? Que diront les parents de cette in„fortunée et les nôtres, lorsqu'ils apprendront une telle in„famie? Pourront-ils jamais croire à un pareil excès de folie „et de stupidité?

„La triste aventure survenue à ma femme ne tarda point „à parvenir aux oreilles de ses parents. Ils accoururent „furieux, armés de bâtons, dans l'intention de me faire ex„pirer sous les coups. C'est ce qui me serait infailliblement „arrivé, ainsi qu'à ma pauvre mère, quelle que fût son in„nocence, si, avertis de leur prochaine arrivée, nous ne nous „fussions soustraits à leur vengeance par une prompte fuite. „Ne pouvant se faire justice eux-mêmes, ils portèrent l'affaire „devant les chefs de la caste, qui, d'une voix unanime, me „condamnèrent à payer une amende de deux cents pagodes „en forme de réparation d'honneur. Il fut en outre fait dé„fense à qui que ce fût, sous peine d'être exclu de la caste, „de jamais donner une autre femme à un fou tel que moi.

„Ainsi je me vis condamné à demeurer veuf le reste de mes „jours. Heureux encore de n'avoir pas été retranché à jamais „de la tribu des brahmes! grâce dont je fus redevable au „respect et à la considération dont avait joui mon père, et „dont le souvenir subsistait encore.

„Je vous laisse à juger maintenant si ce trait de folie „le cède à ceux dont mes antagonistes vous ont entretenus, „et si la prééminence ne m'est pas acquise à bon droit.“

L'assemblée, après une mûre délibération, décida que les quatre contendants ayant donné chacun des preuves irréfragables de folie, ils avaient tous des droits égaux et bien fondés à la supériorité en ce genre; que l'un pouvait donc individuellement s'attribuer le privilége de se dire plus fou que les trois autres, et prendre pour son compte personnel le salut du soldat. „Chacun de vous a gagné son procès, „leur dit le président; allez, et continuez votre route en „paix, s'il est possible.“

Satisfaits d'un jugement si équitable, les voyageurs se retirèrent en criant à l'envi l'un de l'autre: „J'ai gagné, j'ai „gagné mon procès!“

3. Persisch und Arabisch.

49. Zwei Fabeln von Scheikh Mosleh ed-din Sa'di.*

I. Ecoutez le récit suivant: Il s'éleva un jour une dispute dans Bagdad entre un drapeau et un tapis de Perse. Le drapeau mécontent des fatigues auxquelles il était exposé au milieu des marches militaires et de la poussière des camps, dit au tapis, en forme de reproches: „Ne sommes-„nous pas tous deux au service du même maître, de la même „cour, du même sultan? Continuellement en voyage, je n'ai „pas un moment pour respirer, et toi tu n'as jamais été „exposé aux fatigues et aux combats; tu n'as jamais connu „ni les déserts, ni leurs tourbillons de sable, ni leur chaleur „étouffante; dans toutes les expéditions, c'est moi qui marche „à la tête. Pourquoi donc me surpasses-tu en éclat et en „magnificence? tu ne sers que pour de belles esclaves, bril-„lantes comme la lune et parfumées comme le jasmin odo-„rant; pour moi je suis toujours, ou entre les mains des „plus vils valets, ou attaché au milieu des vents qui agitent „continuellement ma tête.“ Le tapis répondit: „Je repose „humblement ma tête sur le seuil du palais, et je ne l'élève „point comme toi vers le ciel; quiconque veut s'élever et „jouir de la gloire, doit croire que par là il s'expose à mille „peines et à mille dangers.“

* Einer der berühmtesten persischen Dichter, geboren 1175 unsrer Zeitrechnung (571 der Flucht) zu Schiras. Die erste der beiden Fabeln ist dem Rosengarten (Gulistan) entlehnt, die zweite dem Baumgarten (Bostan.)

II. Une goutte de pluie s'écoulant d'un nuage tomba un jour dans la mer. Honteuse et confuse en se voyant dans cet espace immense, elle dit: Que suis-je en comparaison de ce vaste océan! certes, mon existence est moins que rien au milieu de cet abîme sans bornes. Tandis qu'elle parlait d'elle-même avec tant de dédain et de mépris, une coquille de nacre la reçut dans son sein, et la fortune l'y favorisa tellement, qu'elle devint une perle précieuse et magnifique, digne d'orner la tête des rois: ainsi elle trouva dans son abaissement même la cause de son élévation, et la source de son illustration fut l'obscurité même où elle avait été plongée.

50. Zwölf Fabeln von Lokman el Hhakym.*

Le Lion et les deux Taureaux.

Un lion s'élança une fois contre deux taureaux: ils se réunirent ensemble en lui opposant leurs cornes, et il ne put pénétrer entr'eux deux. Alors il cessa ses attaques, et employant la ruse, il leur promit de ne plus rien entreprendre contre eux, quand bien même un d'eux s'éloignerait de son compagnon. Sur cette assurance, l'un d'eux s'éloigna, et le lion les mit en pièces tous les deux l'un après l'autre.

Cette fable signifie que deux villes, lorsque leurs habitants sont réunis en un seul sentiment, ne peuvent avoir rien à craindre de leurs ennemis; mais si la discorde les sépare, elles périssent ensemble.

La Gazelle.

Une biche, ou une gazelle, ayant un jour soif vint pour boire à une fontaine. Voyant son image dans l'eau, elle remarqua avec tristesse la forme grêle et menue de ses pieds, et avec joie la grandeur et l'élévation de ses cornes. Au même instant, des chasseurs vinrent la poursuivre, et elle prit la fuite. Tant qu'elle fut dans la plaine, ils ne purent parvenir à l'atteindre; mais, lorsque entrée dans la montagne, elle passa à travers les arbres, elle fut bientôt prise et mise en pièces. Sur le point de mourir, elle dit: „Malheur à moi, infortunée que je suis! ce que je dédaignais „m'a prolongé la vie, et ce que je préférais me l'a fait „perdre.“

La Gazelle.

Une gazelle étant un jour tombée malade, ceux des animaux avec lesquels elle avait été liée d'amitié, vinrent

* Fables de Loqman, surnommé le Sage. Edit. arabe, accompagnée d'une trad. franç. Au Kaïre. An VIII. d. l. rép. (1799.) (Herausgeber J. J. Marcel.)

la visiter et lui tenir compagnie. Ils mangèrent pendant leur séjour toutes les herbes et les fourrages qui étaient autour d'elle, et quand elle fut relevée de sa maladie, elle chercha vainement de quoi manger elle-même. Ne trouvant rien, elle mourut de faim.

Cette fable signifie que celui qui multiplie ses liaisons, s'expose aussi à multiplier ses peines.

Le Lion et le Renard.

Accablé par la chaleur du soleil d'été, un lion entra dans une caverne pour y jouir de l'ombre et de la fraîcheur. A peine se fut-il étendu par terre, qu'un lézard vint à lui, et se mit à marcher le long de son dos: le lion se releva aussitôt avec précipitation, et regarda à droite et à gauche, comme s'il eût été effrayé et épouvanté. Un renard qui le vit, rit de cette agitation. „Si je suis ému, lui répondit le „lion, ce n'est pas de crainte de ce lézard, c'est d'indi-„gnation de ce qu'il a osé me manquer ainsi de respect."

Cette fable signifie que le mépris est pour le sage plus insupportable que la mort.

Le Lion et le Renard.

Un lion étant devenu vieux et faible, ne pouvait plus prendre à la chasse aucun des animaux. Il résolut d'employer la ruse pour se procurer sa nourriture, et feignant d'être malade il se retira dans un caverne. Tous les animaux qui entrèrent pour le visiter furent mis en pièces et dévorés l'un après l'autre. Le renard vint à son tour, et s'arrêtant à l'entrée de la caverne, il salua le lion en ces termes: „Comment vous portez-vous, ô roi des animaux?" Le lion lui dit alors: „Pourquoi n'entres-tu pas, père de la „beauté? J'entrerais avec confiance, répondit le renard, si „en considérant les traces des animaux qui sont venus chez „toi, je ne voyais que tous sont entrés, mais qu'aucun n'est „ressorti."

Cette fable signifie que l'homme ne doit entreprendre aucune affaire avant de l'avoir bien examinée.

Le Lion et l'Homme.

Un lion trouva un jour un homme dans un chemin, et commençant à discourir ensemble, ils disputèrent sur la force et les avantages de leurs deux espèces. Le lion se vantait de son impétuosité et de sa vigueur indomptable, lorsque l'homme ayant aperçu peinte sur un mur la figure d'un homme qui étouffait un lion, se mit à rire. Le lion lui dit alors: „S'il y avait des peintres parmi nous comme chez les

„enfants d'Adam, on verrait dans les tableaux non des hommes „étranglant les lions, mais des lions étranglant les hommes.“

Cette fable signifie que ce n'est pas par le témoignage de ses proches qu'un homme peut se justifier.

Les Lièvres et les Renards.

Il s'éleva un jour une guerre entre les aigles et les lièvres. Ceux-ci vinrent trouver les renards, et les prièrent de vouloir bien les assister en combattant pour eux contre les aigles. „Nous le ferions volontiers, répondirent-ils, si „nous ne vous connaissions, et si nous ne savions pas aussi „contre qui vous êtes en guerre.“

Cette fable signifie que l'homme ne doit point attaquer celui qui est plus fort et plus puissant que lui.

La Femme et la Poule.

Une femme avait une poule qui pondait tous les jours un œuf d'argent. Elle dit en elle-même: „Si j'augmente la „nourriture de cette poule, elle me pondra deux œufs chaque „jour.“ Elle augmenta en effet la nourriture de la poule, qui creva d'indigestion et mourut.

Cette fable signifie que beaucoup d'hommes en voulant augmenter leurs gains et leurs bénéfices, perdent par leur avidité les capitaux mêmes de leurs biens.

Le Moucheron et le Taureau.

Un moucheron ou une moustique s'arrêta un jour sur la corne d'un taureau, et s'imaginant qu'il pourrait être trop lourd pour lui, il lui dit: „Si je te suis à charge, fais-moi „le savoir, afin que je m'envole, et que je te délivre de „mon poids. — O toi, répondit le taureau, qui que tu sois, „je ne me suis point aperçu sur qui tu es descendu, et „j'ignore encore à qui tu peux être à charge.“

Cette fable regarde ceux qui cherchent à s'attirer de la renommée et de la gloire, tandis qu'ils sont faibles et méprisables.

L'Homme et la Mort.

Un homme portait une charge de bois très-pesante: fatigué du chemin, et ennuyé de son fardeau, il le jeta de son épaule à terre, en appelant à lui la Mort. Elle parut aussitôt, et se tenant debout devant lui: „Me voici, lui dit- „elle, pourquoi m'as-tu appelée? L'homme lui répondit: Je „t'ai appelée seulement pour que tu recharges ce fardeau „sur mon épaule.“

Cette fable montre que tout le monde aime la vie, et qu'on ne s'en lasse point, malgré les infirmités et les misères d'ici-bas.

L'Homme et la Jument.

Un homme voyageait monté sur une jument pleine qui mit bas en chemin. Le poulain, après avoir quelque temps suivi de près sa mère, s'arrêta et dit à son maître: „Seigneur, „vous voyez que je suis petit et incapable de supporter une „longue marche; si vous partez en m'abandonnant ici, je „périrai certainement: mais si vous me prenez avec vous et „m'élevez jusqu'à ce que je sois devenu fort, alors je vous „porterai sur mon dos, et je vous conduirai rapidement par„tout où vous le désirerez."

Cette fable montre que, quand bien même une chose reconnue estimable pourrait d'abord paraître à charge, on doit savoir apprécier ses avantages, et ne point la rejeter.

L'Homme et le Porc.

Un homme faisait transporter à la ville, pour les vendre, un mouton, une chèvre et un porc. Le mouton et la chèvre restaient tranquilles, tandis que le porc était rétif, et se débattait continuellement. L'homme lui dit: „O le plus méchant „des animaux! pourquoi le mouton et la chèvre se taisent„ils et sont-ils dociles, tandis que toi tu ne cesses de te dé„battre? — Chacun se connaît, répondit le porc; je sais „qu'on recherche le mouton pour sa laine, et la chèvre pour „son lait: pour moi, malheureux, je n'ai ni laine ni lait; „quand je serai arrivé à la ville, on m'enverra indubitable„ment à la boucherie."

Cette fable signifie que ceux qui connaissent les crimes et les délits que leurs mains ont commis, doivent, en voyant leur méchanceté, savoir quelle est la fin qui leur est réservée.

51. Geschichte des kleinen Buckligen.*

Il y avait autrefois à Casgar, aux extrémités de la grande Tartarie, un tailleur qui avait une très-belle femme, qu'il aimait beaucoup, et dont il était aimé de même. Un jour qu'il travaillait, un petit bossu vint s'asseoir à l'entrée de sa boutique, et se mit à chanter en jouant du tambour de basque. Le tailleur prit plaisir à l'entendre, et résolut de l'emmener dans sa maison pour réjouir sa femme; avec ses chansons plaisantes, disait-il, il nous divertira tous deux ce soir. Il lui en fit la proposition, et le bossu l'ayant acceptée, il ferma sa boutique et le mena chez lui. Dès qu'ils

* Les mille et une nuit, contes arabes, trad. en. fr. par M. Galland. Sixième édition. A la Haye, 1740 suiv, T. IV.

y furent arrivés, la femme du tailleur, qui avait déjà mis le couvert, parce qu'il était temps de souper, servit un bon plat de poisson qu'elle avait préparé. Ils se mirent tous trois à table; mais en mangeant, le bossu avala par malheur une grosse arête, dont il mourut en peu de moments, sans que le tailleur et sa femme y pussent remédier. Ils furent l'un et l'autre d'autant plus effrayés de cet accident, qu'il était arrivé chez eux, et qu'ils avaient sujet de craindre que, si la justice venait à le savoir, on ne les punît comme des assassins. Le mari néanmoins trouva un expédient pour se défaire du corps mort: il fit réflexion qu'il demeurait dans le voisinage un médecin juif; et là-dessus ayant formé un projet, pour commencer à l'exécuter, sa femme et lui prirent le bossu, l'un par les pieds, l'autre par la tête, et le portèrent jusqu'au logis du médecin. Ils frappèrent à sa porte, où aboutissait un escalier très-roide par où l'on montait à sa chambre; une servante descend aussitôt, même sans lumière, ouvre et demande ce qu'ils souhaitent. Remontez, s'il vous plaît, répondit le tailleur; et dites à votre maître que nous lui amenons un homme bien malade pour qu'il lui ordonne quelque remède. Tenez, ajouta-t-il, en lui mettant en main une pièce d'argent, donnez-lui cela par avance, afin qu'il soit persuadé que nous n'avons pas dessein de lui faire perdre sa peine. Pendant que la servante remontait pour faire part au médecin juif d'une si bonne nouvelle, le tailleur et sa femme portèrent promptement le corps du bossu au haut de l'escalier, le laissèrent là, et retournèrent chez eux en diligence.

Cependant la servante ayant dit au médecin qu'un homme et une femme l'attendaient à la porte, et le priaient de descendre pour voir un malade qu'ils avaient amené, et lui ayant remis entre les mains l'argent qu'elle avait reçu, il se laissa transporter de joie; se voyant payé d'avance, il crut que c'était une bonne pratique qu'on lui amenait, et qu'il ne fallait pas négliger. Prends vite de la lumière, dit-il à la servante, et suis-moi. En disant cela, il s'avançe vers l'escalier avec tant de précipitation qu'il n'attendit point qu'on éclairât, et venant à rencontrer le bossu, il lui donna du pied dans les côtes si rudement qu'il le fit rouler jusqu'au bas de l'escalier. Peu s'en fallut qu'il ne tombât et ne roulât avec lui. Apporte donc vite de la lumière, cria-t-il à la servante. Enfin, elle arriva; il descendit avec elle, et trouvant que ce qui avait roulé était un homme mort, il fut tellement effrayé de ce spectacle, qu'il invoqua Moïse, Aaron, Josué, Esdras, et tous les autres prophètes de sa loi. Malheureux que je suis, disait-il, pourquoi ai-je voulu descendre sans lumière! J'ai achevé de tuer ce malade qu'on m'avait amené. Je suis cause de sa mort; et si le bon âne d'Esdras *

* L'auteur arabe se divertit ici aux dépens des juifs: cet âne est celui qui selon les mahométans servit de monture à Esdras quand il vint de la capitivié de Babylone à Jérusalem.

ne vient à mon secours, je suis perdu; hélas! on va bientôt me tirer de chez moi comme un meurtrier.

Malgré le trouble qui l'agitait, il ne laissa pas d'avoir la précaution de fermer sa porte, de peur que par hasard quelqu'un, venant à passer par la rue, ne s'aperçût du malheur dont il se croyait la cause. Il prit ensuite le cadavre, le porta dans la chambre de sa femme, qui faillit s'évanouir, quand elle le vit entrer avec cette fatale charge. Ah! c'est fait de nous, s'écria-t-elle, si nous ne trouvons moyen de mettre cette nuit hors de chez nous ce corps mort. Nous perdrons indubitablement la vie, si nous le gardons jusqu'au jour. Quel malheur! comment avez-vous donc fait pour tuer cet homme? Il ne s'agit point de cela, repartit le juif; il s'agit de trouver un remède à un mal si pressant . . .

Le médecin et sa femme délibérèrent ensemble sur le moyen de se délivrer du corps mort pendant la nuit. Le médecin eut beau rêver, il ne trouva nul stratagème pour sortir d'embarras; mais sa femme, plus fertile en inventions, dit: Il me vient une pensée; portons ce cadavre sur la terrasse de notre logis, et le jetons par la cheminée dans la maison du musulman notre voisin.

Ce musulman était un des pourvoyeurs du sultan: il était chargé du soin de fournir l'huile, le beurre, et toute sorte de graisses. Il avait chez lui son magasin où les rats et les souris faisaient un grand dégât.

Le médecin juif ayant approuvé l'expédient proposé, sa femme et lui prirent le bossu, le portèrent sur le toit de leur maison; et après lui avoir passé des cordes sous les aisselles, ils le descendirent par la cheminée dans la chambre du pourvoyeur, si doucement qu'il demeura planté sur ses pieds contre le mur comme s'il eût été vivant. Lorsqu'ils le sentirent en bas, ils retirèrent les cordes et le laissèrent dans l'attitude que je viens de dire. Ils étaient à peine descendus et rentrés dans leur chambre, quand le pourvoyeur entra dans la sienne. Il revenait d'un festin de noces auquel il avait été invité ce jour-là, et il avait une lanterne à la main. Il fut assez surpris de voir à la faveur de sa lumière un homme debout dans sa cheminée; mais comme il était naturellement courageux, et qu'il s'imagina que c'était un voleur, il se saisit d'un gros bâton, avec quoi courant droit au bossu: Ah! ah! lui dit-il, je m'imaginais que c'étaient les rats et les souris qui mangeaient mon beurre et mes graisses; et c'est toi qui descends par la cheminée pour me voler. Je ne crois pas qu'il te reprenne jamais envie d'y revenir. En achevant ces mots, il frappe le bossu, et lui donne plusieurs coups de bâton. Le cadavre tombe le nez contre terre: le pourvoyeur redouble ses coups, mais remarquant enfin que le corps qu'il frappe est sans mouvement, il s'arrête pour le considérer. Alors voyant que c'était un cadavre, la crainte

commença de succéder à la colère. Qu'ai-je fait misérable! dit-il, je viens d'assommer un homme! Ah! j'ai porté trop loin ma vengeance. Grand Dieu! si vous n'avez pitié de moi, c'est fait de ma vie. Maudites soient mille fois les graisses et les huiles qui sont cause que j'ai commis une action si criminelle! Il demeura pâle et défait: il croyait déjà voir les ministres de la justice qui le traînaient au supplice, et il ne savait quelle résolution il devait prendre.

Le pourvoyeur du sultan de Casgar en frappant le bossu n'avait pas pris garde à sa bosse: lorsqu'il s'en aperçut, il fit des imprécations contre lui: Maudit bossu, s'écria-t-il, chien de bossu, plût à Dieu que tu m'eusses volé toutes mes graisses, et que je ne t'eusse point trouvé ici! je ne serais pas dans l'embarras où je suis pour l'amour de toi et de ta vilaine bosse. Etoiles qui brillez aux cieux, ajouta-t-il, n'ayez de la lumière que pour moi dans un danger si évident. En disant ces paroles, il chargea le bossu sur ses épaules, sortit de sa chambre, alla jusqu'au bout de la rue, où l'ayant posé debout et appuyé contre une boutique, il reprit le chemin de sa maison sans regarder derrière lui.

Quelques moments avant le jour, un marchand chrétien, qui était fort riche, et qui fournissait au palais du sultan la plupart des choses dont on y avait besoin, après avoir passé la nuit avec des amis, s'avisa de sortir de chez lui pour aller au bain. Quoiqu'il fût ivre, il ne laissa pas de remarquer que la nuit était fort avancée, et qu'on allait bientôt appeler à la prière de la pointe du jour; c'est pourquoi précipitant ses pas, il se hâtait d'arriver au bain, de peur que quelque musulman en allant à la mosquée, ne le rencontrât et ne le menât en prison, comme un ivrogne. Néanmoins quand il fut au bout de la rue, il s'arrêta pour quelque besoin contre la boutique où le pourvoyeur du sultan avait mis le corps du bossu, lequel venant à être ébranlé tomba sur le dos du marchand, qui, dans la pensée que c'était un voleur qui l'attaquait, le renversa par terre d'un coup de poing qu'il lui déchargea sur la tête: il lui en donna beaucoup d'autres ensuite, et se mit à crier au voleur.

Le garde du quartier vint à ces cris, et voyant que c'était un chrétien qui maltraitait un musulman (car le bossu était de notre religion): Quel sujet avez-vous, lui dit-il, de maltraiter ainsi un musulman? — Il a voulu me voler, répondit le marchand, et il s'est jeté sur moi pour me prendre à la gorge. — Vous vous êtes assez vengé, répliqua le garde en le tirant par le bras; ôtez-vous de là. En même temps il tendit la main au bossu pour l'aider à se relever; mais remarquant qu'il était mort: Ho! ho! poursuivit-il, c'est donc ainsi qu'un chrétien a la hardiesse d'assassiner un musulman! En achevant ces mots il arrêta le chrétien, et le mena chez le lieutenant de police, où on le mit en prison jusqu'à ce

que le juge fût levé et en état d'interroger l'accusé. Cependant le marchand chrétien revint de son ivresse, et plus il faisait de réflexions sur son aventure, moins il pouvait comprendre comment de simples coups de poing avaient été capables d'ôter la vie à un homme.

Le lieutenant de police, sur le rapport du garde, et ayant vu le cadavre qu'on avait apporté chez lui, interrogea le marchand chrétien, qui ne put nier un crime qu'il n'avait pas commis. Comme le bossu appartenait au sultan, car c'était un de ses bouffons, le lieutenant de police ne voulut pas faire mourir le chrétien sans avoir auparavant appris la volonté du prince. Il alla au palais pour cet effet rendre compte de ce qui se passait au sultan, qui lui dit: Je n'ai point de grâce à accorder à un chrétien qui tue un musulman; allez, faites votre charge. A ces paroles le juge de police fit dresser une potence, envoya des crieurs par la ville pour publier qu'on allait pendre un chrétien qui avait tué un musulman.

Enfin, on tira le marchand de prison, on l'amena au pied de la potence, et le bourreau, après lui avoir attaché la corde au cou, allait l'élever en l'air, lorsque le pourvoyeur du sultan, fendant la presse, s'avança en criant au bourreau: Attendez, ne vous pressez pas; ce n'est pas lui qui a commis le meurtre, c'est moi. Le lieutenant de police, qui assistait à l'exécution, se mit à interroger le pourvoyeur, qui lui raconta de point en point de quelle manière il avait tué le bossu, et il acheva en disant qu'il avait porté son corps à l'endroit où le marchand chrétien l'avait trouvé. Vous alliez, ajouta-t-il, faire mourir un innocent; puisqu'il ne peut pas avoir tué un homme qui n'était plus en vie. C'est bien assez pour moi d'avoir assassiné un musulman, sans charger encore ma conscience de la mort d'un chrétien qui n'est pas criminel.

Le pourvoyeur du sultan de Casgar s'étant accusé lui-même publiquement d'être l'auteur de la mort du bossu, le lieutenant de police ne put se dispenser de rendre justice au marchand. Laisse, dit-il au bourreau, laisse aller le chrétien, et pends cet homme à sa place, puisqu'il est évident par sa propre confession qu'il est le coupable. Le bourreau lâcha le marchand, mit aussitôt la corde au cou du pourvoyeur, et dans le temps qu'il l'allait expédier, il entendit la voix du médecin juif, qui le priait instamment de suspendre l'exécution, et se faisait faire place pour se rendre au pied de la potence.

Quand il fut devant le juge de police: Seigneur, lui dit-il, ce musulman que vous voulez faire pendre n'a pas mérité la mort; c'est moi seul qui suis criminel. Hier pendant la nuit un homme et une femme que je ne connais pas, vinrent frapper à ma porte avec un malade qu'ils

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

m'amenaient: ma servante alla ouvrir sans lumière, et reçut d'eux une pièce d'argent, pour me venir dire de leur part de prendre la peine de descendre pour voir le malade. Pendant qu'elle me parlait, ils apportèrent le malade au haut de l'escalier, et puis disparurent. Je descendis sans attendre que ma servante eût allumé une chandelle, et dans l'obscurité venant à donner du pied contre le malade, je le fis rouler jusqu'au bas de l'escalier. Enfin, je vis qu'il était mort, et que c'était le musulman bossu dont on veut aujourd'hui venger le trépas. Nous prîmes le cadavre, ma femme et moi, nous le portâmes sur notre toit d'où nous le passâmes sur celui du pourvoyeur notre voisin que vous alliez faire mourir injustement, et nous le descendîmes dans sa chambre par la cheminée. Le pourvoyeur l'ayant trouvé chez lui, l'a traité comme un voleur, l'a frappé et a cru l'avoir tué; mais cela n'est pas, comme vous le voyez par ma déposition. Je suis donc le seul auteur du meutre, et quoique je le sois contre mon intention, j'ai résolu d'expier mon crime, pour n'avoir pas à me reprocher la mort de deux musulmans en souffrant que vous ôtiez la vie au pourvoyeur du sultan, dont je viens vous révéler l'innocence. Renvoyez-le donc, s'il vous plaît, et me mettez à sa place, puisque personne que moi n'est cause de la mort du bossu.

Dès que le juge de police fut persuadé que le médecin juif était le meurtrier, il ordonna au bourreau de se saisir de sa personne, et de mettre en liberté le pourvoyeur du sultan. Le médecin avait déjà la corde au cou, et allait cesser de vivre, quand on entendit la voix du tailleur, qui priait le bourreau de ne pas passer plus avant, et qui faisait ranger le peuple pour s'avancer vers le lieutenant de police, devant lequel étant arrivé: Seigneur, lui dit-il, peu s'en est fallu que vous n'ayez fait perdre la vie à trois personnes innocentes; mais si vous voulez bien avoir la patience de m'entendre, vous allez connaître le véritable assassin du bossu. Si sa mort doit être expiée par une autre, c'est par la mienne. Hier, vers la fin du jour, comme je travaillais dans ma boutique, et que j'étais en humeur de me réjouir, le bossu à demi ivre arriva, et s'assit. Il chanta quelque temps, et je lui proposai de venir passer la soirée chez moi. Il y consentit et je l'emmenai. Nous nous mîmes à table, je lui servis un morceau de poisson; en le mangeant, une arête s'arrêta dans son gosier, et quelque chose que nous pûmes faire, ma femme et moi, pour le soulager, il mourut en peu de temps. Nous fûmes fort affligés de sa mort, et de peur d'en être repris, nous portâmes le cadavre à la porte du médecin juif. Je frappai, et je dis à la servante qui vint ouvrir, de remonter promptement, et de prier son maître de notre part de descendre pour voir un malade que nous lui amenions; et afin qu'il ne refusât pas de venir, je la

chargeai de lui remettre en main propre une pièce d'argent que je lui donnai. Dès qu'elle fut remontée, je portai le bossu au haut de l'escalier sur la première marche; et nous sortîmes aussitôt ma femme et moi pour nous retirer chez nous. Le médecin en voulant descendre fit rouler le bossu, ce qui lui a fait croire qu'il était cause de sa mort: puisque cela est ainsi, ajouta-t-il, laissez aller le médecin, et me faites mourir.

Le lieutenant de police et tous les spectateurs ne pouvaient assez admirer les étranges événements dont la mort du bossu avait été suivie. Lâche donc le médecin juif, dit le juge au bourreau, et pends le tailleur, puisqu'il confesse son crime. Il faut avouer que cette histoire est bien extraordinaire, et qu'elle mérite d'être écrite en lettres d'or. Le bourreau ayant mis en liberté le médecin, passa une corde au cou du tailleur.

Pendant que le bourreau se préparait à pendre le tailleur, le sultan de Casgar, qui ne pouvait se passer longtemps du bossu son bouffon, ayant demandé à le voir, un de ses officiers lui dit: Sire, le bossu dont votre majesté est en peine, après s'être enivré hier, s'échappa du palais contre sa coutume pour aller courir par la ville, et il s'est trouvé mort ce matin. On a conduit devant le juge de police un homme accusé de l'avoir tué, et aussitôt le juge a fait dresser une potence. Comme on allait pendre l'accusé, un homme est arrivé, et après celui-la un autre qui s'accusent eux-mêmes, et se déchargent l'un l'autre. Il y a longtemps que cela dure, et le lieutenant de police est actuellement occupé à interroger un troisième homme qui se dit le véritable assassin.

A ce discours le sultan de Casgar envoya un huissier au lieu du supplice: Allez, lui dit-il, en toute diligence dire au juge de police qu'il m'amène incessamment les accusés; et qu'on m'apporte aussi le corps du pauvre bossu, que je veux voir encore une fois. L'huissier partit, et arrivant dans le temps que le bourreau commençait à tirer la corde pour pendre le tailleur, il cria de toute sa force que l'on eût à suspendre l'exécution. Le bourreau ayant reconnu l'huissier n'osa passer outre, et lâcha le tailleur. Après cela l'huissier ayant joint le lieutenant de police, lui déclara la volonté du sultan. Le juge obéit, prit le chemin du palais avec le tailleur, le médecin juif, le pourvoyeur et le marchand chrétien, et fit porter par quatre de ses gens le corps du bossu.

Lorsqu'ils furent tous devant le sultan, le juge de police se prosterna aux pieds de ce prince, et quand il fut relevé, lui raconta fidèlement tout ce qu'il savait de l'histoire du bossu. Le sultan la trouva si singulière, qu'il ordonna à son historiographe particulier de l'écrire avec toutes ses circonstances.

B.

Hellenisch.

52. Hercules am Scheidewege.*

Au sortir de l'enfance, à cet âge où les jeunes gens, devenus maîtres d'eux-mêmes, font déjà voir s'ils suivront pendant leur vie le chemin de la vertu ou celui du vice, Hercule s'assit dans un lieu solitaire, ne sachant laquelle choisir des deux routes qui s'offraient à lui. Soudain il voit s'avancer deux femmes d'une grande taille: l'une, joignant la noblesse à la beauté, n'avait d'ornements que ceux de la nature; dans ses yeux régnait la pudeur, dans tout son air la modestie; elle était vêtue de blanc: l'autre avait cet embonpoint qui accompagne la mollesse, et sur son visage apprêté, la céruse et le fard altéraient les couleurs naturelles; exhaussée encore par l'artifice de sa chaussure, les regards effrontés, parée de manière à faire ressortir sa beauté, elle se considérait sans cesse elle-même, et ses yeux cherchaient des admirateurs; que dis-je? elle se plaisait à regarder son ombre. Lorsqu'elles furent toutes deux plus près d'Hercule, la première vint à lui sans hâter le pas; mais l'autre, voulant la prévenir, accourut vers lui.

„Hercule, lui dit-elle, je vois que tu ne sais quel chemin tu dois prendre. Si tu me fais ton amie, je te conduirai par la route la plus facile et la plus riante; aucun plaisir ne te sera refusé, aucune peine n'affligera ta vie. D'abord tu n'auras à redouter ni la guerre ni les vains soucis: ta seule occupation sera de trouver les boissons et les mets qui pourront te plaire, et ce qui flattera le mieux à ton avis les yeux et les oreilles, l'odorat et le toucher; tu ne songeras qu'au moyen le plus court d'être heureux. Et si tu crains de manquer jamais des trésors qui achètent les plaisirs, rassure-toi, je t'en comblerai, sans prescire à ton corps ni à ton esprit des travaux pénibles: tu jouiras des travaux des autres, et tu ne négligeras rien de ce qui donne l'opulence. Tout sacrifier au bonheur, voilà le privilége de quiconque suit mes lois.“ — „O vous que je viens d'entendre, répondit Hercule, quel est votre nom?“ — „Mes amis, dit-elle, me nomment la ***Félicité;*** mes ennemis, mes calomniateurs m'ont appelée la ***Mère des vices.***“

Cependant l'autre femme s'était avancée. Elle parle en ces mots: „Et moi aussi, Hercule, je parais devant toi; c'est que je n'ignore pas de qui tu tiens le jour, c'est que ton éducation m'a révélé ton caractère, J'espère donc, si tu choisis ma route, que tu vas briller entre les grands hommes par tes exploits et tes vertus, et donner ainsi un nouvel éclat à mon nom, un nouveau prix à mes bienfaits. Je ne

* Xenophon nach Prodikos, Mem. des Sokrates

t'abuserai pas en te promettant les plaisirs; j'ose t'appendre avec franchise les décrets des dieux sur les hommes. Ce n'est qu'au prix des soins et des travaux qu'ils répandent le bonheur et l'éclat sur votre vie. Si tu désires que les dieux te soient propices, rends hommage aux dieux; si tu prétends être chéri de tes amis, que ton amitié soit généreuse; si tu ambitionnes les honneurs dans un état, sois utile aux citoyens; s'il te paraît beau de voir tous les Grecs applaudir à ta vertu, cherche à servir la Grèce entière; veux-tu que la terre te produise des fruits abondants, tu dois la cultiver; que tes troupeaux t'enrichissent, veille sur tes troupeaux; aspires-tu à dominer par la guerre, à rendre tes amis libres et tes ennemis esclaves: apprends des guerriers habiles l'art des combats, et que l'expérience t'enseigne à le pratiquer; veux-tu enfin que ton corps devienne robuste et vigoureux, souviens-toi de l'accoutumer à l'empire de l'âme, et de l'exercer au milieu des fatigues et des sueurs.“ Ici, continue Prodicus, sa rivale l'interrompit: „Ne vois-tu pas, Hercule, les obstacles et la longueur de cette route qui mène, dit-on, au bonheur? Moi, je t'y conduirai par un chemin court et fleuri.“

„Infortunée, reprend la vertu, de quel bonheur viens-tu parler? Quoi! tu serais heureuse, toi qui ne veux rien faire pour l'être, toi qui préviens tous les besoins qu'il est doux de satisfaire et jouis sans avoir désiré; toi qui manges avant la faim, qui bois avant la soif; qui, pour assaisonner tes mets délicats, emploies les mains les plus savantes; qui, pour boire avec plus de charme, amasses des vins somptueux, et cours çà et là chercher de la neige en été; qui, pour dormir plus doucement, imagines de fins tissus, de riches tapis, étendus sur des lits superbes? Voilà les leçons que tu donnes à tes sujets: la nuit se passe en plaisirs coupables, et la plus utile partie du jour se perd dans le repos. Tu es immortelle, mais les dieux t'ont chassée, et tout homme de bien te méprise. Jamais tu n'as entendu le plus doux concert, tes propres éloges; jamais tu n'as vu le plus doux spectacle, celui d'une bonne action qui vînt de toi. Quel homme voudrait te croire quand tu lui parles, te secourir quand tu l'implores? quel homme sensé oserait se mêler à tes vils adorateurs? Jeunes, ils traînent un corps languissant; plus âgés, leur raison s'égare: aux plaisirs brillants d'une jeunesse oisive, succèdent les ennuis d'une laborieuse vieillesse; honteux de ce qu'ils ont fait, accablés de ce qu'ils font, ils ont couru, dans leur premier âge, de délices en délices, et réservé tous les maux pour leur déclin.

„Moi, je suis la compagne des dieux, la compagne des mortels irréprochables; sans moi, rien de sublime parmi les dieux ni sur la terre. Je reçois les plus grands honneurs, et des puissances divines, et de ceux d'entre les hommes qui

ont le droit de m'honorer: l'artisan n'a personne qui le soulage plus que moi dans ses peines; le chef de famille n'a pas d'économe plus fidèle; l'esclave, d'asyle plus assuré; les travaux pacifiques, d'encouragement plus efficace; les exploits militaires, de meilleur garant du triomphe; l'amitié, de nœud plus sacré. Ceux qui me chérissent trouvent dans le boire et le manger un plaisir qu'ils n'achètent pas; ils attendent seulement que le besoin leur ait commandé. Le sommeil leur est plus agréable qu'aux riches indolents; mais ils se réveillent sans chagrin, et jamais l'heure du repos n'a pris sur celle du devoir. Jeunes, ils ont le plaisir d'entendre les éloges des vieillards; vieux, ils aiment à recueillir les respects de la jeunesse. C'est avec joie qu'ils se rappellent leurs actions passées, ils font avec joie ce qu'il leur reste à faire; et c'est moi qui leur concilie la faveur des dieux, l'affection de leurs amis, les hommages de leurs concitoyens. Quand le terme fatal arrive, l'oubli du tombeau ne les ensevelit pas tout entiers, mais leur mémoire toujours florissante vit dans un long avenir. Imite leur grande âme, ô jeune héros! sois digne du sang généreux qui t'a fait naître: je te promets le bonheur et la gloire."

53. Der Zauberlehrling.*

Dans ma jeunesse, lorsque j'étais en Egypte, où mon père m'avait envoyé pour m'instruire, je voulus remonter le Nil jusqu'à Coptos, et aller entendre cette statue de Memnon qui rend un son merveilleux au lever du soleil. Je l'entendis, mais ce n'était pas, comme pour le vulgaire, un murmure inarticulé; Memnon ouvrit la bouche pour moi, et j'eus un oracle de sept vers: je vous le citerais bien, s'ils n'étaient pas inutiles à mon récit. En remontant le fleuve, nous avions pour compagnon de voyage un vieillard de Memphis, interprète sacré, d'un savoir admirable, et qui avait approfondi toute la doctrine égyptienne; on disait même qu'il était resté vingt-trois ans dans les sauctuaires souterrains, où Isis l'avait initié dans la magie. Je fus quelque temps sans deviner ce qu'il était; mais quand je le vis, toutes les fois que nous entrions dans un port, nous étonner par mille prodiges, monter des crocodiles, et nager au milieu des monstres qui le respectaient et le flattaient de la queue, je ne doutai plus que cet homme n'eût quelque chose de sacré; et par des égards et des prévenances, je devins insensiblement son ami, son confident: nul de ses secrets ne me fut caché. Un jour enfin, il m'engage à laisser tous mes esclaves à Memphis, et à le suivre seul: „Nous ne manquerons pas, me disait-il, de gens pour nous servir." Nous ne restâmes plus que nous deux.

* Lucian.

Seulement, quand nous arrivions dans une hôtellerie, il prenait la barre de la porte, le balai ou le pilon, lui mettait un habit, et, en prononçant quelques paroles, il en faisait un être qui marchait, et que tout le monde prenait pour un homme. C'était là ce qui allait nous puiser de l'eau, nous préparait à manger, rangeait les meubles, et nous servait en tout avec une singulière adresse. Le service fini, l'Egyptien disait d'autres paroles, et le balai n'était plus qu'un balai, le pilon, qu'un pilon. Malgré mes instances, je ne pus jamais savoir de lui cet enchantement; il s'en réservait le mystère, quoiqu'il me dît volontiers tout le reste. Mais un jour, caché près de lui dans l'obscurité, j'entendis à son insu la formule magique; elle avait trois syllabes. Il ordonna ensuite au pilon ce qu'il fallait faire, et sortit. Le lendemain, comme il était encore occupé dans la ville, je prends le pilon, je l'habille, je lui adresse de la même manière les trois syllabes, et lui commande de m'apporter de l'eau. Il obéit, emplit l'amphore, et me l'apporte. „Il suffit, lui dis-je, ne va plus chercher d'eau, et redeviens pilon." J'ai beau parler, il ne m'écoute pas, et à force de puiser et d'apporter de l'eau, il menace de me noyer. Que faire alors? je tremblais que Pancratès à son retour ne se mît en colère, comme il n'y manqua pas. Je saisis donc une hache, et je coupe en deux le pilon; mais chacun des deux morceaux prend une amphore, et continue: au lieu d'un porteur d'eau, j'en avais deux. En ce moment Pancratès arrive; il devine la chose, et rend au pilon sa première forme; mais depuis il me quitta sans me rien dire, et je ne le vis plus. Ainsi, je n'ai que la moitié de son secret; et supposez que je fasse un porteur d'eau, je ne saurai jamais le faire redevenir ce qu'il était, il ira puiser toujours, et j'inonderai la maison.

54. Zwölf Fabeln von Aesop.

Le vieillard et la mort.

Un vieillard cheminait chargé du bois qu'il venait de couper. La route était longue: harassé, il déposa son fardeau, et se mit à invoquer la mort. La mort paraît, et lui demande pourquoi il l'appelle. „C'est, répond le vieillard tremblant, pour que tu soulèves mon fardeau."

Moralité. Cette fable prouve que tout homme chérit la vie, fût-il en proie au malheur et à l'indigence.

Le lion et le renard.

Un vieux lion, ne pouvant plus pourvoir lui-même à sa subsistance, résolut d'appeler un peu de ruse à son secours.

Il se retira dans un antre, et là, se couchant, il feignit d'être malade. Tout ce qui venait d'animaux le visiter était saisi et dévoré à l'instant. Beaucoup déjà avaient péri, lorsque le renard, devinant son stratagème, vint aussi le voir, et lui demanda, mais en se tenant hors de l'antre, comment il se portait. „Mal," dit le lion; et en même temps il demande au visiteur ce qui l'empêche d'entrer. „C'est," dit le renard, „que je vois beaucoup le traces qui m'indiquent qu'on est entré, et peu qui prouvent que l'on est sorti."

Cette fable fait voir que, sur de simples signes, l'homme prudent prévoit le danger, et s'y soustrait.

La poule aux œufs d'or.

Un homme avait une poule qui pondait des œufs d'or. Là-dessus il s'imagine qu'au-dedans de l'oiseau était une masse d'or, il le tue. La poule ressemblait aux autres poules. Ainsi il comptait sur d'énormes richesses, et se vit privé du peu qu'il recueillait.

Cette fable indique qu'on doit se contenter du présent, et se garder d'une extrême avidité.

Le laboureur et ses enfants.

Un laboureur, voyant approcher sa fin, et voulant que ses fils se livrassent aux travaux de l'agriculture, les rassembla autour de lui, et dit: „Mes enfants, je vais quitter la vie; cherchez avec soin ce que j'ai caché dans ma vigne, vous le trouverez." Ceux-ci de croire qu'un trésor était enfoui dans la vigne, et de bêcher tout le vignoble après le décès de leur père. Ils ne rencontrèrent point de trésor; mais la terre, retournée avec ardeur, rendit des fruits au centuple.

Cette fable prouve que le travail est pour l'homme un trésor.

Le roseau et l'olivier.

L'olivier et le roseau étaient en querelle relativement à leurs forces, à la résistance qu'ils opposaient à la tempête, au calme avec lequel ils subissaient ses atteintes. L'olivier insultait le roseau, comme dépourvu de force, et pliant facilement au souffle de tous les vents. Celui-ci se tut et ne répondit rien; mais, après quelque temps d'attente, un vent violent se mit à souffler. Le roseau, agité et incliné par les vents, n'eut point peine à se sauver; mais l'olivier, luttant avec force contre les vents, fut brisé par leur violence.

Cette fable prouve qu'en évitant de résister à des circonstances et à des hommes plus puissants que soi, on réussit plutôt que ceux qui veulent soutenir une lutte contre les grands.

Le chien, le coq el le renard.

Un chien et un coq s'associèrent, puis se mirent en route. Surpris par le soir, ils se placèrent pour dormir, le coq sur un arbre élevé, le chien au pied de ce même arbre dans une cavité. Le coq, comme de coutume, fit entendre son chant la nuit. Un renard l'entendit, courut à lui, et se tenant au pied de l'arbre, le pria de descendre. „Je voudrais embrasser," dit-il, „l'animal qui possède une si belle voix." L'oiseau lui dit de commencer par le portier qui couchait au pied de l'arbre. „Il m'ouvrira, je descendrai." Le renard essaie de l'appeler, mais le chien s'élance sur lui et le met en pièces.

Cette fable nous enseigne que l'homme prudent emploie la ruse pour envoyer à plus fort que lui l'ennemi qui veut l'attaquer.

La biche et la vigne.

Une biche, qui fuyait les chasseurs, se cacha sous une vigne. Ceux-ci firent quelques pas plus loin. La biche, se croyant désormais cachée, se mit à brouter les feuilles de la vigne; mais l'agitation du feuillage fit tourner la tête aux chasseurs, qui pensèrent avec raison que la biche était là; ils la tuèrent à coups de flèches. En mourant elle s'écria: „Je mérite ce que je souffre; il ne fallait pas insulter celle à qui je devais la vie."

Cette fable montre que les dieux punissent ceux qui injurient leurs bienfaiteurs.

L'âne et le jardinier.

Un âne servait un jardinier. Il mangeait peu et travaillait beaucoup. Il pria Jupiter de lui faire quitter le jardinier, et de lui donner un autre maître. Jupiter l'exauce, et veut qu'on le vende à un potier. Nouveau chagrin de l'animal qui porte des fardeaux plus lourds qu'auparavant, et dont terre et tuiles chargent le dos; nouvelles instances pour changer de maître. On le revend à un corroyeur. C'était un maître pire que les précédents. L'âne, dans cette nouvelle condition, voyant ce qui advenait de lui, s'écria en gémissant: „Malheureux que je suis! mieux valait pour moi rester chez mes premiers maîtres: le mien, je le vois, travaillera jusqu'à ma peau."

Cette fable fait voir que les domestiques regrettent vivement leurs premiers maîtres quand ils ont essayé des seconds.

La cigale et les fourmis.

En hiver, à l'époque où les blés sont mouillés, des fourmis les faisaient sécher; une cigale affamée alla leur demander

de la nourriture. Les fourmis répondirent: „Qui vous empêchait de recueillir des vivres l'été?“ „Je n'avais pas le temps“ reprit la cigale, „je chantais.“ „Ah!“ dirent les fourmis en riant, „l'été vous chantiez, eh bien, dansez l'hiver.“

Cette fable montre qu'on ne doit apporter de négligence à rien, si l'on ne veut point avoir de chagrins et courir de dangers.

Les renards.

Un renard pris au piége s'échappa la queue coupée; mais la honte lui faisait regarder la vie comme insupportable. En conséquence, il résolut d'engager les autres renards à couper les leurs, afin de déguiser son opprobre à l'aide d'un accident commun à toute l'espèce. Il les convoque tous, et leur conseille de s'amputer la queue. „Non-seulement,“ dit-il, „ce membre n'a point de beauté, mais c'est un fardeau inutile.“ Un de ses compagnons répondit: „Ami renard, si cela n'était pas avantageux pour toi, tu ne nous donnerais pas ce conseil.“

Cette fable prouve que les hommes sans probité obéissent non point à la bienveillance, mais à l'intérêt personnel, quand ils donnent des conseils.

La femme et les servantes.

Une veuve laborieuse éveillait la nuit ses servantes au chant du coq, pour les faire travailler. Celles-ci, fatiguées de leurs continuels labeurs, résolurent de tuer le coq domestique, qui, à leur avis, éveillait la nuit leur maîtresse; mais quand elles eurent accompli ce projet, leurs peines ne firent que s'accroître. La maîtresse, qui ne savait plus à quelle heure chantait le coq, les éveillait encore de meilleure heure.

Cette fable indique que bien des gens causent leur misère par leur propre résolution.

Le cheval et l'âne.

Un homme avait un cheval et un âne. Un jour qu'ils cheminaient ensemble, l'âne dit en route au cheval: „Prends un peu de mon fardeau, si tu veux m'empêcher de périr.“ Le cheval refusa, et son camarade fléchissant sous le fardeau expira. Le maître mit toute la charge et même la peau du défunt sur le dos du cheval, qui s'écria en gémissant: „Malheur à moi! Qu'ai-je fait! et quelle infortune est la mienne! pour avoir refusé de porter un léger fardeau, me voici condamné à porter tout jusqu'à la peau.“

Cette fable prouve que les grands et les petits doivent faire cause commune pour être heureux dans la vie.

C.

Deutsch.

55. Das Rothkehlchen.*

Pendant la rigueur de l'hiver, un rouge-gorge s'en vint frapper à la fenêtre d'un bon paysan, comme s'il eût été bien content de pouvoir entrer. Le paysan ouvrit sa fenêtre et reçut avec amitié la confiante petite bête dans sa demeure. Alors le rouge-gorge se mit à becqueter les grains et les miettes qui tombaient de la table, et les enfants du paysan l'aimèrent beaucoup.

Mais lorsque le printemps reparut dans la contrée et que les arbrisseaux se couvrirent de feuilles, le paysan ouvrit sa fenêtre, et son petit hôte s'envola dans la forêt voisine et construisit son nid et chanta sa joyeuse chanson.

Et voyez: au retour de l'hiver, voilà que le rouge-gorge revint dans la demeure du paysan, amenant avec lui sa petite compagne. Et lui et ses enfants se réjouirent beaucoup de voir comme les deux oiseaux les regardaient avec confiance, et les enfants firent cette remarque: Les oiseaux nous regardent, comme s'ils voulaient nous dire quelque chose.

Oui, répondit le père; et s'ils pouvaient parler, ils vous diraient: La confiance éveille la confiance, et l'amour produit l'amour.

56. Die kleine Wohlthäterin.

C'était par un hiver bien froid et bien dur; la petite Minna, l'unique fille de parents religieux, recueillait avec soin les grains et les miettes qu'elle trouvait, et quand elle en avait fait une provision, deux fois par jour elle s'en allait devant la porte et la semait au travers de la cour, et alors les oiseaux accouraient et trouvaient à becqueter, tandis que la pauvre fille sentait ses mains trembler de froid.

Cependant ses parents l'avaient épiée, et ils se réjouirent de ce qu'ils voyaient, et ils lui dirent: Minna, pourquoi fais-tu cela?

— Regardez, répondit Minna, tout est couvert de neige et de glace, tellement que ces pauvres petites bêtes n'ont plus rien à manger, et elles sont pauvres. Voilà pourquoi je veux les aider, comme les hommes riches aident aux pauvres.

— Mais, lui dit son père, tu ne peux cependant pas avoir soin de tous les oiseaux.

— Eh bien! dit Minna, est-ce que par toute la terre tous les enfants ne font pas ce que je fais, comme aussi tous les hommes riches prennent soin des pauvres?

Et alors le père jeta un regard sur la mère de la jeune fille et s'écria: O sainte innocence!

* Nr. 55—60 sind Parabeln von F. A Krummacher, übersetzt von Marmier.

57. Die Tollkirsche.

Un père se promenait avec ses enfants, un garçon et une fille, et ceux-ci s'amusaient à chercher des fraises, qui croissaient en grande quantité le long du sentier et dans le ravin.

Tout à coup le père entend un grand cri de joie, et il veut savoir ce que ses enfants ont trouvé: il s'avance auprès d'eux et les voit qui tenaient chacun un beau fruit ressemblant à une cerise, qu'ils s'apprêtaient à manger.

Mais il le leur arrache, le jette à terre et l'écrase sous leurs yeux, puis il arrache aussi la plante qui portait ces fruits et la détruit.

Les deux enfants murmurèrent et regardèrent leur père avec chagrin. Mais lui se tut et s'en alla plus loin. Enfin, ils lui dirent: Comment peux-tu, bon père, nous enlever ainsi ces fruits qui nous donnaient de la joie? Pourquoi as-tu fait cela?

Enfants, répondit-il, si vous aviez mangé ces fruits, vous seriez morts tous les deux; car ce sont des baies de belladone, qui renferment du poison.

Alors, tout confus, les enfants baissèrent les yeux: puis ils ajoutèrent: Mais, bon père, pourquoi ne nous le disais-tu pas? Nous ne t'aurions pas affligé par nos sots murmures.

Et leur père leur répondit: C'est précisément votre dépit et votre mauvaise humeur qui m'ont empêché de vous le dire. Croyez-vous donc que je vous aurais défendu de cueillir les fraises, qui sont bonnes et salutaires? A présent vous savez quelles sont les joies que je vous interdis.

58. Die Pfirsiche.

Un homme de la campagne rapporta un jour de la ville cinq pêches des plus belles que l'on puisse trouver. Ses enfants voyaient ce fruit pour la première fois, et ils l'admirèrent beaucoup et prirent grand plaisir à regarder les jolies pommes aux joues rouges et au tendre duvet. Et leur père partagea ces pêches ainsi: une à chacun de ses quatre enfants et la cinquième à leur mère. Et le soir, quand ils furent rentrés, il leur demanda: Eh bien! comment avez-vous trouvé les jolies pommes?

— Excellentes, mon bon père, dit l'aîné. C'est un fruit d'une saveur et d'un goût exquis; j'en ai soigneusement gardé le noyau et j'espère qu'il pourra en provenir un arbre.

— Bien, dit le père; c'est être économe et précautionné pour l'avenir, comme cela convient au laboureur.

— Moi, s'écria le plus jeune, j'ai tout de suite mangé la mienne, et j'ai jeté là le noyau, et ma mère m'a encore donné la moitié de celle qu'elle avait. Oh! c'était si doux, si fondant à la bouche!

— Ah! répondit le père, tu n'as pas agi très-sagement, mais pour un enfant, ce que tu as fait est assez naturel. Et, quant à la sagesse, il y a encore pour elle de la place dans ta vie.

Alors le second fils dit: Moi, j'ai ramassé le noyau que le petit frère avait jeté là, et je l'ai brisé, et j'y ai trouvé un autre noyau, qui avait le goût d'une noix; mais j'ai vendu ma pêche, et avec l'argent que j'en ai reçu, je puis en acheter une douzaine, quand j'irai à la ville.

Le père secoua la tête et lui dit: Voilà qui est vraiment très-bien avisé, mais pas du tout naturel. Dieu veuille que tu ne deviennes pas un marchand.

Et toi, Edmond, demanda-t-il à l'autre?

Naïf et confiant, Edmond répondit: J'ai porté ma pêche au fils de notre voisin, au pauvre George, qui est malade de la fièvre. Il ne voulait pas la prendre, mais je l'ai posée sur son lit et me suis éloigné.

A présent, dit le père, qui de vous a fait le meilleur usage de sa pêche?

Et les trois enfants crièrent: C'est notre frère Edmond. Edmond cependant ne disait rien, et sa mère l'embrassa avec des larmes dans les yeux.

59. Das Angebinde.

C'était le lendemain le jour de naissance de leur père: trois jeunes enfants avaient cueilli des fleurs, les plus belles de toutes, et les avaient tressées et arrangées en couronne, mais bien secrètement, pour que leur père ne le vît pas, et toute la nuit ils ne purent fermer l'œil.

Et lorsque le jour arriva, ils s'en allèrent dans la chambre de leur père, portant leur couronne et marchant à pieds nus, de peur qu'il ne les entendît, et tout doucement, pour ne pas être remarqués, ils posèrent la couronne de fleurs sur son lit. Et leur père les voyait bien, mais il faisait comme s'il dormait.

Après cela, il se leva, et vint et demanda: Où sont les petits anges qui m'ont couronné cette nuit pendant mon sommeil? Et les enfants accoururent à lui, et ils se suspendirent à son cou, et ils embrassèrent leur père et furent pleins de joie.

Alors vint un messager qui apportait à la maison un petit tonneau rempli d'un bon vin du Rhin, pour réjouir le cœur de cet excellent père, et celui-ci se sentit bien heureux quand il vit que ce présent lui venait de son fils aîné, et les enfants dansèrent autour du tonneau et autour de leur père.

Et comme il s'asseyait à table, il trouva une belle grande feuille de papier qui renfermait un chant tendre et religieux. C'était de son second fils, qui était rentré dans sa patrie après avoir visité les pays étrangers. Et lorsque le père lut cette

feuille, il sourit et en même temps des larmes tombèrent de ses yeux.

Cependant ses trois petits enfants le regardaient, et ils lui dirent: Notre bon père, n'est-il pas vrai, nous ne pouvons encore rien faire pour toi ni te rien donner, nous sommes si petits. Alors leur père les prit tous trois, la jeune fille et les deux garçons, et il les pressa contre son cœur, et il leur dit: Oh! ne croyez donc pas que votre présent vaille moins à mes yeux; mais que votre âme soit aussi bonne que celle de vos frères, et mon amour est pour vous tous.

60. Die sieben Kinder.

Un matin de bonne heure, lorsque l'aurore commençait à paraître, un bon père de famille se leva, avec sa femme, et tous deux remercièrent le ciel du nouveau jour qu'il leur donnait et du repos qu'ils avaient puisé dans leur sommeil.

Et comme la lueur du matin éclairait leur demeure, sept petits enfants étaient encore couchés et dormaient.

Et en les regardant ainsi l'un à côté de l'autre, la mère dit: Les voilà bien les sept; hélas! nous aurons beaucoup de peine à les nourrir. Et elle soupira, leur mère; car c'était dans le pays un temps de cherté.

Mais le père lui répondit en souriant: Vois, comme ils reposent et comme ils dorment tous! Ils ont les joues rouges, et à la clarté de l'aurore qui se répand sur eux, ils paraissent encore plus beaux, et on dirait voir sept petites roses ... cela ne nous prouve-t-il pas que celui qui fait naître le matin et qui envoie le sommeil, demeure fidèle et immuable?

Là-dessus ils sortirent de la chambre, et à la porte étaient quatorze souliers, toujours allant de plus petits en plus petits, une paire pour chaque enfant. Et la mère, en songeant qu'il en fallait tant, se mit à pleurer.

Mais son mari lui dit: Pourquoi pleures-tu? nos enfants n'ont-ils pas des pieds robustes et agiles, et alors devons-nous être tourmentés du soin de leur donner une chaussure? et comme ces pauvres petits ont confiance en nous, comment n'aurions-nous pas confiance en celui qui peut faire plus que nous ne pouvons demander et attendre? Regarde, voilà que revient son soleil; eh bien! allons, comme le soleil, recommencer avec un front joyeux notre tâche de chaque jour.

Et après avoir ainsi parlé, ils se mirent à l'œuvre, et Dieu bénit leur travail, de telle sorte qu'ils eurent assez pour eux et leurs enfants; car la foi élève le cœur, et l'amour soutient le courage.

Zweites Buch.

Aus der

natürlichen Welt.

I.

Aus der formalen Naturwissenschaft.

61. Die gebrochenen Zahlen.

D. Qu'est-ce qu'une fraction?

R. C'est une ou plusieurs parties d'une unité divisée en un nombre quelconque de parties égales. Par exemple si l'on partageait une pomme en 5 parties égales, chaque morceau exprimerait une fraction de la pomme, et se nommerait un cinquième; si l'on en prenait trois, on aurait trois cinquièmes, etc.

D. Comment représente-t-on les fractions?

R. Par deux nombres placés l'un au-dessous de l'autre et séparés par un trait qui signifie *divisé par*. Ainsi, pour la cinquième partie d'une pomme on écrirait $^{1}/_{5}$, pour 3 parties $^{3}/_{5}$.

D. Comment peut-on considérer une fraction?

R. Comme une division qui a pour diviseur le nombre qui exprime en combien de parties l'unité est partagée, et pour dividende le nombre que l'on a de ces parties. En effet, soit à diviser 3 par 8, l'opération se réduit à prendre la 8^{e} partie de trois entiers; or, la 8^{e} partie d'un entier s'écrit $^{1}/_{8}$, celle de trois entiers s'écria $^{3}/_{8}$; par où l'on voit que le terme supérieur représente le dividende, et le terme inférieur le diviseur.

D. Comment lit-on une quantité exprimée en fractions?

R. On lit d'abord le terme supérieur, puis le terme inférieur, en y ajoutant la terminaison *ième:* ainsi $^{1}/_{5}$ se lit un cinquième, $^{4}/_{5}$ quatre cinquièmes, $^{7}/_{8}$ sept huitièmes, etc.; sont exceptées celles dont le dénominateur est un des nombres 2, 3 et 4, comme $^{1}/_{2}$, $^{2}/_{3}$, $^{3}/_{4}$, qu'on lit un demi, deux tiers, trois quarts.

D. Comment nomme-t-on les deux termes d'une fraction?

R. Le terme supérieur se nomme numérateur, et le terme inférieur dénominateur.

D. Que marquent ces deux termes?

R. Le numérateur marque combien la fraction contient de parties de l'unité, et le dénominateur, en combien de parties égales l'unité est divisée. Ainsi cette fraction $^3/_4$ marque que l'unité est partagée en quatre parties égales, et qu'on a trois de ces parties.

D. Quelles conséquences tirez-vous de là?

R. Que la grandeur d'une fraction dépend du nombre des parties du dénominateur comparées aux unités du numérateur. Ainsi la fraction $^4/_7$ est plus grande que la fraction $^3/_7$; en effet, la première contient 4 parties d'une unité divisée en 7, et la seconde ne contient que 3 de ces mêmes parties; la fraction $^3/_8$ est plus grande que la fraction $^3/_{16}$, car dans le premier cas on a trois parties d'une unité divisée en 8; dans le second on a aussi trois parties, mais l'unité étant divisée en 16 parties, elles sont plus petites. Il résulte de là:

1° Que plus le numérateur d'une fraction est petit, le dénominateur restant le même, moins la fraction a de valeur.

2° Au contraire, que plus le dénominateur est petit, le numérateur restant le même, plus la fraction a de valeur.

3° Que lorsque le numérateur égale le dénominateur, la fraction vaut un entier.

4° Que lorsque le numérateur est plus petit que le dénominateur, la fraction est plus petite que l'unité.

5° Que lorsque le numérateur est plus grand que le dénominateur, la fraction est plus grande que l'unité.

D. Deux fractions peuvent-elles avoir la même valeur quoique exprimées par des nombres différents?

R. Deux fractions exprimées par des termes différents peuvent avoir la même valeur, pourvu que le rapport soit le même entre le numérateur et le dénominateur de chaque fraction; par exemple $^2/_4$ équivalent à $^3/_6$, car le rapport de 2 à 4 est la même que celui de 3 à 6, c'est-à-dire que 2 est la moitié de 4 comme 3 est la moitié de 6; chacune de ces fractions exprime donc la moitié de l'entier et pourrait s'écrire $^1/_2$.

D. Que concluez-vous de là?

R. Que l'on peut multiplier ou diviser les deux termes d'une fraction par un même nombre sans en changer la valeur. Supposons, par exemple, qu'on multiplie par 3 les deux termes de la fraction $^4/_5$, on aura $^{12}/_{15}$, fraction équivalente à la première. En effet, en multipliant le dénominateur seul, nous aurions $^4/_{15}$, fraction 3 fois plus petite que la précédente, puisque dans $^4/_5$ l'unité a été divisée en 5 et qu'on en a 4 parties, et que dans $^4/_{15}$ l'unité est divisée en 15, nombre trois fois plus grand; chacune de ces dernières parties n'est

donc que le tiers de celles de la première fraction, et comme on n'en a que le même nombre, on n'a donc que le $^{1}/_{3}$ de la fraction primitive; mais si on multiplie aussi le numérateur 4, dans la fraction $^{4}/_{15}$, par 3, on aura $^{12}/_{15}$, fraction trois fois plus forte que $^{4}/_{15}$, puisque dans $^{12}/_{15}$, on a 12 parties de l'unité partagée en 15, et que dans l'autre on n'a que 4, c'est-à-dire le tiers de ces mêmes parties. Mais puisque la fraction $^{4}/_{15}$ égale le $^{1}/_{3}$ de $^{4}/_{5}$, et qu'elle est aussi le $^{1}/_{3}$ de $^{12}/_{15}$, $^{12}/_{15}$ égalent donc $^{4}/_{5}$, donc, etc.

On prouverait, par un raisonnement analogue, qu'on ne change pas la valeur d'une fraction en divisant ses deux termes par un même nombre, par exemple, les deux termes de la fraction $^{21}/_{49}$ divisès par 7 donneront $^{3}/_{7}$, fraction équivalente à la première.

62. Linien, Flächen und Körper.

On appelle ***corps*** ou ***solide,*** tout ce qui, comme une commode, un chapeau, un livre, possède à la fois ***hauteur, longueur*** et ***largeur.*** Ces trois qualités sont ce qu'on nomme les ***dimensions*** du corps ou du solide. Combien chaque corps ou solide a-t-il de dimensions? Nommez ces dimensions.

On appelle ***surface,*** l'extérieur, le dehors d'un corps. La surface n'a que deux dimensions, la longueur et la largeur. Il y a des ***surfaces planes*** et des ***surfaces courbes.*** La surface plane ou simplement ***le plan,*** est une surface sur laquelle une règle parfaitement droite peut s'appliquer dans tous les sens, par exemple une ardoise. La ***surface courbe*** est celle sur laquelle une règle parfaitement droite ne peut point s'appliquer exactement dans tous les sens, par exemple la surface d'un œuf.

On appelle ***ligne,*** ce qui n'a qu'une seule dimension, ou la distance d'un ***point*** à un autre point. Il y a des lignes ***droites*** et des lignes ***courbes.*** La ligne droite est le plus court chemin d'un point à un autre. La ligne courbe est celle qui n'est ni droite, ni composée de lignes droites, et qui s'éloigne plus ou moins du plus court chemin d'un point à un autre.

Les lignes droites sont ***verticales, horizontales, perpendiculaires, obliques,*** ou ***parallèles.*** La ligne ***verticale*** est celle qui suit un corps qui tombe, et la ***ligne horizontale*** celle qui suit la direction de la surface de l'eau tranquille. La ***ligne perpendiculaire*** est celle qui, en rencontrant une autre ligne droite, ne penche sur elle, ni d'un côté, ni de l'autre, et la ***ligne oblique*** celle qui, en rencontrant une autre ligne, ne lui est pas perpendiculaire. Quant aux ***lignes parallèles,*** ce sont celles qui, tracées dans le même plan, se trouvent à égale distance l'une de l'autre, de manière qu'elles ne se rencontrent jamais, quelque prolongées qu'on les suppose.

L'écartement de deux lignes qui se coupent dans un

même plan, est un *angle.* L'angle formé par deux lignes perpendiculaires l'une à l'autre, est un *angle droit;* l'angle plus petit qu'un angle droit, est un *angle aigu,* et l'angle plus grand que l'angle droit, est un *angle obtus.* Les deux lignes dont un angle est composé, sont ses *côtés,* et le point où les deux côtés se rencontrent, est le *sommet de l'angle.*

Quand on réunit les deux côtés d'un angle par une troisième ligne, on obtient un espace borné appelé *polygone.* Il y a des polygones de trois, quatre, cinq, six, sept, huit, etc., côtés. Le plus simple des polygones est le *triangle.* Si le triangle renferme un angle droit, c'est un *rectangle;* s'il a les trois côtés égaux, c'est un *triangle équilatéral;* s'il a deux côtés égaux, c'est un *triangle isocèle;* s'il a trois côtés inégaux, c'est un *triangle scalène.*

Un polygone composé de quatre côtés, est un *quadrilatère.* Le quadrilatère qui a ses côtés égaux et ses quatre angles droits, est un *carré.* Le quadrilatère qui a ses quatre côtés parallèles et égaux, deux à deux, est un *parallélogramme,* lequel est un *rectangle* si ses angles sont droits, et un *losange* s'il renferme des angles aigus et des angles obtus, et si les quatre côtés sont égaux. Le quadrilatère qui a seulement deux côtés parallèles, est un *trapèze.* Il ne reste rien à ajouter sur le polygone, sinon qu'on nomme *pentagone,* un polygone de cinq côtés; *hexagone,* un polygone de six côtés; *heptagone,* un polygone de sept côtés; *octogone,* un polygone de huit côtés, etc. La *diagonale* est la ligne qui va de l'angle d'un polygone à l'angle opposé.

Les principales lignes courbes sont la *circonférence du cercle,* l'*ellipse* et l'*ovale,* dont chacune renferme une surface ou un plan. La *circonférence du cercle* est une ligne courbe, dont tous les points sont à égale distance d'un point situé dans le même plan et qu'on nomme le *centre.* Le plan limité par la circonférence se nomme le *cercle.* On appelle *rayon,* la ligne droite qui va du centre à la circonférence, et *diamètre* la ligne droite qui traverse le cercle en passant par le centre. La ligne droite menée dans le cercle, d'un point de la circonférence à un autre, sans passer par le centre, est une *corde.* La portion de la circonférence qui se termine aux extrémités de la corde, est un *arc de cercle,* et la surface du cercle qui se trouve entre l'arc et la corde, est un *segment.* *L'ellipse* est une courbe oblongue dont tous les points ne sont pas à égale distance d'un centre commun, comme l'orbite de la terre autour du soleil. L'*ovale* est également une courbe ronde et oblongue, comme la figure d'un œuf. On appelle *tangente,* la ligne droite qui touche une courbe en un seul point et sans la couper à ce point.

Les *corps* ou *solides* ont différents aspects, comme les lignes et les surfaces. La portion de surface, soit plane, soit courbe, qui termine les corps, est leur *face.* La face sur

laquelle le solide est placé et la face qui est parallèlement opposée à celle-ci, sont ses ***bases;*** les autres faces sont appelées ***faces latérales.*** Le solide terminé par deux bases parallèles et dont les côtés sont des parallélogrammes, est un ***prisme.*** Le ***cube*** n'est autre chose qu'un prisme à trois dimensions égales, à faces égales entre elles, parallèles deux à deux et dont tous les angles sont droits. Le ***cylindre*** est un corps rond dont les deux bases sont des cercles parallèles et dont la face latérale est courbe. La ***pyramide*** est un solide qui a une seule base et dont les côtés sont des triangles aboutissant tous au même sommet. Le ***cône*** est un corps rond dont la base est un cercle et dont la surface latérale est courbe en forme de pain de sucre. La ***sphère*** est un solide à surface courbe, semblable à une boule, dont tous les points sont à égale distance du centre. Son diamètre est appelé ***axe***, et les extrémités de l'axe sont les ***pôles.***

II.

Aus der abstracten Naturwissenschaft.

63. Die Luft.*

L'air que nous respirons et au milieu duquel nous vivons, n'est point un élément, c'est-à-dire un corps simple; il est composé de deux autres corps invisibles comme lui, mais qui ont chacun des propriétés particulières et même opposées; ces corps qui nous entourent habituellement se nomment *gaz,* et l'air qui entretient notre existence est composé de $^1/_5$ de ***gaz oxygène*** et de $^4/_5$ environ de ***gaz azote.*** Ce sont là les proportions de l'air pur, c'est-à-dire de celui qui est le plus propre à alimenter la vie et la combustion. Ne vous effrayez point de ces termes qui sont nouveaux pour vous; il n'y en a point d'autres pour désigner ces objets, et il faudra que je m'en serve encore lorsque je vous parlerai de l'eau, des ballons, des baromètres, etc. Il fallait bien la réunion de ces deux gaz pour former l'air vital, car l'oxygène seul eût été trop vif, il aurait usé la vie comme il dévore les corps enflammés; et l'azote, au contraire, aurait éteint immédiatement et la vie et la combustion. La Providence a tout prévu. J'ai vu faire cette double expérience à notre école; j'ai vu brûler et flamber un fil de fer dans l'oxygène pur aussi vite que le fait un fil de coton dans l'air ordinaire; et j'ai vu mourir subitement de petits oiseaux que l'on plongeait dans des vases qui ne contenaient que de l'azote.

L'air est huit cents fois plus léger que l'eau; mais cependant il pèse, car le poids d'un pied cube d'air est d'environ une once et demi (4,218 centigr.), et l'atmosphère, ou la couche d'air qui entoure la terre, est si épaisse, qu'elle égale le poids d'une couche d'eau qui aurait 32 pieds de hauteur: quand j'aurai fini la pompe de mon jardin, je vous démontrerai cela jusqu'à l'évidence.

Le corps d'un homme de moyenne taille a 15 pieds carrés de surface, et il supporte une colonne d'air qui pèse plus de 33,000 liv. (16,500 kilogr.); mais ce fardeau est insensible pour nous, parce qu'il est habituel (!) et qu'il contrebalance l'effort des fluides intérieurs de notre corps, qui tendent continuellement à pousser en dehors.

* Nr 63—66 von Brard.

Plus l'air est froid, plus il pèse; plus il est chaud, plus il est léger: aussi l'air chaud tend toujours à s'élever, et se trouve continuellement remplacé par l'air froid, qui est plus pesant que lui, et c'est ce courant continuel qui produit certains vents, et qui est la cause du tirage des cheminées et des fourneaux.

Lorsqu'on s'élève sur les très-hautes montagnes, on éprouve un mal-aise général, qui tient à la diminution du poids de la couche d'air qui nous presse de toutes parts, et qui est moins forte que dans les pays plats voisins de la mer. J'aurai occasion de vous parler encore de cet effet en décrivant le baromètre.

L'air est indispensable à la combustion; plus on en fait tomber à la fois sur les corps enflammés, plus ils brûlent avec activité, et tel est l'effet des soufflets domestiques et des soufflets de forges.

L'air est diaphane et sans couleur lorsqu'il est en petites masses; mais c'est à lui que nous devons cette belle couleur du ciel que l'œil admire, et dont il ne se lasse jamais. L'air propage le son, il le porte au loin, et c'est encore à lui que nous devons les effets sublimes de la musique, l'écho, le bruit des cloches, etc. La lumière le traverse sans aucun obstacle; il est élastique et compressible, c'est-à-dire que l'on peut, à l'aide de certaines machines, comprimer ou tasser l'air dans un vase, comme on tasse quelque chose que l'on veut faire entrer dans le plus petit espace possible. Abandonné à lui-même, il reprend sa place ordinaire, comme tout autre corps élastique.

On parvient aussi à produire un effet contraire au moyen d'une autre machine, c'est-à-dire que l'on peut soutirer l'air contenu sous une cloche de verre, de manière à l'en priver entièrement, et c'est là ce que les savants appellent faire le vide.... Laissez-moi vous dire cependant encore qu'il ne faut point confondre l'*air* avec l'*atmosphère:* l'air compose la plus grande partie de l'atmosphère; mais il est mélangé à une foule d'autres substances gazeuses et légères, parmi lesquelles on distingue l'eau réduite en vapeur, le fluide électrique, la lumière, plusieurs *gaz* etc. Toutes les *fumées,* toutes les émanations des matières en putréfaction, tous les liquides qui s'évaporent ou qui se dessèchent à la surface de la terre, s'échappent en l'air par suite de leur légèreté, et vont se mêler à lui pour former l'atmosphère proprement dite, dont la densité ou la pesanteur va toujours en diminuant à mesure qu'elle s'éloigne de la terre: on lui accorde assez généralement de 13 à 16 lieues d'épaisseur.

64. Das Wasser.

L'eau n'est point un élément, comme on le croyait autrefois, car c'est un fluide composé de deux gaz, comme l'air,

c'est-à-dire d'une partie de ***gaz oxygène***, et deux parties de ***gaz hydrogène***, autrement nommé ***gaz inflammable***. Les chimistes se sont assurés de ce fait, d'abord en décomposant l'eau, mais ensuite en reformant cette même eau par la combinaison de deux gaz dont elle est véritablement composée; en sorte qu'ils ont effacé jusqu'au moindre doute à cet égard.

L'eau se présente à nous sous trois états différents: à l'état liquide, à l'état solide ou de glace, et à l'état de vapeur.

L'***eau liquide***, qui nous intéresse le plus, pèse 70 livres (35 kilogr.) le pied cube. On ne peut la comprimer ou lui faire tenir moins de place qu'elle n'en tient naturellement, qu'en employant des moyens extraordinaires. L'eau qui tombe du ciel est à peu près aussi pure que l'eau distillée, et dans cet état c'est un liquide sans saveur, sans couleur et sans odeur; mais les eaux qui s'échappent du sein de la terre, qui donnent naissance aux sources, aux fontaines, aux ruisseaux, et par suite aux rivières et aux fleuves qui vont se jeter dans la mer, ces eaux tiennent presque toujours quelques substances terreuses ou salines en dissolution, et quand ces substances sont assez abondantes pour donner un goût, ou pour influer sur la santé de ceux qui les boivent, elles prennent le nom d'***eaux minérales***, et quand elles sont naturellement chaudes, on les nomme ***eaux thermales***.

L'eau salée est plus abondante que l'eau douce, puisqu'elle forme toutes les mers, et que les fleuves et rivières ne sont rien en comparaison de ces grands réservoirs salés.

L'eau est le meilleur de tous les niveaux; elle obéit à la moindre pente, se refuse à monter au-dessus de son niveau naturel, et sa pesanteur, jointe à sa vitesse ou à la hauteur de sa chute, est employée à faire marcher non-seulement nos moulins à bled, mais une infinité de forges et de manufactures.

L'eau, comme la plupart des autres liquides, a la propriété de s'évaporer, surtout quand le soleil darde ses rayons à sa surface. Cette eau, qui s'échappe ainsi, se mêle à l'air sans en altérer la pureté; mais cependant, quand elle s'y accumule en trop grande quantité, elle nous dérobe une partie de la lumière, donne naissance aux nuages, aux brouillards, à la pluie ou à la neige. Aucun de vous, je crois, ne peut douter de ce que j'avance ici, car si les mares se tarissent en été, si la lessive de nos femmes se sèche à l'air, si les chemins mouillés et boueux se raffermissent au soleil: tout cela tient au phénomène de l'évaporation naturelle de l'eau.

Vous comprendrez bien encore qu'il doit s'évaporer beaucoup plus d'eau à la surface de la mer qu'à la surface de la terre, aussi les vents qui nous apportent constamment la

pluie sont ceux qui passent sur l'Océan ou sur la Méditerranée. Quand le soleil vient à briller aussitôt après qu'il a plu, vous savez tous que c'est un signe certain qu'il va pleuvoir encore; *c'est une ondée qui chauffe*, dit-on, et voilà encore un effet de ce même phénomène.

L'*évaporation* de l'eau, la formation des nuages et la pluie qui en est la suite nécessaire, sont autant de bienfaits de la divine Providence; car les vents chassent les nuages d'un bout du monde à l'autre, et ils répandent ordinairement le bonheur et l'abondance en passant sur nos campagnes, et en arrosant nos champs et nos prairies.

L'eau, enfin, est un des éléments de l'existence; c'est la boisson naturelle de l'espèce humaine et de la plupart des animaux; c'est le principe essentiel de la végétation, et la privation de ce fluide est l'une des plus grandes calamités que l'on puisse imaginer.

La *glace* n'est autre chose que de l'eau rendue solide par l'effet du froid. Dans ce nouvel état l'eau a perdu sa fluidité, sa mobilité; elle ressemble à du cristal; elle a augmenté de volume et est devenue plus légère, puisque l'on voit nager les glaçons à la surface des rivières qui charrient; et cette augmentation de volume, cette espèce de gonflement est la cause qui fait casser nos cruches quand l'eau qu'elles contiennent vient à s'y congeler. L'eau salée, ou l'eau qui est mêlée à quelque liqueur spiritueuse, se sépare et se congèle seule; c'est pour cette raison que les glaçons de la mer ne sont point salés, et que l'on parvient à rendre le vin fort et spiritueux en le faisant geler et en le soutirant avant le dégel; c'est un moyen d'en séparer l'eau.

Il existe des masses immenses d'eau glacée sous les pôles, et les voyageurs qui naviguent dans les mers du nord, rencontrent souvent des montagnes flottantes de glaces, et finissent par être arrêtés au milieu des glaçons, qui ne leur permettent plus d'avancer.

La *neige* est le produit d'un brouillard épais que le froid change en une infinité de petits glaçons imperceptibles qui, en se réunissant, forment le plus ordinairement de légers flocons irréguliers qui tombent avec plus ou moins d'abondance, et qui couvrent la terre d'une couche plus ou moins épaisse, dont l'effet est de préserver du plus grand froid les végétaux qu'elle cache. Il arrive quelquefois, et principalement quand l'air est tranquille, que chaque particule de neige a la forme d'une jolie petite étoile à six rayons d'une délicatesse extrême, et qui ressemblent à de petites plumes.

La neige se durcit à la longue, ou par l'effet d'un grand froid elle se change même en glace quand elle est fortement comprimée. Dans les pays où il en tombe encore plus que chez nous, comme en Suisse et en Savoie, il y a des montagnes où la neige ne fond jamais, et c'est elle qui donne

naissance aux *glaciers,* qui sont des amas énormes de glace que l'on voit descendre dans les vallées et jusqu'au milieu des champs cultivés. Quand la neige s'amasse sur des pentes très-rapides, il arrive un moment où elle ne peut se soutenir, et alors il se fait ce que l'on nomme dans ces pays une *avalanche*, c'est-à-dire une sorte d'éboulement de neige qui entraîne, couvre ou écrase tout ce qui se rencontre sur son passage.

Je vous dirai une autre fois comment les Savoyards s'y prennent pour faire fondre la neige qui couvre leurs jardins quelques jours plus tôt qu'elle ne le ferait naturellement.

L'*eau réduite en vapeur* au moyen du feu que l'on entretient sous un vase ou par l'effet de la chaleur du soleil, tient plus de 1700 fois autant de place que l'eau liquide, c'est-à-dire qu'un pied cube d'eau produit 1700 pieds cubes de vapeur, et c'est à cause de cette grande augmentation de volume et de la force énorme qui en est le résultat, que la vapeur d'eau devient capable de produire des effets beaucoup plus étonnants que ceux de la poudre à canon.

Dans le temps que j'étais à Paris, il existait déjà des pompes à feu qui servaient à distribuer l'eau de la Seine dans plusieurs quartiers de la ville, et ces machines étaient mises en mouvement par la vapeur de l'eau que l'on faisait bouillir dans une grande chaudière. Mais aujourd'hui cette nouvelle force, qui remplace avantageusement celle des cours et des chutes d'eau, celle des chevaux, et à plus forte raison celle des hommes, est employée à faire marcher toute espèce de machine.

65. Der Wärmemesser.

On discutait un soir au village sur le grand froid qui régnait depuis plusieurs jours: les uns disaient qu'il n'était pas encore aussi fort que celui de 1788, et les autres assuraient le contraire; on aurait volontiers fait des gageures, mais le moyen de prouver manquait à chacun, et l'on ne paria pas, ce qui n'est pas un grand mal, car la gageure est un jeu de hasard. Alors la conversation changea de tour, et l'un des assistants s'étant rappelé que maître Pierre avait une petite machine qui servait à mesurer le froid et le chaud, l'on s'achemina vers sa maison, et l'on s'installa autour de la grande table de noyer qui remplaçait le banc d'été pendant tout l'hiver.

Nous venons, maître Pierre, vous prier de nous montrer la petite machine que ce monsieur de Paris vous a envoyée, et qui marque le chaud et le froid. — Avec plaisir, mes bons amis, je vais la rentrer, car elle est accrochée en dehors de ma fenêtre; la voici. Mais remarquez bien vite le point où cette liqueur rouge est arrêtée: c'est là, précisément à 15^0 au-dessous de zéro. Plaçons-la ici, et dans un moment

nous la regarderons de nouveau, afin que nous sachions quelle est la température de la chambre où nous sommes.

Vous n'êtes pas hommes à vous contenter de voir cet instrument pour ne satisfaire ainsi que la curiosité de vos yeux; vous voudrez le connaître plus à fond, et je vais tâcher de me rappeler tout ce que j'ai entendu dire à ce sujet au bon et respectable M. Brisson, qui faisait le cours de physique à notre école centrale.

Le *calorique* ou la *chaleur*, ce qui est la même chose, ne peut pénétrer un corps quelconque sans le faire augmenter de volume, de grosseur, de longueur, etc., en sorte qu'il tient plus de place à mesure que la chaleur s'accumule ou que le corps devient plus chaud.

Par un effet inverse ou contraire, lorsque la chaleur diminue, lorsque le corps se refroidit, il se retire sur lui-même, il tient d'autant moins de place qu'il est plus froid. Cette différence de chaleur ou de froid se nomme *température*, et l'on dit, en parlant d'un objet très-chaud, que sa température est très-élevée, et d'un corps froid, que sa température est basse. Rappelez-vous que, lorsque l'on met en contact deux corps de température différente, ces deux objets tendent à se mettre au même degré: le plus chaud cède de sa chaleur, et le plus froid lui en emprunte. Serrez cette clef dans votre main, et vous aurez bientôt la preuve de ce que je vous dis.

Actuellement examinons notre instrument, que l'on nomme *thermomètre*, et qui sert à déterminer si un corps, un liquide, un jour est plus ou moins chaud qu'un autre.

La pièce principale est un tube de verre ou plutôt une petite fiole dont le col est excessivement alongé, et qui est rempli de mercure (vif-argent) ou d'esprit de vin coloré en rouge, qui ne se gèle jamais; l'extrémité du col a été bouchée après que la liqueur a été introduite, et l'on en a même chassé l'air, afin qu'il ne contrariât pas le jeu du liquide, qui doit s'élever ou s'abaisser suivant la température au milieu de laquelle on le plonge; car cette liqueur, comme tous les autres corps, augmente ou diminue de volume, suivant qu'elle s'échauffe ou qu'elle se refroidit.

Ce tube, comme vous le voyez, est attaché sur une petite tablette de bois, sur laquelle on a tracé des traits noirs également éloignés, et c'est chacun de ces espaces qui se nomme *degré*.

Ainsi tout à l'heure, quand nous avons rentré le thermomètre, il marquait 15^0 au-dessous de zéro, et actuellement il est à 10^0 au-dessus; donc la liqueur a monté de 25^0, donc la température de cette chambre est à 25^0 au-dessus de celle de mon jardin. Aussi il vous a semblé en entrant que la chaleur était excessive, et cependant elle n'est réellement qu'à la température des caves qui vous semblent si fraîches

en été: car vous saurez que la température des caves tant soit peu profondes, ne change ni en été ni en hiver, elle est toujours à environ 10⁰ au-dessus de zéro, et ce n'est que par comparaison avec la température du dehors qu'elles nous semblent fraîches en été, ou chaudes en hiver.

Pour placer tous ces degrés et tous ces chiffres, on est parti de deux points bien connus, savoir: la glace fondante qui est le point zéro, et l'eau bouillante, qui répond à 80^0 au-dessus de ce point zéro; et en effet, si vous plongez l'instrument dans de la neige fondante, la liqueur descendra à zéro et s'y arrêtera, et si vous le placez dans l'eau bouillante, elle s'élèvera jusqu'au point 80^0 et ne le dépassera pas: ainsi les degrés qui sont au-dessus de zéro marquent la chaleur; et ceux qui sont au-dessous marquent le froid.

Voici maintenant ce que l'on a voulu indiquer par les mots que vous lisez du haut en bas de la tablette.

Vis-à-vis 80^0 on a écrit *eau bouillante*, parce que c'est là, comme je viens de vous le dire, que la liqueur ou le mercure monte et s'arrête quand on trempe le pied du thermomètre dans le l'eau bouillante.

Chaleur humaine se trouve vis-à-vis 32^0. C'est la température de l'intérieur du corps, celle de lits, etc.

Bains répond à 26^0. C'est la température des bains que l'on conseille ordinairement aux malades.

Vers à soie à 19^0. C'est la température qui convient à ces animaux, et qu'il faut entretenir dans la chambre où on les élève.

Tempéré est à 10^0. C'est la température des caves.

Orangers est à 6^0, et c'est en effet le degré de chaleur qu'il convient de donner aux orangeries.

Glace enfin est le point zéro qui sépare les degrés du froid des degrés de chaleur.

Rivières gelées. On a remarqué que la Seine se prend à Paris à environ 6^0 au-dessous de zéro; il y a quelques exceptions à cette règle, même en France.

66. Das Wetterglas.

Qu'en dites-vous, maître Pierre, ne voilà-t-il pas un beau jour pour jeter tous nos foins à bas? S'il plaît à Dieu, ils seront demain soir à couvert, et tout ira bien. — Voisin, je ne vous le conseille pas; ne coupez, si vous m'en croyez, que ce que vous pourrez rentrer ce soir, car mon baromètre est si bas, que j'attends la pluie pour cette nuit tout au plus tard.

Les faucheurs abattaient toujours, ne pouvant croire à la pluie par un si beau temps, et le fermier lui-même, malgré la grande confiance qu'il avait en maître Pierre, y croyait à peine. Ils causaient encore à travers la haie, quand le garde champêtre vint à passer: on le consulta, et le

bonhomme répondit que son *marengo* lui annonçait aussi la pluie: c'est ainsi que le vieux caporal avait coutume d'appeler le moignon du bras qu'il avait laissé au champ d'honneur.

Le baromètre et l'invalide avaient raison: le vent s'éleva, les nuages couvrirent le soleil; on n'eut que le temps de rentrer ce que l'on avait coupé dans la matinée; la pluie, qui commença bientôt à tomber, dura huit jours, et tous les foins qui ne purent être rentrés, pourrirent sur le pré.

Cette circonstance, malheureuse pour tous ceux qui n'avaient point voulu croire au baromètre, excita leur curiosité; on pria maître Pierre de donner l'explication de cet instrument merveilleux, et c'est ce qu'il fit le dimanche suivant, après midi.

Le *baromètre,* dit maître Pierre, en montrant celui qu'on lui avait envoyé de Paris, est un instrument qui sert à mesurer la pesanteur de l'air; il est composé, comme vous le voyez, d'un tube de verre de plus de trente pouces de long, bouché par le haut, ouvert et recourbé par le bas, et de la grosseur du petit doigt environ. Ce tube est rempli de mercure jusqu'à 27 à 28 pouces; le reste est vide; et si ce métal liquide ne s'échappe point par le bas du tube qui est ouvert, c'est que l'air s'y oppose par sa pression, qui est assez forte pour faire équilibre à 28 pouces de mercure, de même qu'elle balance 32 pieds d'eau, ainsi que je vous le prouverai un jour en vous montrant ma pompe.

Maintenant il faut que vous sachiez que l'eau réduite en vapeur est plus légère que l'air; que plus l'air en est chargé, plus il est léger, et que, par conséquent, lorsqu'il est très-humide, il presse moins sur le mercure que quand il est sec, en sorte qu'il permet au mercure de descendre dans le tube quand il est humide, et qu'il le force au contraire à remonter quand il est sec, et voilà pourquoi le baromètre annonce la pluie quand il baisse, et le beau temps quand il remonte. Cependant, mes amis, je vous préviens qu'il ne faut se laisser guider par cet instrument que lorsqu'il fait de grands mouvements, car il devient douteux quand sa marche est lente. J'entends par de grands mouvements, lorsque le mercure se déplace de 5 à 10 lignes: c'est alors qu'il annonce réellement la pluie, malgré la pureté apparente de l'air, qui peut tenir beaucoup d'eau en suspension sans qu'elle nuise à sa transparence.

Je vous ai dit que l'air devenait de plus en plus léger à mesure qu'on s'élevait sur les hautes montagnes; cela tient à ce que la couche d'air diminue d'épaisseur; aussi nous presse-t-elle moins fortement que lorsque nous sommes au bord de la mer, et cela est si vrai, que le mercure descend dans le baromètre à mesure que l'on s'élève: et comme cet abaissement est uniforme et graduel, les savants, à qui l'expérience a appris de combien de lignes le baromètre baissait par cent toises, ont profité de cet effet constant pour

mesurer la hauteur de nos montagnes avec cet instrument. L'un de ces messieurs me disait encore l'an passé que la première expérience de ce genre avait été faite sur notre ***Puy-de-Dôme*** par le fameux Pascal, dont il ne parlait qu'avec respect, et qui était notre compatriote.

67. Der Wind.*

Souvent vous entendez pendant l'hiver, lorsque vous êtes dans une chambre bien fermée et devant un bon feu, un bourdonnement assez fort et continu, qui semble venir de la porte d'entrée. Ce bourdonnement est le bruit que fait l'air en passant avec violence par les fentes de la porte. C'est le même phénomène qui arrive lorsque vous soufflez fortement dans une clef forée ou dans une flûte. Vous n'avez pas oublié la lecture dans laquelle nous avons appris que le son n'est que le dérangement, le mouvement de l'air, et qu'il parcourt 337 mètres par seconde.

Mais pourquoi l'air extérieur entre-t-il avec violence dans la chambre? S'il n'y avait pas de feu, ce phénomène n'aurait pas lieu. Le feu échauffe l'air contenu dans la cheminée ou dans le tuyau du poêle, cet air échauffé devient plus léger et monte avec rapidité, et à l'instant l'air de la chambre se précipite dans la cheminée pour prendre la place de celui qui est monté. Il s'établit un courant très-vif de la chambre au tuyau de la cheminée ou du poêle. Ce courant active le feu; mais, à son tour, l'air extérieur passe avec violence par toutes les ouvertures de la porte et des croisées, pour venir remplacer celui qui entre dans la cheminée. Le courant d'air de la chambre à la cheminée ne fait pas de bruit; parce que l'ouverture est large; il en fait, et beaucoup, par la petite porte du poêle, car le ronflement que vous connaissez tous n'a pas d'autre cause. Le courant de l'extérieur à l'intérieur produit aussi un sifflement, parce que les fentes de la porte sont étroites: ouvrez la porte, le bruit cesse à l'instant.

C'est le soleil qui échauffe la terre; mais il n'en échauffe pas également toutes les parties: les unes reçoivent ses rayons quand les autres sont dans la nuit. Il est des lieux sur le globe terrestre qui reçoivent les rayons du soleil d'aplomb, et qui, par conséquent, s'échauffent davantage. Entre les deux tropiques, dans la zone torride, le soleil est plus longtemps sur l'horizon, et ses rayons arrivent plus verticalement que dans les régions rapprochées des pôles, où l'on ne reçoit les rayons du soleil qu'obliquement. La terre où nous sommes s'échauffe moins que dans les contrées plus voisines de l'équateur. L'air s'échauffe moins aussi. Il arrive alors un phénomène semblable à celui dont nous venons de parler,

* Nr. 67 und 68 von Th. Lebrun.

et que produit le feu du poêle ou de la cheminée. L'air des parties du globe qui sont plus échauffées s'élève, et l'air des parties plus froides accourt pour le remplacer: ce mouvement dans l'atmosphère est une des principales causes du vent. On ne connaît pas toutes les circonstances diverses qui peuvent concourir à ces mouvements si variables de l'air; il est difficile de les apprécier, parce que le vent dont on observe les effets ne prend pas naissance au lieu où l'on est. Cependant il est certain que toutes ces circonstances ont pour cause essentielle la chaleur du soleil, qui agit d'une manière inégale sur deux masses d'air.

Parmi les vents il y en a quelques-uns qui sont réguliers: ce sont les vents appelés *alizés*. L'explication de ces vents réguliers est possible.

68. Der Regen.

Si, dans une chambre bien close, on place sur un réchaud un vase rempli d'eau, on voit bientôt une vapeur grisâtre s'élever de la surface de l'eau. Lorsque l'eau bout, cette vapeur s'élève plus épaisse. Bientôt la chambre en est pleine, et si l'on continue à entretenir le feu, toute l'eau contenue dans le vase se convertit en vapeur.

Cette vapeur, cependant, touche aux murs, aux pierres, au fer des serrures, aux vitres des croisées, et ces corps la refroidissent. Ce refroidissement doit produire un effet contraire à celui que la chaleur avait causé. La chaleur avait changé l'eau en vapeur, le froid change la vapeur en eau. On le voit principalement sur les vitres; elles s'obscurcissent d'abord, puis de petites gouttelettes se forment, puis, enfin, ces gouttelettes se réunissent, et coulent en petits ruisseaux le long des vitres. Si l'on pouvait recueillir toute l'eau qui provient de cette vapeur, on en trouverait une quantité égale à celle qu'on avait mise sur le feu.

Vous avez là une image en petit de ce qui se passe dans l'atmosphère et sur la terre. L'eau sur le feu, c'est l'océan chauffé par le soleil; la vapeur, voilà les nuages; cette eau qui coule sur les vitres des croisées, voilà les ruisseaux, les rivières et les fleuves.

Il faut que vous sachiez qu'à mesure qu'on s'élève dans les airs, la température devient de plus en plus froide. Vous apprendrez, en étudiant la géographie, que le sommet des plus hautes montagnes est couvert de glaces et de neiges éternelles. Ainsi le Mont Blanc, qui est la montagne la plus élevée de l'Europe, car elle a 4810 mètres au-dessus du niveau de la mer, a son sommet tout blanc de neige, même en été: c'est ce qui l'a fait nommer le Mont Blanc. Au pied de cette montagne, la chaleur est suffocante; mais, à mesure qu'on monte, la chaleur diminue, et l'on arrive

dans une région où les arbres ne peuvent plus pousser, où la nature est morte, où des mers de glace, des masses énormes de neige sont accumulés depuis des siècles.

La chaleur du soleil réduit en vapeur les eaux de la mer. Cette vapeur s'élève dans l'air et arrive bientôt à une hauteur où il fait froid: là, elles éprouvent un premier refroidissement; elles s'accumulent, et nous présentent ces grosses et belles masses qui prennent tant de formes diverses, et que nous nommons des nuages.

Bientôt ces nuages, balancés dans les airs par le vent, se refroidissent tout à fait, se changent en eau et tombent en pluie. Ceux de ces nuages qui sont portés sur le sommet des hautes montagnes s'y déposent en neige, et forment des glaciers. Ces neiges éternelles et ces pluies donnent naissance aux sources, et alimentent les ruisseaux, les rivières et les fleuves, qui reportent à la mer les eaux qui en sont sorties. Elles y sont de nouveau réduites en vapeur pour recommencer le même voyage, sans qu'il puisse y avoir de fin à cet admirable phénomène, tant que le soleil et la terre existeront tels qu'ils sont.

Vous entendrez souvent dire qu'il pleuvra lorsque le vent souffle de l'ouest ou du sud, et que le temps sera beau quand c'est le vent du nord ou de l'est: vous en comprendrez facilement la raison. Il faut, d'abord, que vous sachiez ce qu'on entend par ces quatre mots: ***est***, ***ouest***, ***nord***, ***sud***. Vous savez que le soleil se lève d'un côté du ciel, et qu'il se couche de l'autre côté. On nomme ***levant***, ***est*** ou ***orient***, le côté de son lever; et ***couchant***, ***ouest*** ou ***occident***, le côté de son coucher. Si vous avez le levant à votre droite, la direction qui est en face de vous s'appelle ***nord*** ou ***septentrion***; celle qui est derrière vous, ***sud*** ou ***midi***. Enfin ces quatre points sont nommés les quatre points cardinaux. Eh bien, du côté du couchant et du côté du sud, la France est baignée par des mers; il faut bien que les vents qui soufflent de ces deux côtés amènent des nuages et de la pluie, puisque les nuages sont élevés en vapeurs principalement de la surface des mers. Au levant et au nord, ce sont des terres qui bornent la France; les vents qui soufflent de ces côtés sont des vents secs, qui ne peuvent pas nous amener de nuages.

Regardez la carte de la mappemonde, vous verrez cela; vous verrez encore que si, pour la France, le vent d'ouest est un vent de pluie, et le vent d'est un vent sec, pour la Chine, c'est le contraire: le vent d'est y amène la pluie, et le vent d'ouest le beau temps.

Ainsi, mes amis, lorsque vous verrez le coq du clocher regarder le soleil levant, ou le nord, vous pourrez hardiment faire les petits prophètes, et décider qu'il fera beau; lorsque vous le verrez faire face au couchant ou au sud, annoncez qu'il va pleuvoir: vous vous tromperez rarement.

III.

Aus der concreten Naturwissenschaft.

A.

Der Himmel.

69. Die Sonne.*

Le soleil est un astre brillant de son propre éclat. Sa forme est sphérique et son diamètre vaut environ 110 fois celui de la terre; on en déduit que son volume doit être environ 1,330,000 fois plus grand que celui de notre globe.

Nous nous trouvons éloignés du soleil de plus de 34,000,000 de lieues, ou de plus de 24,000 rayons de la terre. Un homme qui pourrait parcourir cent lieues par jour, emploierait environ 15 jours à aller jusqu'au centre de la terre, et un mois à aller et venir. Ce même homme emploierait 24,000 demi-mois à aller jusqu'au soleil ou bien environ 1,000 ans.

On calcule que la lumière emploie près de 8 minutes ou un demi quart d'heure à arriver du soleil jusqu'à nous. Ainsi le soleil n'a pu être visible que 8 minutes après sa création.

Le soleil, indépendamment du mouvement commun, a un mouvement propre apparent dans le ciel, par lequel il décrit environ un degré par jour. Ainsi, quand le soleil arrive à son point culminant, en même temps qu'une étoile, le lendemain, lorsque l'étoile revient à son point culminant, le soleil ne s'y trouve pas encore et n'y arrive que 4 minutes après. Le soleil paraît s'être porté vers l'orient.

L'intervalle de deux passages successifs d'une même étoile au méridien, se nomme jour ***sidéral;*** et l'intervalle de deux passages successifs du soleil, se nomme jour ***vrai*** ou jour ***solaire.*** Le jour solaire est plus grand que le jour sidéral de 4 minutes environ.

Le soleil est alternativement des deux côtés de l'équateur. Au commencement du printemps, on le voit dans l'équateur même; et il éclaire alors également nos deux hémisphères. Il est visible, pendant 12 heures, au-dessus de l'horizon; et il est invisible pendant le même espace de temps: les jours sont alors égaux aux nuits; c'est pourquoi cette époque se nomme l'***équinoxe de printemps.*** Le point

* Nr. 69 und 70 von Quetelet.

de l'équateur où se trouve alors le soleil, se nomme aussi point *équinoxial*.

Les jours suivants, le soleil paraît s'éloigner de l'équateur pour se rapprocher de notre pôle, et ce mouvement dure pendant trois mois qui constituent le printemps. L'astre semble s'arrêter pendant un instant, quand il est à $23^{0}\,{}^{1}/_{2}$ de l'équateur; ce point se nomme, pour ce motif, le *solstice*. Là commence l'*été*.

Pendant les trois mois que le soleil a employés à se rapprocher de notre pôle, son point culminant se rapprochait chaque jour de plus en plus de notre zénith; et, chaque jour, l'astre était plus longtemps visible sur l'horizon: ainsi les jours étaient plus longs et les chaleurs étaient plus grandes, parce que les rayons solaires nous arrivaient pendant plus de temps et dans des directions moins obliques.

Pendant les trois mois qui suivent le solstice et qui forment l'*été,* le soleil se rapproche de plus en plus de l'équateur, et les jours ainsi que les chaleurs diminuent. L'astre arrive enfin à l'équateur et passe de l'autre côté de cette ligne, en laissant derrière lui l'*équinoxe d'automne*. Pendant trois mois, les jours et les chaleurs continuent à diminuer, jusqu'à ce que le soleil soit dans l'autre hémisphère à $23^{0}\,{}^{1}/_{2}$ de l'équateur, au *solstice d'hiver*. Là, le soleil commence à se rapprocher de l'équateur; ce dernier mouvement dure pendant tout l'hiver, c'est-à-dire pendant près de trois mois.

Les deux solstices et les deux équinoxes partagent donc, en quatre parties à peu près égales, l'écliptique ou la ligne que le soleil semble parcourir annuellement dans le ciel. Les temps employés à parcourir chacune de ces parties forment les *saisons*.

70. Der Mond.

La lune est un corps opaque qui emprunte sa lumière au soleil et qui sert de satellite à la terre. Au moyen du télescope on remarque des montagnes à sa surface.

On ne pense pas que la lune ait une atmosphère, de sorte que si nous étions placés à la surface de ce globe, nous ne pourrions continuer à vivre.

On reconnaît encore, au moyen du télescope, que la lune tourne toujours la même face vers nous; aussi nous n'avons jamais aperçu les montagnes qui peuvent se trouver sur l'hémisphère opposé.

Le rayon de la lune vaut environ le quart de celui de la terre; sa valeur est de 391 lieues. On trouve aussi par le calcul que le volume de la lune n'est que la 49^{e} partie du volume de notre globe.

La lune est 400 fois plus rapprochée de nous que le soleil; mais comme son diamètre est 400 fois moindre que celui de ce dernier astre, il nous paraît tout aussi grand.

La distance de la lune est de 85,000 lieues ou de 60 rayons terrestres. Un homme qui pourrait faire à pied 100 lieues par jour et qui emploierait conséquemment un demi-mois pour aller jusqu'au centre de notre globe, devrait employer 30 mois ou deux ans et demi pour aller jusqu'à la lune, si l'on pouvait s'y transporter effectivement, et 1000 ans, comme nous l'avons dit, pour aller jusqu'au soleil. Si nous supposons, ce qui est plus raisonnable, que cet homme marche dix fois moins vite et ne fait ainsi que 10 lieues par jour, il devra employer 25 ans pour aller jusqu'à la lune; et alors il n'aura pas eu le temps de se reposer un seul jour.

La lune, dans l'espace de 27 jours environ, tourne une fois autour de la terre, comme la terre elle-même tourne autour du soleil dans l'espace d'un an. Il faut donc se représenter le soleil comme étant fixe au milieu de l'espace, et la terre comme tournant autour de ce grand astre en emportant avec elle la lune, qui est un corps très-secondaire.

Si l'on suppose qu'une étoile, le soleil et la lune se présentent en même temps au méridien; le lendemain, lorsque l'étoile reparaîtra dans le même plan, déjà le soleil et la lune se seront portés vers l'orient; le soleil aura décrit un arc de près d'un degré, et la lune un arc dont la valeur moyenne est de 13^0 environ; le surlendemain, ces distances se trouveront doublées, et ainsi de suite. Il arrivera de là que la lune, après avoir fait une révolution entière dans le ciel, reviendra au même méridien où se trouve l'étoile, après 27 jours et un tiers. Cette révolution par rapport à l'étoile, se nomme *sidérale;* mais alors le soleil aura déjà décrit vers l'orient un arc de près de 27^0. La lune, pour rejoindre cet astre, devra donc employer à peu près deux jours de plus, et elle reviendra en *conjonction* avec lui après 29 jours et demi. Cette dernière période constitue un *mois lunaire* ou une *révolution synodique.* Le mot *synodique* vient d'un mot grec qui signifie *marcher ensemble,* parce qu'on considère alors la lune et le soleil comme marchant ensemble.

Pendant que la lune tourne autour de la terre, l'un de ses hémisphères se trouve toujours illuminé par le soleil et l'autre hémisphère se trouve toujours dans l'ombre.

Quelquefois nous voyons tout à fait la partie éclairée, et nous disons alors que la lune est *pleine;* il faut, pour cela, que la terre se trouve placée entre la lune et le soleil qui l'éclaire.

Quand c'est la lune qui vient se mettre entre le soleil et nous, elle nous présente son hémisphère qui est dans l'ombre, et devient conséquemment invisible. On dit alors que la lune est *nouvelle.*

La plupart du temps, l'on n'aperçoit qu'une portion plus

ou moins grande de l'hémisphère éclairé de la lune; c'est ce que l'on nomme les *phases.* La portion éclairée se présente comme un demi-cercle lumineux aux deux *quadratures,* c'est-à-dire quand la lune nous paraît être à un quart de circonférence du soleil vers la droite ou vers la gauche; elle se présente comme un *croissant,* quand on la voit à peu de distance du soleil.

B.

Die Erde.

71. Die Himmelsgegenden.*

En rase campagne, notre vue est bornée par un grand cercle où le ciel et la terre paraissent se confondre, et qu'on appelle *horizon.*

Le point de l'horizon où le soleil paraît se lever est le *Levant* ou l'*Orient*; le point opposé, où il paraît se coucher, est le *Couchant* ou l'*Occident.* On dit aussi l'*Est* pour l'*Orient,* et l'*Ouest* pour l'*Occident.*

Le point où, vers midi, il paraît au-dessus de notre tête, est le *Midi* ou *Sud;* et le point opposé est le *Nord* ou *Septentrion.*

Ce sont ces quatre points qu'on appelle *points cardinaux.*

Sur les cartes géographiques, le *Nord* est en haut, le *Sud* en bas, l'*Est* à droite et l'*Ouest* à gauche.

Les points cardinaux servent à désigner la situation relative des lieux; ainsi l'on dit: relativement à Paris, *Sceaux* est au *Sud; Vincennes,* à l'*Est; Saint-Cloud,* à l'*Ouest*; et *Saint-Denis*, au *Nord.*

On les appelle *cardinaux,* c'est-à-dire principaux, parce que, pour plus de précision, on en a admis quatre autres *intermédiaires*, qui sont le *Nord-Est* (entre le Nord et l'Est), le *Nord-Ouest*, le *Sud-Est* et le *Sud-Ouest.* Ainsi l'on dit: relativement à Paris, *Charenton* est au *Sud-Est*, *Saint-Cloud,* au *Sud-Ouest*; *Pantin,* au *Nord-Est*; et *Nanterre,* au *Nord-Ouest.*

Par abréviation, on écrit N. pour *Nord*, S. pour *Sud,* E. pour *Est,* et O. pour *Ouest.*

72. Das Land.

Le globe que nous habitons est composé de terre et d'eau, dont les parties prennent différents noms suivant certaines circonstances.

Une grande élévation de terre forme une *montagne.* Quand

* Nr. 71—73 von A. Boniface.

elle est isolée, c'est un *mont;* si elle s'élève en cône ou en pointe, c'est un *pic* ou un *puy.*

Une longue suite de montagnes contiguës est une *chaîne,* dont les *versants* ou pentes projettent généralement des *chaînes secondaires,* des *branches,* des *rameaux.*

Une montagne en pente douce prend le nom de *colline,* ou celui de *coteau* si elle est moins grande.

L'espace compris entre deux montagnes ou deux collines est une *vallée* ou un *vallon,* selon qu'il est plus ou moins étendu; s'il est encore plus resserré, on l'appelle *gorge, pas* ou *défilé.*

Certaines montagnes vomissent des matières embrasées, ce sont des *volcans;* d'autres, ayant toujours leur sommet couvert de neiges, présentent sur leurs flancs de grands amas de glaces, qu'on appelle *glaciers.*

Une plaine beaucoup plus élevée que les terres qui l'avoisinent, est un *plateau:* il y en a de très-étendus.

Un espace considèrable renfermant plusieurs pays est un *continent.*

Un espace de terre moins étendu qu'un continent, et qui souvent même est très-petit, s'appelle *île,* lorsqu'il est tout entouré d'eau. Si l'eau ne l'entoure pas entièrement, c'est une *presqu'île*, qui alors est jointe à un continent ou à une île par une langue de terre, appelée *isthme.*

Un groupe nombreux d'îles est un *archipel.*

Une partie de terre élevée qui s'avance en pointe dans la mer est un *cap.*

Les extrémités des terres que baigne la mer, sont des *côtes* ou *rivages.*

73. Das Wasser.

Les continents sont entourés d'une immense étendue d'eau salée qu'on appelle *mer* ou *Océan.*

Une partie de l'Océan qui pénètre dans l'intérieur des terres prend, selon son étendue, les noms de *mer intérieure* ou *méditerranée,* de *golfe,* de *baie.*

Un enfoncement moins considérable s'appelle *crique, anse, rade*, *havre* ou *port.*

Une partie de mer resserrée entre deux côtes opposées forme un *détroit*, auquel on donne aussi le nom de *canal.*

Les eaux qui sillonnent la partie terrestre du Globe, découlent de lieux élevés par des *sources* ou *fontaines:* ce sont d'abord des *ruisseaux,* qui, grossis par d'autres, forment *des rivières;* celles-ci se réunissent presque toujours en un seul courant, qu'on appelle *fleuve,* et qui débouche dans la mer.

Les courants d'eau qui se jettent dans un autre en sont les *affluents.*

L'endroit où un courant d'eau termine son cours en est

l'embouchure, et le point où il opère sa jonction avec un autre s'appelle *confluent*.

Le *haut* d'une rivière est vers sa source; le *bas*, vers l'embouchure. Son *lit* est le terrain compris entre ses *rives* ou *bords*.

La *rive droite* d'une rivière est à la droite de celui qui en suit le cours. L'ensemble des pentes d'où découlent les ruisseaux et les rivières pour se jeter dans un fleuve, s'appelle le *bassin* de ce fleuve ou sa *région hydrographique*. Celui d'une rivière ou d'un petit fleuve est un *bassin secondaire*.

On donne aussi le nom de *bassin* à l'espace où se trouve renfermée une grande étendue de mer.

Certaines sources, passant à travers des substances minérales, telles que du fer, du soufre, etc., acquièrent des qualités propres à guérir certaines maladies; ce sont des *eaux minérales*. Si elles sont chaudes, on les dit *thermales*.

Un grand amas d'eau qui, au milieu des terres, n'a d'autre issue que par une rivière ou par quelques canaux souterrains, prend le nom de *lac*.

Des amas moins considérables sont des *lagunes*, des *étangs*, des *marais*.

74. Flüsse und Ströme.*

Un *ruisseau* est un cours d'eau peu abondant, rapide, non navigable, dont on ne profite que pour l'irrigation ou pour mettre en mouvement des rouages.

Un *torrent* est un ruisseau qui se précipite sur des pentes raides ou bondit en cascades. Les ruisseaux et les torrents peuvent causer de grands ravages dans les crues subites auxquelles ils sont sujets.

La réunion de plusieurs ruisseaux forme une *rivière*. On en distingue de trois sortes:

1. Celles qui se jettent dans les fleuves, dont elles sont les *affluents*; le point de jonction s'appelle *confluent*.

2. Les *rivières de steppes*, qui traversent des déserts ou des steppes et s'y perdent dans les sables, dans des marais ou dans des lacs.

3. Les *rivières de côtes*, qui descendent de montagnes peu éloignées de la côte où elles ont leur embouchure.

Les affluents des fleuves sont les seules rivières susceptibles d'une navigation importante, surtout ceux quia rrosent des plaines et qui aboutissent à la partie inférieure des fleuves.

F l e u v e s. Un fleuve se compose de la réunion de plusieurs rivières; celles qu'il reçoit les premières sont ses *sources*; celles du cours moyen et du cours inférieur sont ses *affluents*.

* Nr. 74 und 75 von Ulysse Guinand.

Les fleuves se rendent à la mer, excepté ceux d'Asie et d'Europe qui se perdent dans le lac Aral ou dans le lac Caspien.

Les fleuves ont pour effet de mettre l'intérieur d'un continent en communication avec les côtes, et, par la mer, avec l'extérieur. Cet effet est d'autant plus réalisé que les fleuves sont plus navigables, et que leurs affluents le sont aussi. Les fleuves sont ainsi de grands canaux, et leurs vallées des routes naturelles que suivent les échanges du commerce d'importation et surtout d'exportation. Les plaines qu'ils arrosent deviennent par là, de très-bonne heure, le séjour de peuples agriculteurs ou commerçants, et les contrées les plus peuplées et les plus civilisées de chaque continent.

Le cours des fleuves se compose ordinairement de trois parties: le ***cours supérieur***, le ***cours moyen*** et le ***cours inférieur***.

Le ***cours supérieur*** a lieu dans les montagnes ou sur un plateau. Dans le premier cas, ce cours est rapide et coupé par des cataractes; dans le second, le fleuve devient quelquefois navigable sur le plateau; mais il forme, en le quittant, des cataractes ou des rapides qui interrompent la navigation.

Dans leur ***cours moyen***, les fleuves traversent des montagnes, ou descendent dans des vallées et dans des plaines où ils se ramifient et forment des îles. Le cours moyen est ordinairement navigable. Il se termine aux montagnes ou aux collines que le fleuve traverse pour entrer dans sa dernière plaine basse, en faisant des rapides ou en franchissant des écueils qui interrompent la navigation et au-delà desquels commence le cours inférieur.

Le ***cours inférieur*** étant toujours dans une plaine basse est le plus navigable. La pente est moins forte; le fleuve se ralentit, serpente, forme des marécages, se divise; ses dernières ramifications se rendent à la mer par autant de bouches différentes, dont il y a un grand nombre de navigables. Le pays compris entre les bouches du fleuve est un ***delta***; c'est ordinairement une plaine marécageuse, malsaine, mais fertile, qui doit en partie son existence aux alluvions.

Le caractère des fleuves tient aux pays qu'ils traversent. Les ***fleuves de plateau*** sont ceux dont le cours presque entier est sur un plateau, dont ils ne descendent qu'au moment de se jeter à la mer. Les ***fleuves de plaines basses*** ont leur source dans les montagnes et tout leur cours dans des plaines; quelquefois leurs sources elles-mêmes sortent des forêts ou des marais de la plaine. D'autres fleuves ont un cours de plateau, un cours de montagnes et un cours de plaine basse. Les fleuves de plateau ne sont navigables qu'à leur embouchure. Ceux de plaine basse peuvent quelquefois être remontés jusque vers leur source.

Bassin hydrographique. On donne ce nom au territoire dont toutes les eaux se rendent dans un même fleuve. La limite entre deux bassins hydrographiques, c'est-à-dire, la ligne qui sépare les eaux qui se rendent dans un fleuve de celles qui se versent dans le fleuve voisin, est une *ligne de faîte.* Cette ligne de faîte est souvent marquée par des montagnes. Dans les plaines, les moindres accidents du sol suffisent pour la déterminer; il est même des rivières dont les eaux se jettent dans deux fleuves opposés et dans ce cas toute ligne de faîte a disparu. Le *Cassiquiare,* par exemple, verse ses eaux dans l'Orénoque et dans le Rio Negro, qui se rend lui-même dans le Maragnon. Les rivières et les lacs des plaines boréales envoient souvent leurs eaux de plusieurs côtés à la fois.

75. Die wichtigsten Seewege.

Si les communications par mer entre les différents continents sont devenues fréquentes et rapides, cela tient aux perfectionnements qu'a subis l'art nautique, et à une connaissance précise des vents et des courants ainsi que de leur force et de leur durée. Il n'y a d'ailleurs, sur toute l'étendue de l'océan, si l'on en excepte les mers polaires, que des difficultés du même genre. Celles d'un voyage par terre sont bien plus variées. L'absence de routes faciles, les montagnes, les difficultés souvent insurmontables qu'il faut braver pour traverser ou des déserts qui n'offrent aucune ressource, ou des peuplades féroces, ou les états de despotes jaloux et avides, voilà tout autant de circonstances qui ont arrêté plus d'une fois les entreprises les mieux conçues et fait périr un grand nombre de voyageurs. L'océan se laisse sillonner en tous sens; et, si quelques mers sont infestées de pirates, la plupart des autres offre une entière sécurité à cet égard. Par un bon vent, et dans des circonstances favorables, un vaisseau fait jusqu'à quatre vingts ou cent lieues par jour. A tout prendre, on passe beaucoup plus promptement en Inde, par exemple, par la route maritime, et cela coûte infiniment moins de dépenses et de dangers que cela n'aurait lieu par la route des caravanes.

Nous nous bornerons ici à indiquer les principales routes maritimes et le temps employé à les parcourir.

Routes de l'océan Atlantique.

1. *D'Europe à New-York* (Etats-Unis de l'Amérique du Nord), il est rare que les vents permettent de faire une traversée directe. Il faut d'abord cingler au SO. afin de prendre le vent alizé, à l'aide duquel on passe à l'O. comme si l'on voulait se rendre aux Antilles. On tourne ensuite au N. sous

le méridien de la ville où l'on se propose d'arriver. Malgré le grand détour que l'on fait par cette voie, il faut moins de temps que pour la traversée directe quand les vents ne sont pas favorables. On met cinq ou six semaines du Havre à New-York.

2. ***De New-York en Europe,*** la traversée se fait directement en suivant le bord septentrional du courant du Golfe; elle est de trois semaines.

3. ***D'Europe au golfe du Mexique ou à la mer des Caraïbes,*** la traversée se fait directement.

4. ***Dans la mer des Antilles,*** il est presque impossible de naviguer de l'O. à l'E. On y marche au contraire très-rapidement, de l'E. à l'O.

5. ***D'Europe à Rio-Janeiro*** (Brésil), on passe d'abord aux Canaries, d'où, à l'aide du vent alizé et des courants, on cingle sans interruption au S. ou au SO.

6. ***D'Europe au cap de Bonne-Espérance,*** on va d'abord aux Canaries et aux îles du Cap-Verd. Là, deux routes se présentent. La route occidentale consiste à se rendre d'abord à Rio-Janeiro, d'où l'on traverse l'océan Atlantique de l'O. à l'E. jusqu'au Cap. La route orientale, moins fréquentée que la précédente, consiste à passer des îles du Cap-Verd au golfe de Biafra, en profitant des courants. De là, on se rend au Cap en passant par Ste.-Hélène. La traversée du Havre au Cap dure deux mois.

7. ***Du Cap en Europe,*** on se dirige sur Ste.-Hélène, d'où l'on passe au NO. et au N. jusqu'aux Açores; de là au NE. vers le canal de la Manche.

Routes de l'océan Indien.

1. ***Du cap de Bonne-Espérance en Inde,*** on peut tenir, suivant les moussons, des routes très-différentes; l'une suit le canal de Mozambique; une seconde passe à l'E. de Madagascar; ces deux routes sont celles que l'on préfère pour se rendre à la côte de Malabar.

Pour arriver à la côte de Coromandel, on fait voile à l'E. jusqu'à 90^0 ou 100^0 de long. E. De là on se dirige au NE. et au N. avec le secours du vent alizé SE. et de la mousson. Quand celle-ci souffle du NE., ce qui contrarie beaucoup, il faut faire un grand détour à l'E. pour éviter de lutter directement contre elle.

La traversée d'Angleterre en Inde dure trois mois pour aller à Bombay, et quatre mois pour aller à Calcutta.

2. ***Du Cap en Chine,*** on va premièrement à l'E. jusqu'à 100^0 ou 110^0 de long. E.; on cingle ensuite au NE. jusqu'au-delà des Moluques et l'on tourne de là au NO. Quand la mousson souffle du NE., on fait le tour de l'Australie d'où les vents alizés ramènent en Chine. La traversée d'Angleterre en Chine dure quatre mois.

3. *De la Chine au Cap,* on traverse la mer de la Chine et le détroit de la Sonde, d'où l'on passe au SO. jusqu'au Cap.

Routes du Grand-Océan.

Les vaisseaux d'Europe qui veulent passer dans le Grand-Océan prennent rarement leur route par le détroit de Magellan, ils doublent préférablement le cap Horn, quoique, par cette voie, ils aient à lutter contre les vents et les courants qui rendent ce passage assez dangereux.

1. *Du cap Horn au Pérou ou au Mexique,* on suit presque constamment la côte du continent Américain et le courant Péruvien.

2. *Du Pérou au cap Horn,* on fait voile au SO., à l'aide du vent alizé, puis au SE., et l'on double le cap Horn en suivant le courant.

3. *Du cap Horn à la côte* NO. *de l'Amérique du Nord,* on passe aux îles Sandwich, en profitant du vent alizé et du courant Equatorial. On continue de là au NO., et l'on tourne au NE. lorsqu'on est tout à fait sorti de la région du vent alizé.

4. *Du cap Horn, du Chili ou du Pérou en Chine.* Quel que soit celui de ces trois points d'où l'on soit parti, on se rend premièrement aux îles Sandwich, afin d'y prendre de l'eau et des provisions fraîches. On marche ensuite à l'O. par l'impulsion du vent alizé NE., qui souffle dans le Grand-Océan avec beaucoup de régularité. Cette longue traversée est une des plus agréables et des plus faciles.

D'autres navigateurs suivent la région du vent alizé SE.; cette route, quoique plus courte, n'est pas aussi sûre, et l'on n'y marche pas aussi rapidement que par celle des îles Sandwich, parce que le vent alizé du SE. n'est pas très-régulier et que, dans les archipels du Grand-Océan, il fait place à des calmes ou à des ouragans souvent funestes.

5. *Du Mexique aux Philippines*, on vogue directement de l'E. à l'O. Les galions ou vaisseaux qui apportaient en Espagne l'or et l'argent de l'Amérique, partaient d'Acapulco et cinglaient constamment à l'O. jusqu'à Luçon.

6. *De la Chine en Amérique,* on va premièrement au NE. du Japon, afin de sortir de la région du vent alizé; ensuite, à l'aide des vents variables de la zone tempérée, on passe à l'E. vers la Californie d'où l'on se dirige vers le port de la côte occidentale de l'Amérique que l'on se propose de visiter.

76. Die Vulcane.*

Les montagnes ardentes, qu'on appelle *volcans,* renferment dans leur sein le soufre, le bitume et les matières qui

* Buffon.

servent d'aliment à un feu souterrain, dont l'effet, plus violent que celui de la poudre et du tonnerre, a de tout temps étonné, effrayé les hommes et désolé la terre. Un volcan est un canon d'un volume immense, dont l'ouverture a souvent plus d'une demi-lieue: cette large bouche à feu vomit des torrents de fumée et de flammes, de fleuves de bitume, de soufre et de métal fondu, des nuées de cendres et de pierres; et quelquefois elle lance à plusieurs lieues de distance des masses des rochers énormes, et que toutes les forces humaines réunies ne pourraient pas mettre en mouvement. L'embrasement est si terrible, et la quantité des matières ardentes, fondues, calcinées, vitrifiées que la montagne rejette, est si abondante, qu'elles enterrent les villes, les forêts, couvrent les campagnes de cent et de deux cents pieds d'épaisseur, et forment quelquefois des collines et des montagnes qui ne sont que des monceaux de ces matières entassées. L'action de ce feu est si grande, la force de l'explosion est si violente, qu'elle produit par sa réaction des secousses assez fortes pour ébranler et faire trembler la terre, agiter la mer, renverser les montagnes, détruire les villes et les édifices les plus solides, à des distances même très-considérables.

77. Das todte Meer.*

Quand on parle d'une vallée, on se représente une vallée cultivée ou inculte: cultivée, elle est couverte de moissons, de vignes, de villages, de troupeaux; inculte, elle offre des herbages ou des forêts; si elle est arrosée par un fleuve, ce fleuve a des replis; les collines qui forment cette vallée ont elles-mêmes des sinuosités dont les perspectives attirent agréablement les regards.

Ici, rien de tout cela: qu'on se figure deux longues chaînes de montagnes, courant parallèlement du septentrion au midi, sans détours, sans sinuosités. La chaîne du levant, appelée montagne d'Arabie, est la plus élevée; vue à la distance de huit à dix lieues, on dirait un grand mur perpendiculaire, tout à fait semblable au Jura par sa forme et par sa couleur azurée: on ne distingue pas un sommet, pas la moindre cime; seulement on aperçoit çà et là de légères inflexions, comme si la main du peintre qui a tracé cette ligne horizontale sur le ciel, eût tremblé dans quelques endroits.

La chaîne du couchant appartient aux montagnes de Judée. Moins élevée et plus inégale que la chaîne de l'est, elle en diffère encore par sa nature: elle présente de grands monceaux de craie et de sable qui imitent la forme de faisceaux d'armes, de drapeaux ployés, ou de tentes d'un camp assis au bord d'une plaine. Du côté de l'Arabie, ce sont au contraire de noirs rochers à pic qui répandent au loin

* Chateaubriand.

leur ombre sur les eaux de la Mer Morte. Le plus petit oiseau du ciel ne trouverait pas dans ces rochers un brin d'herbe pour se nourrir; tout y annonce la patrie d'un peuple réprouvé; tout semble y respirer l'horreur.

La vallée comprise entre ces deux chaînes de montagnes offre un sol semblable au fond d'une mer depuis longtemps retirée: des plages de sel, une vase desséchée, des sables mouvants et comme sillonnés par les flots. Ça et là des arbustes chétifs croissent péniblement sur cette terre privée de vie; leurs feuilles sont couvertes du sel qui les a nourries, et leur écorce a le goût et l'odeur de la fumée. Au lieu de villages on aperçoit les ruines de quelques tours. Au milieu de la vallée passe un fleuve décoloré; il sé traîne à regret vers le lac empesté qui l'engloutit. On ne distingue son cours au milieu de l'arène que par les saules et les roseaux qui le bordent: l'Arabe se cache dans ces roseaux pour attaquer le voyageur et dépouiller le pèlerin.

Tels sont ces lieux fameux par les bénédictions et par les malédictions du ciel: ce fleuve est le Jourdain; ce lac est la Mer Morte; elle paraît brillante, mais les villes coupables qu'elle cache dans son sein semblent avoir empoisonné ses flots. Ses abîmes solitaires ne peuvent nourrir aucun être vivant; jamais vaisseau n'a pressé ses ondes; ses grèves sont sans oiseaux, sans arbres, sans verdure; et son eau, d'une amertume affreuse, est si pesante, que les vents les plus impétueux peuvent à peine la soulever.

Quand on voyage dans la Judée, d'abord un grand ennui saisit le cœur; mais lorsque, passant de solitude en solitude, l'espace s'étend sans bornes devant vous, peu à peu l'ennui se dissipe; on éprouve une terreur secrète, qui, loin d'abaisser l'âme, donne du courage et élève le génie. Des aspects extraordinaires décèlent de toutes parts une terre travaillée par des miracles: le soleil brûlant, l'aigle impétueux, le figuier stérile, toute la poésie, tous les tableaux de l'Ecriture sont là. Chaque nom renferme un mystère: chaque grotte déclare l'avenir; chaque sommet retentit des accents d'un prophète. Dieu même a parlé sur ces bords: les torrents desséchés, les rochers fendus, les tombeaux entr'ouverts attestent le prodige; le désert paraît encore muet de terreur, et l'on dirait qu'il n'a osé rompre le silence depuis qu'il a entendu la voix de l'Eternel.

78. Die Schweiz.*

Tantôt d'immenses rochers pendaient en ruines au-dessus de ma tête; tantôt de hautes et bruyantes cascades m'inondaient de leurs épais brouillards; tantôt un torrent éternel ouvrait à mes côtés un abîme dont les yeux n'osaient sonder

* J. J. Rousseau.

la profondeur. Quelquefois je me perdais dans l'obscurité d'un bois touffu; quelquefois, en sortant d'un gouffre, une agréable prairie réjouissait tout à coup mes regards. Un mélange étonnant de la nature sauvage et de la nature cultivée montrait partout la main des hommes, où l'on eût cru qu'ils n'avaient jamais pénétré. A côté d'une caverne, on trouvait des maisons, on voyait des pampres secs, où l'on n'eût cherché que des ronces, des vignes dans des terres éboulées, d'excellents fruits sur des rochers, et des champs dans des précipices.

Ce n'est pas seulement le travail des hommes qui rendait ces pays étranges si bizarrement contrastés; la nature semblait encore prendre plaisir à s'y mettre en opposition avec elle-même, tant on la trouvait différente en un même lieu sous divers aspects! Au levant, les fleurs du printemps; au midi, les fruits de l'automme; au nord, les glaces de l'hiver. Elle réunissait toutes les saisons dans le même instant, tous les climats dans le même lieu, des terrains contraires sur le même sol, et formait l'accord, inconnu partout ailleurs, des productions des plaines, et de celles des Alpes.

79. Der Mont-Blanc.

De toutes les créations audacieuses et colossales que la nature a prodiguées dans la Suisse, la plus imposante est le Mont-Blanc, dont la cime forme le point culminant de l'Europe, et auprès duquel les autres montagnes ne semblent que des collines. Tous ceux qui ont mesuré ce géant, ne s'accordent point, il est vrai, sur sa taille; mais celui des observateurs qui l'a réduit à la moindre proportion lui donne encore 14,346 pieds de hauteur au-dessus du niveau de la mer; le maximum proposé est de 14,806 pieds. Ce sommet dominateur, qui se fait voir à la ronde d'une distance d'environ soixante huit lieues, s'élève dans la province du Faucigny, sur les frontières de la Suisse et de la Savoie, entre les vallées d'Entrèves et de Chamouny. Cette dernière vallée, longue de cinq lieues, à peine large d'une demi-lieue, et s'ouvrant à 3174 pieds au-dessus du niveau de la mer, était demeurée inconnue jusqu'au milieu du siècle dernier: elle fut découverte à cette époque par les deux voyageurs Pococke et Windham, et depuis elle est devenue le rendez-vous des visiteurs qu'attire la montagne. Une population de 1600 habitants y vit de la curiosité universelle, et aussi de la vente d'un miel délicieux qu'on s'étonne de trouver dans l'empire des glaces et des neiges.

C'est du milieu de champs de glace que le Mont-Blanc prend son essor, pour aller chercher son nom dans la région des nuages. Ces glaces, qu'entretient la fonte des neiges, se divisent en une vingtaine de glaciers dont quelques-uns,

se prolongeant pendant cinq ou six lieues, descendent jusqu'au fond des plus riantes vallées, où ils portent la fraîcheur: les plus renommés sont ceux du Tacul, des Bois, des Nantillons, de la Côte, des Pèlerins, de l'Argentière. La montagne, dont ces glaciers sont les ouvrages avancés et les indices lointains, se présente à l'œil sous des aspects qui varient par les contrastes les plus frappants et les plus pittoresques, selon les faces par lesquelles on l'aborde et on la contemple. Vu du nord, le Mont-Blanc se dresse brusquement en pyramide avec une hardiesse et une magnificence que rien n'égale. Au sud-ouest et au nord-ouest, il s'élève par bonds d'étages en étages, et offre, de sa tête à ses pieds, une succession de sommets arrondis. Le côté du sud, au contraire, est taillé à pic sur une hauteur d'environ 10,000 pieds; l'escarpement y est si rapide et la muraille si nettement tranchée, que la glace et la neige ne trouvent point où s'y attacher, et que la montagne, dépouillée du manteau qui l'enveloppe partout ailleurs, laisse voir à nu ses sombres flancs de granit. Vers l'ouest, le spectacle est tout autre; le rocher s'affaisse mollement par une pente douce; aussi, pendant une étendue de plus de 11,000 pieds entre le sommet et la base, ne présente-t-il qu'un immense tapis de glaces et de neiges, d'une blancheur éblouissante et sans tache. La cime offre de loin la figure d'une moitié de sphère comprimée, et vue de nord-est, elle ressemble assez exactement à une bosse de chameau ou de dromadaire; apparence qui lui a fait donner par le peuple le surnom de bosse de dromadaire. Cette bosse ne forme point une surface plane, mais bien une arête si vive, malgré la neige qui la recouvre, que deux personnes ne sauraient s'y tenir et y marcher de front.

La cime du Mont-Blanc fut longtemps considérée comme inaccessible; plusieurs fois des voyageurs, par curiosité, par esprit d'aventure, ou par amour de la science, avaient tenté de l'escalader; plusieurs fois aussi des guides de Chamouny, par point d'honneur et par rivalité de profession, s'étaient mis en route pour le sommet de la montagne: ni les uns ni les autres, en dépit de leur résolution et de leurs efforts, n'avaient pu réussir. Ils avaient beau attaquer le colosse par tous les points, partout ils avaient été repoussés; les plus hardis et les plus heureux avaient dû s'arrêter bien loin encore du but. La gloire de mettre le pied sur la tête du géant semblait donc un triomphe auquel il fallait renoncer, lorsqu'un guide de Chamouny, Jacques Balmat, le remporta par hasard. Dans le cours d'une expédition dirigée sur la montagne par quelques guides, en 1786, Jacques Balmat s'étant écarté de ses compagnons, avait perdu leurs traces; surpris bientôt après par la nuit et par un orage, il fut obligé de creuser un trou dans la neige pour s'y blottir et y attendre le jour. Le lendemain matin, se trouvant tout

porté à une grande hauteur, il voulut tirer parti de son accident, et chercher des routes nouvelles vers le sommet du mont. Après quelques tâtonnements, son œil exercé découvrit un sentier qui lui semblait devoir conduire jusqu'à la cime. Redescendu à Chamouny, il fit part de sa découverte au docteur Paccard, et ils résolurent tous deux de tenter encore une fois l'aventure. Le Chamounien ne s'était pas trompé; il réussit, et comme les empereurs romains se faisaient un titre du nom des provinces qu'ils avaient conquises, Jacques Balmat reçut de ses rivaux le nom de la montagne qu'il avait escaladée, et ne s'appela plus que le Mont-Blanc. Cet événement, qui produisit une vive sensation dans les vallées de la Suisse et de la Savoie, combla de joie le savant Saussure. Maintes fois il avait essayé de gravir la montagne, et jamais il n'en contemplait la cime sans regrets et sans envie; aussi, dès que l'heureuse nouvelle lui parvint, il arriva à Chamouny pour suivre les traces de Paccard et de Balmat. Le récit de son voyage aérien, que la saison avancée l'obligea de retarder jusqu'à l'année suivante, 1787, est plein d'intérêt.

Accompagné de dix-huit guides chargés de bagage et d'instruments, et commandés par Balmat, M. de Saussure quitta le village de Chamouny, le premier août, et commença aussitôt son ascension. Six heures de marche sur le roc vif et sur le gazon, ne menèrent les voyageurs qu'au sommet de la montagne dite de la Côte, à 779 toises au-dessus de la vallée de Chamouny. Ils s'arrêtèrent à cette hauteur, et passèrent la nuit sous l'abri d'énormes blocs de granit. Le second jour, ils s'engagèrent dans des mers de glaces et dans des plaines de neige, qui faisaient naître sur leur tête et sous chacun de leurs pas les dangers les plus effrayants. „Nous entrâmes," dit M. de Saussure, „sur le glacier, vis-à-vis des blocs de granit; l'entrée en est très-facile, mais bientôt après l'on arriva dans un labyrinthe de rochers de glaces, séparés par de larges crevasses, ici entièrement ouvertes, là comblées en tout ou en partie par des neiges qui souvent forment des espèces d'arches évidées par-dessous, et qui cependant sont quelquefois les seules ressources qu'on ait pour traverser ces crevasses; ailleurs c'est une arête tranchante de glace qui sert de pont pour les traverser. Dans quelques endroits où les crevasses sont absolument vides, on est réduit à descendre jusqu'au fond et à remonter ensuite le mur opposé par des escaliers taillés avec la hache dans la glace vive. Mais nulle part on n'atteint ni ne voit même le roc, le fond est toujours neige ou glace, et il y a des moments où, après être descendu dans ces abîmes entourés de murs de glace presque verticaux, on ne peut pas se figurer par où l'on en sortira. Cependant tant qu'on marche sur la glace vive, quelque étroites que soient les arêtes, quelque rapides que soient les pentes, les

intrépides Chamouniens, dont la tête et le pied sont également fermes, ne paraissent ni effrayés ni inquiets; ils causent, rient, se défient les uns les autres; mais quand on passe sur les minces voûtes de neige suspendues au-dessus des abîmes, on les voit marcher dans le plus profond silence, les trois premiers liés ensemble par des cordes, à cinq ou six pieds de distance l'un de l'autre, les autres se tenant deux à deux par leur bâton les yeux fixés sur leurs pieds, chacun s'efforçant de porter exactement et légèrement le pied dans la trace de celui qui le précède. Aussi, lorsqu'après avoir franchi quelqu'une de ces neiges suspectes, la caravane se retrouvait sur un rocher de glace vive, l'expression de la joie et de la sérénité reparaissait sur toutes les physionomies; le babil et la jactance recommençaient.“ La route à travers les plaines de neiges n'était guère moins périlleuse; quelquefois il fallait marcher sur l'extrême bord de précipices sans fond, tandis que des masses de neige suspendues en équilibre semblaient prêtes à s'écrouler en avalanches et à entraîner tout devant elles. A la fin de cette seconde journée, les voyageurs étaient arrivés à une élévation de 1455 toises au-dessus de la vallée: ils creusèrent un trou profond dans la neige pour y passer la nuit, craignant sans cesse qu'une avalanche ne les vînt engloutir, ou que le sol s'enfonçant sous leur poids ne les précipitât dans quelque gouffre. Quoique le froid fût assez vif, ils en étaient cependant moins tourmentés que de la rareté de l'air, qui, ayant perdu la moitié de sa densité, ne convenait plus à la respiration; il en résultait des étouffements, des palpitations, des vertiges, une perte complète de forces et une accélération extraordinaire dans les mouvements du sang. M. de Saussure trouva cependant encore le courage de faire des observations, et de jouir des sensations nouvelles que produisait l'aspect de ces neiges sans limites, sans mélange, et l'absence totale de mouvement et de bruit. Ayant franchi plus des trois quarts de la route et surmonté les plus grandes difficultés, la caravane arriva le lendemain à la cime du mont, après avoir employé dix-huit heures de marche pour parcourir une ligne directe de deux lieues. Le plaisir qu'éprouva M de Saussure en atteignant le but si longtemps désiré, fut beaucoup moindre qu'il ne s'y était attendu; il avait dans le cours de son ascension épuisé toutes les émotions, de sorte que son arrivée au point culminant ne lui causa que peu d'impression: c'est avec dépit qu'il se trouva froid et indifférent en touchant le sommet du Mont-Blanc. La descente était beaucoup plus facile à effectuer, et tous les voyageurs revinrent sains et saufs à Chamouny, sans avoir éprouvé d'accidents, la précaution qu'ils avaient prise de se garnir la figure d'un masque de crêpe noir, ayant empêché la réverbération de la neige d'offenser leurs yeux et de gercer leur visage.

80. Hyeres.*

Si les jardins des Hespérides existent en France, c'est assurément dans la Provence, le long du Var, et plus particulièrement dans le territoire qui s'étend, sur moins de quatre lieues carrées, depuis la petite ville assez laide d'Hyères, adossée contre une montagne, jusqu'aux bords de la Méditerranée. C'est, sous le rapport du climat, la contrée du royaume la plus favorisée du ciel. Il n'y règne pas précisément un printemps éternel, car il y pleut de temps en temps, il y neige même quelquefois l'hiver, et des orages violents y éclatent; le mistral, le vent-maître, s'y fait parfois rudement sentir; enfin les matinées et les soirées sont, pendant une partie de l'année, très-fraîches, et des brouillards marins viennent couvrir la plaine. Mais, en revanche, les journées sont belles, et la chaleur est tempérée par les brises: le froid, les orages et le mistral ne font que passer; le beau soleil d'Hyères reparaît bientôt, et chauffe d'une manière bienfaisante cette petite contrée, située sous le 43^0 de latitude nord. Gravissez les hauteurs contre lesquelles la ville est adossée, ou parcourez la plaine même, et vous vous apercevrez promptement, au luxe de la végétation, des effets de cette douce chaleur. Ici ce sont des vignobles, des plantations d'oliviers et de mûriers, des lentisques, des grenadiers, des figuiers, des myrtes et des tamarix; sur les revers des collines fleurissent les cytises, les cistes, les ellébores, les bruyères, les plantes aromatiques que viennent cueillir les herboristes; sur le bord de la mer ce sont des plantes salines; dans les plaines, des anémones, des orchies et des plantes plus rares, et en partie venues des contrées étrangères, telles que le nopal et l'agave. L'hysope, si humble ailleurs, lève sa tête à la hauteur de deux pieds; le rosier devient presque un arbre, une tige de la grosseur du bras porte des centaines de roses de Damas; d'autres rosiers forment des espaliers superbes; les lis, les œillets, toutes nos fleurs enfin, belles de leur vif éclat, poussent avec beaucoup plus de vigueur que dans les contrées septentrionales de la France. Au mois de janvier on cueille déjà des pois verts, et dès le mois d'avril le territoire commence à pourvoir de fraises les villes de Toulon et de Marseille.

Mais c'est surtout dans les grands jardins que l'on voit ce que le sol d'Hyères est capable de produire. Depuis des siècles, les orangers qu'on y élève par milliers, sont un objet de spéculation pour les propriétaires, qui exportent quelques millions d'oranges par an. On cultive surtout l'oranger portugais, puis quelques autres espèces, comme l'oranger de Chine, ceux qui donnent des fruits à pulpe rouge, des fruits charnus ou des oranges à écorce rugueuse, le bigaradier, etc.

* Depping.

Pendant la floraison l'atmosphère est délicieusement embaumée: on ne respire alors que le parfum des fleurs, dont on récolte une grande quantité pour les faire entrer dans les liqueurs et les essences. Il y a presque toujours à cueillir, et partout on voit briller entre les branches vertes le jaune vif des fruits et le blanc des fleurs. De loin en loin un hiver rude, tel que celui de 1820, détruit une grande partie de ces orangers; on en plante de nouveaux, et après quelques années la récolte recommence.

Des citronniers et des cédrats en petit nombre se mêlent aux orangers, auprès desquels on voit croître beaucoup d'abricotiers et de pêchers, dont les fruits sont recherchés dans tout le Midi de la France, surtout dans les grandes villes. Il en est de même des légumes, qui abondent sur cette terre fertile.

Bien des végétaux exotiques ont commencé à s'acclimater dans les jardins des environs de la ville, et beaucoup d'autres pourront s'y acclimater encore. Le palmier-éventail s'est accommodé parfaitement du climat d'Hyères; le palmier-dattier orne la place publique de la ville, et dans les jardins il donne d'assez bons fruits. Il en est de même du bibacier, ou néflier du Japon. On admire aussi dans les jardins les balisiers, divers cactiers, le magnolia aux grandes fleurs, le *datura arborea*, le laurier de l'Inde; dans le jardin Filhe le *casuarina equisetifolia* paraît se plaire comme s'il était encore dans la Nouvelle-Hollande sa patrie; avec des soins et des précautions, on a fait prospérer également la canne à sucre, le laurier de Perse et le bambou. Sous des abris, et grâce à l'influence de la chaleur du climat, on a réussi dans la culture du bananier et des ananas. Des amaryllis de la zône torride, des oxalis, des ornithogales et d'autres jolies fleurs des climats chauds, ont très-bien répondu au soins des jardiniers d'Hyères. Qui sait toute l'influence que ce petit territoire pourra exercer sur l'acclimatement des plantes exotiques en France, toute la richesse végétale dont il pourra doter le royaume.

La constitution humaine ressent, comme les plantes, cette influence bienfaisante du climat d'Hyères. Des hivers passés là peuvent sauver des poitrines délicates, faire disparaître un commencement de phthisie pulmonaire, des fièvres catarrhales, arrêter des crachements de sang ou des toux opiniâtres, rétablir une voix éteinte, enfin soulager des goutteux.

Il n'est pas étonnant que ce coin de terre fortuné attire et favorise aussi bien des espèces du règne animal. Les oiseaux surtout y vivent ou y viennent en grand nombre. On voit entre autres le flamant, qui, toutefois, s'en va pendant l'hiver, des hérons pourprés, violets ou à aigrettes, plus d'une demi-douzaine d'espèces de canards sauvages, des

merles bleus, des râles gris, des guêpiers d'Afrique qui arrivent au printemps, et beaucoup d'autres oiseaux, sans compter ceux qui habitent la plage. Les amateurs de lépidoptères trouvent de quoi satisfaire leur goût pour les collections d'espèces; les papillons abondent. Une foule d'arbustes ont chacun sa chenille particulière, et, par conséquent, son papillon: c'est ainsi que l'arbousier nourrit la chenille verte, dont la coque également verte doit donner naissance au *jasius*, le plus bigarré et le plus beau des papillons d'Hyères; que l'aristoloche a des chenilles qui deviendront des papillons hypsipiles; que le cyprès, le chêne, le laurier-rose, le genêt, le sumac, l'oseille sauvage, la soude même, ont leurs chenilles; sur la montagne de la Maunière viennent à éclore le ***ballus*** et le ***melanops***. Les coléoptères sont encore plus nombreux que la famille dont je viens de parler, et Hyères présente en foule des sujets variés d'étude et d'amusement aux entomologues.

Si vous vous adonnez à la minéralogie, vous trouverez encore là des objets curieux, tels que des cristaux cubiques de fer sulfuré, de petits grenats, des straurotides comme celles de Bretagne; c'est surtout la petite île du Levant qu'il faut visiter pour ses minéraux, j'ajouterai pour ses plantes: c'est là que le schiste micacé, en s'effeuillant, laisse échapper des grenats les uns ronds, les autres prismatiques; c'est là aussi que, dans une gangue de talc stéatite blanc, on a trouvé de beaux cristaux prismatiques d'andalousite d'une teinte violette; on y peut recueillir encore de la tourmaline, du titane en cristaux rougeâtres, et de l'asbeste qui se groupe quelquefois sous la forme d'un chou-fleur ou d'une crête de coq.

Hyères a aussi sa grotte: elle s'enfonce sous une des collines calcaires voisines de la ville, à une profondeur d'environ trente mètres; mais ce n'est pas une des belles grottes de France, et les eaux chargées de chaux carbonatée spathique, en filtrant à travers la voûte, n'y ont produit que des piliers massifs.

81. Spanien.*

Considérée géographiquement et physiquement, l'Espagne tient presque autant à l'Afrique qu'à l'Europe; on ne peut en douter, quand sur la carte de la Méditerranée, a côté des péninsules de Grèce et d'Italie, on voit celle d'Espagne donner, pour ainsi dire, la main à la pointe d'Afrique, qui semble n'être que sa continuation, malgré le nom et le détroit qui les séparent... A travers les différences que la religion, le gouvernement et les lois ont établies dans les mœurs, dans le costume, dans le langage, on voit que les rapports matériels et terrestres, le sol, les eaux, la culture, se retrouvent encore les mêmes entre des pays voisins qu'une longue

* Suchet.

suite d'événements a rendus étrangers l'un à l'autre. Ainsi le même soleil brûlant dévore la Barbarie, et l'Andalousie ou les Algarves. Les montagnes, dépouillées de forêts, n'y amassent plus les nuages et les pluies. Les plaines et souvent les vallons sont en proie à la sécheresse. Partout, il est vrai, où l'art rencontre des eaux fertilisantes, il en profite avec un succès prodigieux pour demander des récoltes à la terre. Mais auprès de ces riches campagnes sont des déserts, ou des ***despoblados*** immenses, où l'œil se perd et la pensée s'attriste, en embrassant de toutes parts l'espace aride et solitaire. Quand on s'élève sur le sommet de quelques-unes des nombreuses montagnes qui traversent l'Espagne, on n'aperçoit sous un ciel presque toujours ardent que des plateaux incultes et des pentes nues, dont rien de vivant ne coupe l'uniformité. Seulement au fond des vallées serpente au loin une rivière ou un ruisseau, entouré d'une lisière de verdure, où l'on suit comme à la trace les moissons, les plantations et les habitations des hommes. Une carte enluminée, présentant la forme de tous les bassins, les eaux avec une teinte d'azur, et leurs bords avec une teinte verte plus ou moins large, serait un tableau fidèle, où l'on pourrait reconnaître l'état réel de ce territoire, qui, à peu près égal en surface à celui de la France, ne contient cependant et ne nourrit qu'une population à peine égale au tiers de la nôtre. On embrasserait d'un coup d'œil, comme par l'anatomie, les veines et les artères de ce grand corps, qui manque d'embonpoint, mais qui a encore des nerfs et des muscles, si l'on ose employer une telle comparaison, et dont la structure présente une charpente taillée pour la grandeur et la force.

82. Der Fall des Niagara.

La rivière de Niagara, qui va ensuite former l'immense fleuve Saint Laurent, prend sa source dans la partie orientale du lac Erié, ou, pour mieux dire, elle n'est qu'un canal d'écoulement des eaux du lac, car elle en sorte large, profonde et capable de porter des navires qui tireraient dix pieds d'eau. Son courant est rapide, irrégulier; son cours est d'abord embarassé de rochers, autour desquels les vagues tourbillonnent avec fureur; puis ensuite sa largeur augmente, les rochers disparaissent, et la rivière, calme en apparence, court avec une effrayante rapidité, jusqu'à ce qu'elle aille se jeter dans le lac Ontario, autre mer intérieure qui ne le cède en rien à la première. Mais entre ces deux lacs immenses, il y a une différence de niveau de plus de deux cents pieds, et cette différence de niveau, la rivière la franchit d'un seul bond: c'est la chute du Niagara!

Trois milles avant d'arriver à cette immense cataracte, qui est une des plus grandes merveilles du monde, on trouve

sur le bord de la rivière le petit fort de Chippeway; c'est là que s'arrête la navigation. Malheur à l'embarcation qui oserait s'en éloigner de quelques coups de rames! elle serait saisie par le courant, et brisée contre les rochers de la côte, qu'elle ne pourrait éviter que pour être entraînée, par une force irrésistible vers le gouffre, qui ne rend jamais ses victimes.

A mesure que la rivière approche du précipice où elle doit s'engloutir, son courant devient plus rapide, ses eaux redoublent de violence, ses vagues irritées se précipitent avec une sorte de rage contre les roches qui gênent leur passage, jusqu'à ce que tout à coup, rien ne s'opposant plus à leur élan, elles se précipitent en masse. Un mouvement considérable et subit qu'elles font sur la droite, donne à la formidable nappe d'eau une direction oblique qui augmente sa largeur. C'est alors que se présente aux yeux du hardi voyageur le plus étonnant spectacle que Dieu a jeté au fond de ces affreuses solitudes, depuis la création du monde.

Longtemps avant d'y arriver, on voit une colonne blanchâtre et transparente s'élever du milieu de la chute, et monter, tourbillonant, dans les airs, ou s'appuyer sur les nuées qui précèdent les orages. Un bruit terrible qui égale celui du tonnerre et de l'artillerie, se fait souvent entendre à plus de quarante milles, et une vapeur qui mouille et pénètre à la longue, comme le ferait la plus forte ondée, surcharge l'atmosphère.

Cette majestueuse merveille se partage en trois nappes: la plus considérable, qui présente une forme semi-circulaire, a reçu le nom de Fer-à-Cheval; elle a six cents pas de large, et s'appuie d'un côté sur un bord escarpé, taillé à vif dans des couches de roche, et de l'autre sur une île qui domine la chute. Cette île qui a trois cent cinquante pas d'étendue, laisse échapper une chute rapide et violente, mais qui n'a que cinq pas de large; puis, avec une autre portion de rochers de trente pas, vient la troisième chute, qui offre une nappe de trois cent cinquante pas.

Cette masse immense offre un développement total de mille trois cent cinquante pas, une hauteur de cent soixante pieds, et précipite six cent soixante douze mille tonneaux d'eau par minute, poids incalculable dont les efforts, sans cesse reproduits, ont creusé dans le roc un abîme sans fond. L'eau en se précipitant tourbillonne blanchâtre, et remonte en masse écumeuse à une hauteur considérable. En hiver elle entraîne dans le gouffre d'immenses glaçons que la rivière a charriés depuis le grand lac; ces pièces de glace s'amoncellent et reparaissent en effrayantes montagnes au pied de la chute.

Tous les voyageurs qui ont visité cette prodigieuse merveille s'accordent à dire qu'à la vue de cet imposant spectacle ils ont été saisis d'un étonnement si extraordinaire, que privés pendant quelques instants de la faculté de réfléchir, ils

sont plongés dans une admiration stupide, éblouis par cet immense mouvement qui semblait toujours devenir plus rapide, et par le bruit terrible et varié qui mugissait, tonnait, sifflait et éclatait tout à la fois. Aussi sont-ils presque tous restés plusieurs jours au fort de Chippeway, pour revenir souvent contempler un spectacle qui leur a paru chaque fois plus étonnant et plus sublime. Et cependant ce n'est ni sans peine, ni sans dangers qu'on peut s'en approcher.

La rivière est encaissée entre deux côteaux escarpés hérissés de rochers, de broussailles épaisses et d'arbres gigantesques qui sont là depuis des siècles. Il serait impossible de descendre sur ses bords, si des masses, s'étant détachées dans deux endroits différents, n'avaient fait deux espèces de brèches. A l'une d'elles se trouve ce qu'on appelle dans ce pays l'échelle des sauvages. Ce sont de grands sapins longs et menus, le long desquels on a partiqué de grossières entailles pour poser le pied. L'autre offre des points d'appui plus sûrs: c'est en réalité une sorte d'échelle grossière qu'un gouverneur du pays fit faire pour sa femme, car les femmes, toujours avides de grandes émotions, ont la hardiesse de tenter cette périlleuse expédition. C'est par cette seconde brèche que les voyageurs descendent au pied du côteau. Pour arriver au pied de la chute on côtoie la rivière, gravissant des rochers humides et glissants, escaladant des éboulements de terre, rampant à travers d'étroits passages, au risque de faire à tout moment une chute mortelle.

A quelque distance de la cataracte on trouve amoncelée sur le rivage une prodigieuse quantité de débris de poissons, d'écureuils, de renards, d'ours et d'autres animaux qui, entraînés et surpris par le courant, ont été précipités dans le gouffre, et puis ensuite poussés sur le rivage. Les carcasses de ces animaux répandent au loin une odeur cadavéreuse qui attire un nombre considérable d'oiseaux de proie, dont les cris sauvages se mêlent au bruit de la cataracte. Après avoir franchi ce charnier, on arrive au pied de sa chute. L'eau s'élance avec tant d'impétuosité du haut de la masse calcaire, qui offre une forte saillie en avant, qu'on pourrait s'avancer derrière l'immense nappe d'eau, si l'on n'en était empêché par un vent impétueux qui tourbillonne resserré dans cet étroit espace. Croirait-on que, malgré la terreur que ces lieux inspirent, et que malgré le danger qu'offre le courant irrésistible de la rivière arrivée au point de sa chute, il y ait des hommes assez imprudents ou assez fous pour tenter d'aborder à l'île dont nous avons parlé, et qui sépare la première nappe de la seconde? Il y en a cependant. Ils prennent leur point de départ du fort de Chippeway, à trois milles de la chute, et se laissent dériver, en ayant soin de se maintenir au milieu du fleuve. La moindre déviation à droite ou à gauche les entraînerait à une mort certaine

Un jour on a signalé un canot aventuré sur le fleuve. Un sauvage luttait avec ardeur contre les vagues, et pendant quelque temps il put résister à la violence du courant; mais bientôt ses efforts se ralentirent, sa frêle embarcation fut plus vivement entraînée, les forces du malheureux s'épuisèrent, et comme s'il dédaignait de lutter davantage contre une puissance irrésistible, on le vit mettre tranquillement sa pagaie (rame indienne) de côté, s'envelopper de sa couverture et se coucher dans son canot. En quelques instants il fut entraîné avec la rapidité d'une flèche, et disparut pour ne plus jamais reparaître.

C.

Die Reiche der Natur.

83. Die Steine.

On comprend sous la dénomination de *pierres*, toutes les substances dures, non ductiles, non combustibles et sans brillant métallique, répandues à la surface et dans l'intérieur du globe, tantôt en petites masses, tantôt en grandes masses, auxquelles on donne le nom de *roches*. Elles sont presque entièrement formées de silice, d'alumine, de chaux, de magnésie, d'oxyde de fer, de soude et de potasse. Leurs éléments essentiels sont: le *quartz*, le *feldspath*, le *mica*, le *talc*, le *schiste*, l'*argile*, l'*amphibole*, la *serpentine*, la *calcaire* et le *gypse*.

Le quartz.

Le *quartz*, formé de silice pure, est très-répandu dans la nature; il est infusible, et produit des étincelles quand on le frappe avec le briquet. Au quartz appartiennent: le *cristal de roche*, les *cailloux*, le *grès*, la *pierre meulière* et la *pierre à fusil*, qu'on trouve dans les pays volcaniques. Plusieurs pierres précieuses, telles que la *chrysoprase*, de couleur verte; l'*améthyste*, de couleur violette; la *topaze*, de couleur jaune; le *jaspe*, de couleur rouge, jaune, grise, blanche et autres; les *agates*, dont les principales espèces sont la *cornaline*, de couleur rouge, la *calcédoine* et l'*opale*, de couleur blanchâtre, sont du quartz.

Le feldspath.

Le *feldspath*, composé de silice, d'alumine et de potasse, est presque aussi dur que le quartz, et se fond au feu du chalumeau en émail blanc. On peut ranger dans cette classe de pierres, le *granit*, qui forme les montagnes primitives:

le ***porphyre***, qui forme également des montagnes, et dont une espèce verte est appelée le ***serpentin*** ou ***vert antique***; le ***basalte***, qui est probablement un produit volcanique et qui, fondu, donne un excellent verre à bouteilles; la pierre de ***Labrador***, qui présente les reflets changeants des plus belles couleurs, verte, blanche, rouge, jaune, grise, argentée; le ***jade verdâtre***, dont on fait des vases, et le ***kaolin***, nommé aussi ***terre à porcelaine***, parce qu'il sert à la fabrication de la pâte de la porcelaine, qu'on vernisse au moyen d'une autre espèce de feldspath, nommée ***pétunsé***.

Le mica.

Les ***micas*** sont en général des composés de silice, d'alumine, de potasse, de magnésie ou d'oxyde de fer. Ils sont fusibles au chalumeau, et se présentent toujours en masses lamelleuses brillantes, flexibles et élastiques. Le ***verre de Moscovie***, à grandes feuilles transparentes, dont on s'est servi en Russie pour remplacer le verre à vitres, et le ***mica pulvérulent*** disséminé dans les roches ou dans le sable, en paillettes brillantes dont on fait la poudre d'or et d'argent, sont des variétés du mica.

Le talc.

Le ***talc*** se présente, comme le mica, sous la forme de feuillets minces et flexibles, mais beaucoup plus tendres. Il est composé de silice et de magnésie, et sa principale variété, la ***craie de Briançon***, sert aux tailleurs pour tracer la coupe des habits. Réduite en poudre, on l'emploie pour diminuer le frottement des machines et pour donner un brillant nacré aux papiers de tenture.

Le schiste.

La matière du mica et celle du talc, dont nous venons de parler, donnent naissance, par la ténuité de leur grain et leur mélange avec des particules siliceuses ou charbonneuses, aux roches feuilletées de ***schiste argileux***, de ***schiste siliceux***, de ***schiste carburé***, etc., qui ont de nombreux usages dans les arts. Les schistes argileux, d'un gris bleuâtre, donnent d'***excellentes ardoises***, des ***dalles***, des ***pierres à aiguiser***, des ***pierres à lancettes***, des ***pierres à rasoir*** et des ***pierres de touche*** pour l'essai des matières d'or et d'argent. Il est des schistes argileux qui fournissent les crayons dits ***pierres d'Italie***, d'autres dont on fait le ***crayon d'ardoise***, d'autres enfin dont on se sert pour amender les terres.

L'argile.

Les ***argiles***, très-abondantes à la surface et dans l'intérieur de la terre, sont des matières terreuses qui renferment

de l'alumine et de la silice, et proviennent, pour la plupart, de la décomposition des roches micacées et feldspathiques, dont les parties ont été réduites en limon par les eaux. Elles fournissent la ***terre à foulon*** ou ***terre à détacher***, propre à absorber les corps gras; la ***terre de pipe***, dont on fait des creusets et de la faïence; la ***terre glaise***, dont on revêt les fosses pour retenir l'eau et dont on fait la poterie commune; la ***terre à briques***, à ***tuiles*** et à ***carreaux***; les ***tripolis***, propres à polir les pierres, les métaux et les glaces; les ***ocres jaunes*** et ***rouges*** qui sont employés comme matières colorantes. Au nombre des pierres argileuses on compte encore plusieurs pierres précieuses, telles que l'***aigue-marine*** verdâtre, l'***émeraude*** verte, le ***saphir*** bleu, le ***rubis***, l'***escarboucle*** et le ***grenat*** qui sont rouges.

L'amphibole.

Les ***amphiboles***, assez dures pour rayer le verre, sont composées de silice, de chaux et de magnésie. Sans intérêt pour l'école, nous ne nous y sommes arrêtés que pour dire un mot de la substance filamenteuse blanchâtre, connue sous le nom d'***amiante*** ou d'***asbeste***, dont la masse, aussi souple que l'étoupe de lin, résiste à la flamme de nos foyers. Les anciens, qui connaissaient l'art de filer et de tisser l'amiante, en faisaient des mèches et des linceuls, dans lesquels ils enveloppaient les morts dont on voulaient conserver les cendres, sans qu'elles se mêlassent à celles du bûcher. De nos jours on en fait un tissu dont se revêtent les pompiers pour traverser les flammes d'un incendie, et un papier à l'abri des atteintes du feu. Ce papier et ce tissu, quoique réellement incombustibles, sont toutefois attaquables par un feu violent, comme toutes les amphiboles, qui se fondent facilement au chalumeau.

La serpentine.

La ***serpentine***, composée en grande partie de magnésie, est une substance tendre qui résiste au feu du chalumeau et durcit par l'action d'un feu prolongé. Sa couleur dominante est le vert foncé, passant par nuances au gris jaunâtre, On distingue la ***serpentine noble***, qui est translucide, et dont on fait des tabatières, des plaques d'ornements et des vases; la ***serpentine commune*** ou ***pierre ollaire***, dont on fait des marmites et des poêlons.

Le calcaire.

Le ***calcaire*** ou la ***pierre de chaux***, très-abondant dans la nature, se distingue des autres minerais par la faculté qu'il a de se dissoudre avec effervescence dans les acides, de se réduire en chaux vive par le grillage au feu, et de se laisser

rayer profondément par une pointe de fer. Tels sont: les *stalactites,* qui naissent de la terre calcaire entraînée par l'eau à travers les fentes de certaines cavernes; le *marbre* et l'*albâtre,* dont on fait des statues, des vases, des monuments, etc; le *tuf* et la *pierre à bâtir,* qui servent aux constructions; les *marnes,* dont quelques espèces servent d'amendement en agriculture et d'autres à faire des poteries; la *pierre lithographique* et la *craie.*

Le gypse.

Le *gypse* ou la *pierre à plâtre* est une substance tendre, susceptible d'être rayée facilement par l'ongle, qui la réduit en poussière blanche et farineuse. Soumis à un feu modéré, il se convertit en *plâtre,* avec lequel on amende les terres, on scelle les ferrures dans les pierres, on crépit l'extérieur des maisons, on fait les plafonds et les corniches des appartements, on moule des statues, etc. Mêlé avec de l'eau et de la colle forte, le plâtre produit le *stuc,* qui imite le marbre le mieux poli. Le *gypse compacte* ou l'*albâtre gypseux,* sert à faire des vases, des pendules, des statues et autres objets d'ornement.

84. Die Schlüsselblume.

Le père. Comment vous ai-je dit que l'on nommait cette fleur?

Les enfants. On la nomme *primevère.*

Le père. Primevère, ce mot signifie première fleur du printemps.

La primevère est la première fleur du printemps; souvent cependant on voit paraître avant elle la *galantine* ou *perce-neige,* ainsi appelée, parce qu'elle éclôt avant que la neige ait entièrement disparu.

La primevère a encore un autre nom, on l'appelle vulgairement *coucou.*

Paul. Pourquoi lui a-t-on donné ce nom?

Anna. N'est-ce pas parce qu'on la voit lorsqu'on entend le coucou dont le chant annonce le printemps?

Le père. Je l'ignore; mais une chose que je puis dire, c'est que, si les enfants aiment bien à entendre le coucou, les mères de famille ne sont pas moins contentes de voir les prairies se couvrir de primevères.

La primevère est une plante fort utile que l'on sèche pour en faire du thé, et qui sert aussi à guérir certaines blessures.

La partie de la fleur que l'on prend pour faire le thé de primevère est celle que vous voyez briller d'une belle couleur jaune-citron. Comment appelle-t-on cette partie?

Anna. On la nomme *corolle.*

Le père. De quelle couleur est la corolle de la fleur de cerisier?

Paul. Elle est de couleur blanche.

Le père. Et la corolle de la rose?

Paul. Elle est rouge.

Anna. Certaines roses ont la corolle de couleur blanche ou de couleur jaune.

Le père. La corolle est la partie la plus brillante de la fleur, celle qui plaît le plus au regard.

Dites-moi: quelle est la forme de cette corolle?

Paul. Elle est de forme ronde.

Anna. Elle ressemble à une cloche.

Le père. Elle ressemble plutôt à un entonnoir.

Paul. Papa, qu'est-ce que ses petits points bruns que l'on aperçoit dans l'intérieur de la corolle?

Le père. Ce sont les *étamines.* La primevère a cinq étamines.

Anna. Je vois comme une petite colonne au milieu de la fleur.

Le père. C'est le *style.* Les étamines, dans leur partie supérieure que l'on nomme *anthères*, sont des espèces de sachets qui renferment de la poussière.

Ces sachets venant à s'ouvrir, versent leur poussière sur le haut du style, appelé *stigmate*, et merveille! la fleur devient capable de se reproduire.

Au-dessous du style, dans l'*ovaire*, les *graines* se forment par l'action de cette poussière fécondante.

Nous avons parlé de la corolle et de ce qu'elle renferme; je vais maintenant vous montrer, en les nommant, les autres parties de la fleur.

Anna. Papa, je puis te montrer le *calice:* le voilà.

Le père. Oui, le calice est cette espèce de tube dans lequel s'engaîne la corolle.

Le calice de la plupart des fleurs est de couleur verte. Observez celui de la primevère: il a cinq *dents.*

Le calice protége la corolle, et la corolle préserve les étamines et le pistil, parties essentielles de la fleur.

J'ai dit, parties essentielles, en parlant des étamines et du style. En effet, ce sont celles qui produisent les graines, qui produisent les fruits.

Chers enfants, qui ne voyez dans les fleurs que des objets d'agrément, si je vous eusse interrogés, vous n'auriez pas jugé de cette manière; vous auriez dit sans doute: la corolle est la partie essentielle de la fleur.

Ah! remercions Dieu pour toutes ces brillantes couleurs que la corolle des fleurs étale à nos yeux;

Mais sachons estimer l'utile au-dessus de l'agréable;

Et reconnaissons la sagesse pleine de bonté avec laquelle

le Créateur a pourvu à la conservation des moindres de ses créatures.

Paul. Papa, permets-moi de nommer les autres parties de cette plante. Voici *la tige*, voici *les feuilles*, voici d'autres fleurs qui ne sont pas encore écloses.

Anna. Tu en oublies une, *la racine.*

Le père. Dans la primevère les feuilles se trouvent près de la racine; voilà pourquoi on les nomme feuilles *radicales.* La tige, dans ce cas, porte le nom de *hampe.* On appelle *pédoncules* les queues sur lesquelles sont portées les différentes fleurs.

85. Die Kokospalme. *

Le cocotier est peut-être le plus beau présent que la nature ait fait aux contrées situées entre les deux tropiques, tant dans les îles qu'en Asie, Afrique et Amérique, et les habitants de ces contrées en tirent toute sorte d'utilité.

Le cocotier est un arbre dont la tige droite s'élève à soixante et même à quatre-vingt-dix pieds de haut, et porte à son sommet douze à quinze énormes feuilles de douze à quatorze pieds de long. Tout dans cet arbre a son emploi: ses feuilles servent à couvrir les cabanes; elles remplacent les tapis et nattes; on en fait des paniers et des seaux; on les emploie pour calfater les bateaux, c'est-à-dire pour remplir les fentes entre les planches; on en fait des chapeaux; on s'en sert comme de papier, en écrivant ou plutôt en gravant avec des stylets de fer. Elles fournissent encore la nourriture pour les éléphants apprivoisés. Enfin, en les roulant, on en fait des cierges ou torches qu'on allume pour voyager la nuit. Les côtes de feuilles tiennent lieu d'osier pour la vannerie: on en fait des câbles, des balais et des brosses. Voilà pour les feuilles.

Quant aux fleurs, elles donnent une matière sucrée qu'on mêle au vin de palme et au riz, pour distiller ce mélange, qui donne une liqueur spiritueuse qu'on appelle *arrak.*

Le fruit enfin consiste en une grosse noix qui a quelquefois le volume d'une tête humaine. C'est peut-être ce que l'arbre a de plus utile; car les noix de cocos font le fond de la nourriture des peuples: c'est leur pain; aussi mangent-ils les cocos ou seuls ou avec la viande et le poisson, ou ils les réduisent en farine pour en faire des gâteaux. Les peuples sauvages connaissent aussi la friandise, et savent faire, à l'aide des cocos, des mets très-agréables.

En pressant les noix, on en fait jaillir un lait naturel. On tire des mêmes noix une huile très-bonne qui entre dans le commerce de l'Europe, pour être brûlée, ou employée dans la savonnerie.

* Depping.

Les noix aussi, qui autrefois étaient très-rares en Europe, y arrivent maintenant en quantité. L'île de Ceylan en exporte près de trois millions par an. La coquille ou coque fait un vase naturel; les peuples sauvages la sculptent quelquefois avec une sorte d'élégance.

Ce qui rend le bienfait encore plus précieux dans des climats chauds, où le moindre travail fatigue, c'est que la nature le donne à l'homme sans qu'il ait besoin d'employer beaucoup de peines. Huit ou neuf ans après avoir été planté, le cocotier produit quatre-vingt-dix à cent noix à la fois; la récolte dure toute l'année; le sauvage n'a que la peine d'abattre les noix et de les ramasser.

86. Das Athmen der Pflanzen.*

Les végétaux sont doués de la respiration comme les animaux; les feuilles sont les organes par lesquels s'opère cette fonction, et peuvent ainsi être assimilées aux poumons des animaux. L'aire pénètre par les stomates. Une fois parvenu dans la plante, il circule dans tous les sens par les trachées ou vaisseaux aériens. Sous ce rapport, la respiration des végétaux a la plus grande analogie avec celles des insectes; mais elle diffère de celle des animaux à poumons, car, chez ces derniers, l'aire ne circule pas dans tout le corps par des vaisseaux particuliers, il pénètre seulement dans les poumons, où les sucs viennent se revivifier.

Pendant le jour, les plantes absorbent l'acide carbonique contenu dans l'air, le décomposent pour s'approprier son carbone et rejeter l'oxygène presque en totalité. Celles qui sont exposées à l'action directe des rayons solaires agissent avec plus d'énergie que les autres.

Pendant la nuit, au contraire, les plantes prennent de l'oxygène à l'air, pour le transformer en acide carbonique, qui se dégage le plus souvent.

Outre l'acide carbonique et l'oxygène que les plantes prennent à l'atmosphère, elles en tirent aussi de l'eau. Mais, en définitive, la sève retient plus de carbone qu'elle n'en dégage.

Ainsi, tous les corps organisés sont doués de la respiration, et tous s'approprient de préférence un des éléments de l'atmosphère pour rejeter les autres. Les animaux transforment l'air en acide carbonique, et l'atmosphère serait bientôt surchargée de ce gaz au milieu duquel nous ne pouvons point vivre; mais les végétaux s'en emparent, et le remplacent par de l'oxygène, qui est nécessaire à notre existence. Combien ne devons-nous point admirer cette sage prévoyance du Créateur! Il a su pourvoir aux besoins de tous les êtres en utilisant tout ce qu'il avait formé.

* Meissas.

87. Das Pferd. *

La plus noble conquête que l'homme ait jamais faite est celle de ce fier et fougueux animal, qui partage avec lui les fatigues de la guerre et la gloire des combats: aussi intrépide que son maître, le cheval voit le péril et l'affronte; il se fait au bruit des armes, il l'aime, il le cherche, il s'anime de la même ardeur: il partage aussi ses plaisirs; à la chasse, aux tournois, à la course, il brille, il étincelle; mais, docile autant que courageux, il ne se laisse point emporter à son feu; il sait réprimer ses mouvements: non-seulement il fléchit sous la main de celui qui le guide, mais il semble consulter ses désirs; et, obéissant toujours aux impressions qu'il en reçoit, il se précipite, se modère ou s'arrête, et n'agit que pour y satisfaire: c'est une créature qui renonce à son être pour n'exister que par la volonté d'un autre, qui sait même la prévenir; qui, par la promptitude et la précision de ces mouvements, l'exprime et l'exécute; qui sent autant qu'on le désire, et ne rend qu'autant qu'on veut; qui, se livrant sans réserve, ne se refuse à rien, sert de toutes ses forces, s'excède, et même meurt pour mieux obéir.

Voilà le cheval dont les talents sont développés, dont l'art a perfectionné les qualités naturelles, qui dès le premier âge a été soigné, et ensuite exercé, dressé au service de l'homme: c'est par la perte de sa liberté que commence son éducation, et c'est par la contrainte qu'elle s'achève. L'esclavage ou la domesticité de ces animaux est même si universelle, si ancienne, que nous ne les voyons que rarement dans leur état naturel: ils sont toujours couverts de harnais dans leurs travaux; on ne les délivre jamais de tous leurs liens, même dans les temps du repos; et si on les laisse quelquefois errer en liberté dans les pâturages, ils y portent toujours les marques de la servitude, et souvent les empreintes cruelles du travail et de la douleur: la bouche est déformée par les plis que le mors a produits, les flancs sont entamés par des plaies, ou sillonnés de cicatrices faites par l'éperon, la corne des pieds est traversée par des clous, l'attitude du corps est encore gênée par l'impression subsistante des entraves habituelles; on les en délivrerait en vain, ils n'en seraient pas plus libres: ceux même dont l'esclavage est le plus doux, qu'on ne nourrit, qu'on n'entretient que pour le luxe et la magnificence, et dont les chaînes dorées servent moins à leur parure qu'à la vanité de leur maître, sont encore plus déshonorés par l'élégance de leur toupet, par les tresses de leurs crins, par l'or et la soie dont on les couvre, que par les fers qui sont sous leurs pieds.

La nature est plus belle que l'art, et dans un être animé la liberté des mouvements fait la belle nature. Voyez ces

* Nr. 87—94 von Buffon.

chevaux qui se sont multipliés dans les contrées de l'Amérique espagnole, et qui y vivent en chevaux libres: leur démarche, leur course, leurs sauts ne sont ni gênés ni mesurés; fiers de leur indépendance, ils fuient la présence de l'homme, ils dédaignent ses soins, ils cherchent et trouvent eux-mêmes la nourriture qui leur convient; ils errent, ils bondissent en liberté dans les prairies immenses, où ils cueillent les productions nouvelles d'un printemps toujours nouveau; sans habitation fixe, sans autre abri que celui d'un ciel serein, ils respirent un air plus pur que celui de ces palais voûtés où nous les renfermons en pressant les espaces qu'ils doivent occuper: aussi ces chevaux sauvages sont-ils beaucoup plus forts, plus légers, plus nerveux que la plupart des chevaux domestiques; ils ont ce que donne la nature, la force et la noblesse; les autres n'ont que ce que l'art peut donner, l'adresse et l'agrément.

Le naturel de ces animaux n'est point féroce, ils sont seulement fiers et sauvages. Quoique supérieurs par la force à la plupart des autres animaux, jamais ils ne les attaquent; et s'ils en sont attaqués, ils les dédaignent, les écartent ou les écrasent. Ils vont aussi par troupes, et se réunissent pour le seul plaisir d'être ensemble; car ils n'ont aucune crainte, mais ils prennent de l'attachement les uns pour les autres. Comme l'herbe et les végétaux suffisent à leur nourriture, qu'ils ont abondamment de quoi satisfaire leur appétit, et qu'ils n'ont aucun goût pour la chair des animaux, ils ne leur font point la guerre, ils ne se la font point entre eux, ils ne se disputent pas leur subsistance, ils n'ont jamais occasion de ravir une proie ou de s'arracher un bien, sources ordinaires de querelles et de combats parmi les autres animaux carnassiers: ils vivent donc en paix, parce que leurs appétits sont simples et modérés, et qu'ils ont assez pour ne se rien envier.

Tout cela peut se remarquer dans les jeunes chevaux qu'on élève ensemble et qu'on mène en troupeaux; ils ont les mœurs douces et les qualités sociales; leur force et leur ardeur ne se marquent ordinairement que par des signes d'émulation; ils cherchent à se devancer à la course, à se faire et même s'animer au péril en se défiant à traverser une rivière, sauter un fossé; et ceux qui dans ces exercices naturels donnent l'exemple, ceux qui d'eux-mêmes vont les premiers, sont les plus généreux, les meilleurs, et souvent les plus dociles et les plus souples, lorsqu'ils sont une fois domptés.

88. Der Esel.

L'âne n'est point un cheval dégénéré; il n'est ni étranger, ni intrus, ni bâtard; il a, comme tous les autres animaux, sa famille, son espèce et son rang; son sang est pur,

et quoique sa noblesse soit moins illustre, elle est tout aussi bonne, tout aussi ancienne que celle du cheval: pourquoi donc tant de mépris pour cet animal si bon, si patient, si sobre, si utile? Les hommes mépriseraient-ils jusque dans les animaux ceux qui les servent trop bien et à trop peu de frais? On donne au cheval de l'éducation, on le soigne, on l'instruit, on l'exerce; tandis que l'âne, abandonné à la grossièreté du dernier des valets, ou à la malice des enfants, bien loin d'acquérir, ne peut que perdre par son éducation; et s'il n'avait pas un grand fonds de bonnes qualités, il les perdrait en effect par la manière dont on le traite: il est le jouet, le plastron, le bardot des rustres, qui le conduisent le bâton à la main, qui le frappent, le surchargent, l'excèdent sans précaution, sans ménagement. On ne fait pas attention que l'âne serait par lui-même, et pour nous, le premier, le plus beau, le mieux fait, le plus distingué des animaux, si dans le monde il n'y avait point de cheval: il est le second au lieu d'être le premier, et par cela seul il semble n'être plus rien. C'est la comparaison qui le dégrade; on le regarde, on le juge, non pas en lui-même, mais relativement au cheval: on oublie qu'il est âne, qu'il a toutes les qualités de sa nature, tous les dons attachés à son espèce; et on ne pense qu'à la figure et aux qualités du cheval, qui lui manquent, et qu'il ne doit pas avoir.

Il est de son naturel aussi humble, aussi patient, aussi tranquille, que le cheval est fier, ardent, impétueux: il souffre avec constance, et peut-être avec courage, les châtiments et les coups; il est sobre, et sur la quantité et sur la qualité de la nourriture; il se contente des herbes les plus dures, les plus désagréables, que le cheval et les autres animaux lui laissent et dédaignent; il est fort délicat sur l'eau, il ne veut boire que la plus claire et aux ruisseaux qui lui sont connus; il boit aussi sobrement qu'il mange, et n'enfonce point du tout son nez dans l'eau, par la peur que lui fait, dit-on, l'ombre de ses oreilles. Comme l'on ne prend pas la peine de l'étriller, il se roule souvent sur le gazon, sur les chardons, sur la fougère; et, sans se soucier beaucoup de ce qu'on lui fait porter, il se couche pour se rouler toutes les fois qu'il le peut, et semble par là reprocher à son maître le peu de soin qu'on prend de lui: car il ne se vautre pas, comme le cheval, dans la fange et dans l'eau; il craint même de se mouiller les pieds, et se détourne pour éviter la boue: aussi a-t-il la jambe plus sèche et plus nette que le cheval. Il est susceptible d'éducation, et l'on en a vu d'assez bien dressés pour faire curiosité de spectacle.

Dans la première jeunesse il est gai, et même assez joli; il a de la légèreté et de la gentillesse; mais il la perd bientôt, soit par l'âge, soit par les mauvais traitements, et il devient lent, indocile et têtu... Il s'attache cependant à

son maître, quoiqu'il en soit ordinairement maltraité: il le sent de loin et le distingue de tous les autres hommes. Il reconnaît aussi les lieux qu'il a coutume d'habiter, les chemins qu'il a fréquentés. Il a les yeux bons, l'odorat admirable, l'oreille excellente, ce qui a encore contribué à le faire mettre au nombre des animaux timides, qui ont tous, à ce qu'on prétend, l'ouïe très-fine et les oreilles longues. Lorsqu'on le surcharge, il le marque en inclinant la tête et baissant les oreilles; lorsqu'on le tourmente trop, il ouvre la bouche et retire les lèvres d'une manière très-désagréable, ce qui lui donne l'air moqueur et dérisoire; si on lui couvre les yeux, il reste immobile; et lorsqu'il est couché sur le côté, si on lui place la tête de manière que l'œil soit appuyé sur la terre, et qu'on couvre l'autre œil avec une pierre ou un morceau de bois, il restera dans cette situation sans faire aucun mouvement et sans se secouer pour se relever. Il marche, il trotte et il galope comme le cheval; mais tous ses mouvements sont petits et beaucoup plus lents. Quoiqu'il puisse d'abord courir avec assez de vitesse, il ne peut fournir qu'une petite carrière pendant un petit espace de temps; et quelque allure qu'il prenne, si on le presse, il est bientôt rendu.

89. Der Hund.

La grandeur de la taille, l'élégance de la forme, la force du corps, la liberté des mouvements, toutes les qualités extérieures ne sont pas ce qu'il y a de plus noble dans un être animé; et comme nous préférons dans l'homme l'esprit à la figure, le courage à la force, les sentiments à la beauté, nous jugeons aussi que les qualités intérieures sont ce qu'il y a de plus relevé dans l'animal: c'est par elles qu'il diffère de l'automate, quil s'élève au-dessus du végétal et s'approche de nous; c'est le sentiment qui ennoblit son être, qui le régit, qui le vivifie, qui commande aux organes, rend les membres actifs, fait naître le désir, et donne à la matière le mouvement progressif, la volonté, la vie.

La perfection de l'animal dépend donc de la perfection du sentiment; plus il est étendu, plus l'animal a de facultés et de ressources; et lorsque le sentiment est délicat, exquis, lorsqu'il peut encore être perfectionné par l'éducation, l'animal devient digne d'entrer en société avec l'homme; il sait concourir à ses desseins, veiller à sa sûreté, l'aider, le défendre, le flatter; il sait, par des services assidus, par des caresses réitérées, se concilier son maître, le captiver, et de son tyran se faire un protecteur.

Le chien, indépendamment de la beauté de sa forme, de la vivacité, de la force, de la légèreté, a par excellence toutes les qualités intérieures qui peuvent lui attirer les regards de l'homme. Un naturel ardent, colère, même féroce

et sanguinaire, rend le chien sauvage redoutable à tous les animaux, et cède dans le chien domestique aux sentiments les plus doux, au plaisir de s'attacher et au désir de plaire; il vient en rampant mettre aux pieds de son maître son courage, sa force, ses talents; il attend ses ordres pour en faire usage; il le consulte, il l'interroge, il le supplie; un coup d'œil suffit, il entend les signes de sa volonté. Sans avoir, comme l'homme, la lumière de la pensée, il a toute la chaleur du sentiment; il a de plus que lui la fidélité, la constance dans ses affections: nulle ambition, nul intérêt, nul désir de vengeance, nulle crainte que celle de déplaire; il est tout zèle, tout ardeur et tout obéissance. Plus sensible au souvenir des bienfaits qu'à celui des outrages, il ne se rebute pas par les mauvais traitements, il les subit, les oublie, ou ne s'en souvient que pour s'attacher davantage: loin de s'irriter ou de fuir, il s'expose de lui-même à de nouvelles épreuves; il lèche cette main, instrument de douleur, qui vient de le frapper; il ne lui oppose que la plainte, et la désarme enfin par la patience et la soumission.

Plus docile que l'homme, plus souple qu'aucun des animaux, non-seulement le chien s'instruit en peu de temps, mais même il se conforme aux mouvements, aux manières, à toutes les habitudes de ceux qui lui commandent: il prend le ton de la maison qu'il habite; comme les autres domestiques, il est dédaigneux chez les grands, et rustre à la campagne; toujours empressé pour son maître et prévenant pour ses seuls amis, il ne fait aucune attention aux gens indifférents, et se déclare contre ceux qui, par état, ne sont faits que pour importuner; il les connaît aux vêtements, à la voix, à leurs gestes, et les empêche d'approcher. Lorsqu'on lui a confié pendant la nuit la garde de la maison, il devient plus fier, et quelquefois féroce: il veille, il fait la ronde, il sent de loin les étrangers, et pour peu qu'ils s'arrêtent ou tentent de franchir les barrières, il s'élance, s'oppose, et, par des aboiements réitérés, des efforts et des cris de colère, il donne l'alarme, avertit et combat: aussi furieux contre les hommes de proie que contre les animaux carnassiers, il se précipite sur eux, les blesse, les déchire, leur ôte ce qu'ils s'efforçaient d'enlever; mais, content d'avoir vaincu, il se repose sur les dépouilles, il n'y touche pas, même pour satisfaire à son appétit, et donne en même temps des exemples de courage, de tempérance et de fidélité.

On sentira de quelle importance cette espèce est dans l'ordre de la nature, en supposant un instant qu'elle n'eût jamais existé. Comment l'homme aurait-il pu, sans le secours du chien, conquérir, dompter, réduire en esclavage les autres animaux? Comment pourrait-il encore aujourd'hui découvrir, chasser, détruire les bêtes sauvages et nuisibles? Pour se mettre en sûreté, et pour se rendre maître de l'univers

vivant, il a fallu commencer par se faire un parti parmi les animaux, se concilier avec douceur et par caresses ceux qui se sont trouvés capables de s'attacher et d'obéir, afin de les opposer aux autres. Le premier art de l'homme a donc été l'éducation du chien, et le fruit de cet art, la conquête et la possession paisible de la terre.

La plupart des animaux ont plus d'agilité, plus de vitesse, plus de force, et même plus de courage que l'homme: la nature les a mieux munis, mieux armés; ils ont aussi les sens, et surtout l'odorat, plus parfaits. Avoir gagné une espèce courageuse et docile comme celle du chien, c'est avoir acquis de nouveaux sens et les facultés qui nous manquent. Les machines, les instruments que nous avons imaginés pour perfectionner nos autres sens, pour en augmenter l'étendue, n'approchent pas, même pour l'utilité, de ces machines toutes faites que la nature nous présente, et qui, en suppléant à l'imperfection de notre odorat, nous ont fourni de grands et éternels moyens de vaincre et de régner: et le chien, fidèle à l'homme, conservera toujours une portion de l'empire, un degré de supériorité sur les autres animaux. Il leur commande, il règne lui-même à la tête d'un troupeau; il s'y fait mieux entendre que la voix du berger: la sûreté, l'ordre et la discipline sont les fruits de sa vigilance et de son activité; c'est un peuple qui lui est soumis, qu'il conduit, qu'il protége, et contre lequel il n'emploie jamais la force que pour y maintenir la paix. Mais c'est surtout à la guerre, c'est contre les animaux ennemis ou indépendants qu'éclate son courage, et que son intelligence se deploie tout entière: les talents naturels se réunissent ici aux qualités acquises. Dès que le bruit des armes se fait entendre, dès que le son du cor ou la voix du chasseur a donné le signal d'une guerre prochaine, brillant d'une ardeur nouvelle, le chien marque sa joie par les plus vifs transports; il annonce par ses mouvements et par ses cris l'impatience de combattre et le désir de vaincre; marchant ensuite en silence, il cherche à reconnaître le pays, à découvrir, à surprendre l'ennemi dans son fort; il recherche ses traces, il les suit pas à pas, et par des accents différents indique le temps, la distance, l'espèce et même l'âge de celui qu'il poursuit.

Intimidé, pressé, désespérant de trouver son salut dans la fuite, l'animal se sert aussi de toutes ses facultés; il oppose la ruse à la sagacité; jamais les ressources de l'instinct ne furent plus admirables: pour faire perdre sa trace, il va, vient et revient sur ses pas; il fait des bonds, il voudrait se détacher de la terre et supprimer les espaces; il franchit d'un saut les routes, les haies, passe à la nage les ruissaux, les rivières; mais, toujours poursuivi, et ne pouvant anéantir son corps, il cherche à en mettre un autre

à sa place; il va lui-même troubler le repos d'un voisin plus jeune et moins expérimenté, le faire lever, marcher, fuir avec lui, et lorsqu'ils ont confondu leurs traces, lorsqu'il croit l'avoir substitué à sa mauvaise fortune, il le quitte plus brusquement encore qu'il ne l'a joint, afin de le rendre seul l'objet et la victime de l'ennemi trompé.

Mais le chien, par cette supériorité que donnent l'exercice et l'éducation, par cette finesse de sentiment qui n'appartient qu'à lui, ne perd pas l'objet de sa poursuite: il démêle les points communs, délie les nœuds du fil tortueux qui seul peut y conduire; il voit de l'odorat tous les détours du labyrinthe, toutes les fausses routes où l'on a voulu l'égarer; et, loin d'abandonner l'ennemi pour un indifférent, après avoir triomphé de la ruse, il s'indigne, il redouble d'ardeur, arrive enfin, l'attaque, et, le mettant à mort, étanche dans le sang sa soif et sa haine.

Le penchant pour la chasse ou la guerre nous est commun avec les animaux: l'homme sauvage ne fait que combattre et chasser. Tous lex animaux qui aiment la chair, et qui ont de la force et des armes, chassent naturellement: le lion, le tigre, dont la force est si grande, qu'ils sont sûrs de vaincre, chassent seuls et sans art; les loups, les renards, les chiens sauvages se réunissent, s'entendent, s'aident, se relaient et partagent la proie; et lorsque l'éducation a perfectionné ce talent naturel dans le chien domestique, lorsqu'on lui a appris à réprimer son ardeur, à mesurer ses mouvements, qu'on l'a accoutumé à une marche régulière et à l'espèce de discipline nécessaire à cet art, il chasse avec méthode, et toujours avec succès.

Dans les pays déserts, dans les contrées dépeuplées, il y a des chiens sauvages qui, pour les mœurs, ne diffèrent des loups que par la facilité qu'on trouve à les apprivoiser; ils se réunissent aussi en plus grandes troupes pour chasser et attaquer en force les sangliers, les taureaux sauvages, et même les lions et les tigres. En Amérique, ces chiens sauvages sont de race anciennement domestique; ils y ont été transportés d'Europe; et quelques-uns, ayant été oubliés ou abandonnés dans ces déserts, s'y sont multipliés au point qu'ils se répandent par troupes dans les contrées habitées, où ils attaquent le bétail et insultent même les hommes. On est donc obligé de les écarter par la force, et de les tuer comme les autres bêtes féroces; et les chiens sont tels en effet tant qu'ils ne connaissent pas les hommes: mais lorsqu'on les approche avec douceur, ils s'adoucissent, deviennent bientôt familiers, et demeurent fidèlement attachés à leurs maîtres; au lieu que le loup, quoique pris jeune et élevé dans les maisons, n'est doux que dans le premier âge, ne perd jamais son goût pour la proie, et se livre tôt ou tard à son penchant pour la rapine et la destruction.

L'on peut dire que le chien est le seul animal dont la fidélité soit à l'épreuve; le seul qui connaisse toujours son maître et les amis de la maison; le seul qui, lorsqu'il arrive un inconnu, s'en aperçoive; le seul qui entende son nom, et qui reconnaisse la voix domestique; le seul qui ne se confie point à lui-même; le seul qui, lorsqu'il a perdu son maître et qu'il ne peut le retrouver, l'appelle par ses gémissements; le seul qui, dans un voyage long qu'il n'aura fait qu'une fois, se souvienne du chemin et retrouve la route; le seul enfin dont les talents naturels soient évidents et l'éducation toujours heureuse.

90. Das Schaf.

Si l'on fait attention à la faiblesse et à la stupidité de la brebis; si l'on considère en même temps que cet animal sans défense ne peut même trouver son salut dans la fuite; qu'il a pour ennemis tous les animaux carnassiers, qui semblent le chercher de préférence et le dévorer par goût; que d'ailleurs cette espèce produit peu; que chaque individu ne vit que peu de temps, etc., on serait tenté d'imaginer que dès les commencements la brebis a été confiée à la garde de l'homme, qu'elle a eu besoin de sa protection pour subsister, et de ses soins pour se multiplier, puisqu'en effet on ne trouve point de brebis sauvages dans les déserts; que, dans tous les lieux où l'homme ne commande pas, le lion, le tigre, le loup règnent par la force et par la cruauté; que ces animaux de sang et de carnage vivent plus longtemps, et multiplient tous beaucoup plus que la brebis; et qu'enfin, si l'on abandonnait encore aujourd'hui dans nos campagnes les troupeaux nombreux de cette espèce que nous avons tant multipliée, ils seraient bientôt détruits sous nos yeux, et l'espèce entière anéantie par le nombre et la voracité des espèces ennemies.

Il paraît donc que ce n'est que par notre secours et par nos soins que cette espèce a duré, dure, et pourra durer encore; il paraît qu'elle ne subsisterait pas par elle-même. La brebis est absolument sans ressource et sans défense: le bélier n'a que de faibles armes; son courage n'est qu'une pétulance inutile pour lui-même, incommode pour les autres. Les moutons sont encore plus timides que les brebis; c'est par crainte qu'ils se rassemblent si souvent en troupeau; le moindre bruit extraordinaire suffit pour qu'ils se précipitent et se serrent les uns contre les autres; et cette crainte est accompagnée de la plus grande stupidité; car ils ne savent pas fuir le danger: ils semblent même ne pas sentir l'incommodité de leur situation; ils restent où ils se trouvent, à la pluie, à la neige; ils y demeurent opiniâtrément; et pour les obliger à changer de lieu et à prendre une route,

il leur faut un chef, qu'on instruit à marcher le premier, et dont ils suivent tous les mouvements pas à pas: ce chef demeurerait lui-même, avec le reste du troupeau, sans mouvement dans la même place, s'il n'était chassé par le berger, ou excité par le chien commis à leur garde, lequel sait en effet veiller à leur sûreté, les défendre, les diriger, les séparer, les rassembler, et leur communiquer les mouvements qui leur manquent.

Ce sont donc de tous les animaux quadrupèdes les plus stupides; ce sont ceux qui ont le moins de ressource et d'instinct. Les chèvres, qui leur ressemblent à tant d'autres égards, ont beaucoup plus de sentiment; elles savent se conduire, elles évitent les dangers, elles se familiarisent aisément avec les nouveaux objets, au lieu que la brebis ne sait ni fuir ni s'approcher; quelque besoin qu'elle ait de secours, elle ne vient point à l'homme aussi volontiers que la chèvre; et, ce qui dans les animaux paraît être le dernier degré de la timidité ou de l'insensibilité, elle se laisse enlever son agneau sans le défendre, sans s'irriter, sans résister, et sans marquer sa douleur par un cri différent du bêlement ordinaire.

Mais cet animal si chétif en lui-même, si dépourvu de sentiment, si dénué de qualités intérieures, est pour l'homme l'animal le plus précieux, celui dont l'utilité est la plus immédiate et la plus étendue: seul il peut suffire aux besoins de première nécessité; il fournit tout à la fois de quoi se nourrir et se vêtir, sans compter les avantages particuliers que l'on sait tirer du suif, de la peau, et même des boyaux, des os et du fumier de cet animal, auquel il semble que la nature n'ait, pour ainsi dire, rien accordé en propre, rien donné que pour le rendre à l'homme ... Le jeune agneau cherche lui-même dans un nombreux troupeau, trouve et saisit la mamelle de sa mère sans jamais se méprendre. L'on dit aussi que les moutons sont sensibles aux douceurs du chant, qu'ils paissent avec plus d'assiduité, qu'ils se portent mieux, qu'ils engraissent au son du chalumeau, que la musique a pour eux des attraits; mais l'on dit encore plus souvent, et avec plus de fondement, qu'elle sert au moins à charmer l'ennui du berger, et que c'est à ce genre de vie oisive et solitaire que l'on doit rapporter l'origine de cet art.

91. Das Rennthier.

Le cerf n'a nulle part perdu sa liberté: le renne est devenu domestique chez le dernier des peuples; les Lapons n'ont pas d'autre bétail. Dans ce climat glacé, qui ne reçoit du soleil que des rayons obliques, où la nuit a sa saison comme le jour, où la neige couvre la terre dès le commencement de l'automne jusqu'à la fin du printemps, où la

ronce, le genièvre et la mousse font seuls la verdure de l'été, l'homme pouvait-il espérer d'y nourrir des troupeaux? Le cheval, le bœuf, la brebis, tous nos autres animaux utiles, ne pouvant y trouver leur subsistance, ni résister à la rigueur du froid, il a fallu chercher, parmi les hôtes des forêts, l'espèce la moins sauvage et la plus profitable; les Lapons ont fait ce que nous ferions nous-mêmes si nous venions à perdre notre bétail: il faudrait bien alors, pour y suppléer, apprivoiser les cerfs, les chevreuils de nos bois, et les rendre animaux domestiques: et je suis persuadé qu'on en viendrait à bout, et qu'on saurait bientôt en tirer autant d'utilité que les Lapons en tirent de leurs rennes. Nous devons sentir par cet exemple jusqu'où s'étend pour nous la libéralité de la nature; nous n'usons pas à beaucoup près de toutes les richesses qu'elle nous offre, le fonds en est bien plus immense que nous ne l'imaginons: elle nous a donné le cheval, le bœuf, la brebis, tous nos autres animaux domestiques, pour nous servir, nous nourrir, nous vêtir; et elle a encore des espèces de réserve qui pourraient suppléer à leur défaut, et qu'il ne tiendrait qu'à nous d'assujettir et de faire servir à nos besoins. L'homme ne sait pas assez ce que peut la nature, ni ce qu'il peut sur elle: au lieu de la rechercher dans ce qu'il ne connaît pas, il aime mieux en abuser dans tout ce qu'il en connaît.

En comparant les avantages que les Lapons tirent du renne apprivoisé avec ceux que nous retirons de nos animaux domestiques, on verra que cet animal en vaut seul deux ou trois: on s'en sert, comme du cheval, pour tirer des traîneaux, des voitures; il marche avec bien plus de diligence et de légèreté, fait aisément trente lieues par jour, et court avec autant d'assurance sur la neige gelée que sur une pelouse. La femelle donne du lait plus substantiel et plus nourrissant que celui de la vache: la chair de cet animal est très bonne à manger; son poil fait une excellente fourrure, et la peau passée devient un cuir très-souple et très-durable: ainsi le renne donne seul tout ce que nous tirons du cheval, du bœuf et de la brebis...

Le bois du renne, beaucoup plus grand, plus étendu, et divisé en un bien plus grand nombre de rameaux que celui du cerf, est une espèce de singularité admirable et monstrueuse: la nourriture de cet animal pendant l'hiver est une mousse blanche qu'il sait trouver sous les neiges épaisses en les fouillant avec son bois, et les détournant avec ses pieds; en été il vit de boutons et de feuilles d'arbres, plutôt que d'herbes, que les rameaux de son bois avancés en avant ne lui permettent pas de brouter aisément: il court sur la neige, et enfonce peu à cause de la largeur de ses pieds... Ces animaux sont doux; on en fait des troupeaux, qui rapportent beaucoup de profit à leur maître;

le lait, la peau, les nerfs, les os, les cornes des pieds, les bois, le poil, la chair, tout en est bon et utile.

92. Das Kamel.

Les Arabes regardent le chameau comme un présent du ciel, un animal sacré, sans le secours duquel ils ne pourraient ni subsister, ni commercer, ni voyager. Le lait des chameaux fait leur nourriture ordinaire; ils en mangent aussi la chair, surtout celle des jeunes, qui est très-bonne à leur goût; le poil de ces animaux, qui est fin et moëlleux, et qui se renouvelle tous les ans par une mue complète, leur sert à faire les étoffes dont ils se vêtissent et se meublent; avec leurs chameaux, non-seulement ils ne manquent de rien; mais même ils ne craignent rien; ils peuvent mettre en un seul jour cinquante lieues de désert entre eux et leurs ennemis; toutes les armées du monde périraient à la suite d'une troupe d'Arabes; aussi ne sont-ils soumis qu'autant qu'il leur plaît. Qu'on se figure un pays sans verdure et sans eau, un soleil brûlant, un ciel toujours sec, des plaines sablonneuses, des montagnes encore plus arides, sur lesquelles l'œil s'étend et le regard se perd sans pouvoir s'arrêter sur aucun objet vivant; une terre morte, et pour ainsi dire écorchée par les vents, laquelle ne présente que des ossements, des cailloux jonchés, des rochers debout ou renversés, un désert entièrement découvert où le voyageur n'a jamais respiré sous l'ombrage, où rien ne l'accompagne, rien ne lui rappelle la nature vivante: solitude absolue, mille fois plus affreuse que celle des forêts, car les arbres sont encore des êtres pour l'homme qui se voit seul. Plus isolé, plus dénué, plus perdu dans ces lieux vides ets ans bornes, il voit partout l'espace comme son tombeau; la lumière du jour, plus triste que l'ombre de la nuit, ne renaît que pour éclairer sa nudité, son impuissance, et pour lui présenter l'horreur de sa situation, en reculant à ses yeux les barrières du vide, en étendant autour de lui l'abîme de l'immensité qui le sépare de la terre habitée: immensité qu'il tenterait en vain de parcourir, car la faim, la soif et la chaleur brûlante pressent tous les instants qui lui restent entre le désespoir et la mort.

Cependant l'Arabe, à l'aide du chameau, a su franchir et même s'approprier ces lacunes de la nature: elles lui servent d'asile, elles assurent son repos et le maintiennent dans son indépendance; mais de quoi les hommes savent-ils user sans abus? Ce même Arabe, libre, indépendant, tranquille et même riche, au lieu de respecter ces déserts comme les remparts de sa liberté, les souille par le crime; il les traverse pour aller chez des nations voisines enlever des esclaves et de l'or; il s'en sert pour exercer son brigandage,

dont malheureusement il jouit plus encore que de sa liberté; car ses entreprises sont presque toujours heureuses: malgré la défiance de ses voisins et la supériorité de leurs forces, il échappe à leur poursuite et emporte impunément tout ce qu'il leur a ravi. Un Arabe qui se destine à ce métier de pirate de terre s'endurcit de bonne heure à la fatigue des voyages; il s'essaie à se passer du sommeil, à souffrir la faim, la soif et la chaleur; en même temps il instruit ses chameaux, il les élève et les exerce dans cette même vue: peu de jours après leur naissance, il leur plie les jambes sous le ventre, il les contraint à demeurer à terre, et les charge, dans cette situation, d'un poids assez fort qu'il les accoutume à porter et qu'il ne leur ôte que pour leur en donner un plus fort; au lieu de les laisser paître à toute heure et boire à leur soif, il commence par régler leurs repas, et peu à peu les éloigne à de grandes distances, en diminuant aussi la quantité de la nourriture; lorsqu'ils sont un peu forts, il les exerce à la course, il les excite par l'exemple de chevaux, et parvient à les rendre aussi légers et plus robustes; enfin, dès qu'il est sûr de la force, de la légèreté et de la sobriété de ses chameaux, il les charge de ce qui est nécessaire à sa subsistance et à la leur, il part avec eux, arrive sans être attendu aux confins du désert, arrête les premiers passants, pille les habitations écartées, charge ses chameaux de son butin; et s'il est poursuivi, s'il est forcé de précipiter sa retraite, c'est alors qu'il développe tous ses talents et les leurs; monté sur l'un des plus légers, il conduit la troupe, la fait marcher jour et nuit, presque sans s'arrêter, ni boire, ni manger; il fait aisément trois cents lieues en huit jours, et pendant tout ce temps de fatigue et de mouvement, il laisse ses chameaux chargés, il ne leur donne chaque jour qu'une heure de repos et une pelote de pâte; souvent ils courent ainsi neuf ou dix jours sans trouver de l'eau: ils se passent de boire; et lorsque par hasard il se trouve une mare à quelque distance de leur route, ils sentent l'eau de plus d'une demi-lieue; la soif qui les presse leur fait doubler le pas, et ils boivent en une seule fois pour tout le temps passé et pour tout autant de temps à venir; car souvent leurs voyages sont de plusieurs semaines, et leurs temps d'abstinence durent aussi longtemps que leurs voyages.

En Turquie, en Perse, en Arabie, en Egypte, en Barbarie, etc., le transport des marchandises ne se fait que par le moyen des chameaux: c'est de toutes les voitures la plus prompte et la moins chère. Les marchands et autres passagers se réunissent en caravanes pour éviter les insultes et les pirateries des Arabes; ces caravanes sont souvent très-nombreuses et toujours composées de plus de chameaux que d'hommes; chacun de ces chameaux est chargé selon sa force:

il la sent si bien lui-même que, quand on lui donne une charge trop forte, il la refuse, et reste constamment couché jusqu'à ce qu'on l'ait allégée; ordinairement les grands chameaux portent un millier, et même douze cents pesant; les plus petits six à sept cents. Dans ces voyages de commerce on ne précipite pas leur marche; comme la route est souvent de sept à huit cents lieues, on règle leur mouvement et leurs journées; ils ne vont que le pas, et font chaque jour dix à douze lieues; tous les soirs on leur ôte leur charge et on les laisse paître en liberté: si l'on est en pays vert, dans une bonne prairie, ils prennent en moins d'une heure tout ce qu'il leur faut pour en vivre vingt-quatre, et pour ruminer pendant toute la nuit; mais rarement ils trouvent de ces bons pâturages, et cette nourriture délicate ne leur est pas nécessaire; ils semblent même préférer aux herbes les plus douces, l'absinthe, le chardon, l'ortie, le genêt, la cassie, et les autres végétaux épineux; tant qu'ils trouvent des plantes à brouter, ils se passent très-aisément de boire.

Au reste, cette facilité qu'ils ont à s'abstenir longtemps de boire n'est pas de pure habitude, c'est plutôt un effet de leur conformation : il y a dans le chameau, indépendamment des quatre estomacs qui se trouvent d'ordinaire dans les animaux ruminants, une cinquième poche qui lui sert de réservoir pour conserver de l'eau; ce cinquième estomac manque aux autres animaux et n'appartient qu'au chameau; il est d'une capacité assez vaste pour contenir une grande quantité de liqueur, elle y séjourne sans se corrompre et sans que les autres aliments puissent s'y mêler; et lorsque l'animal est pressé par la soif et qu'il a besoin de délayer les nourritures sèches et de les macérer par la rumination, il fait remonter dans sa panse et jusqu'à l'œsophage une partie de eette eau par une simple contraction des muscles. C'est donc en vertu de cette conformation très-singulière que le chameau peut se passer plusieurs jours de boire, et qu'il prend en une seule fois une prodigieuse quantité d'eau, qui demeure saine et limpide dans ce réservoir, parce que les liqueurs du corps ni les sucs de la digestion ne peuvent s'y mêler.

Si l'on réfléchit sur les difformités, ou plutôt sur les non-conformités de cet animal avec les autres, on ne pourra douter que sa nature n'ait été considérablement altérée par la contrainte de l'esclavage, et par la continuité des travaux. Le chameau est plus anciennement, plus complètement et plus laborieusement esclave qu'aucun des autres animaux domestiques: il l'est plus anciennement, parce qu'il habite les climats où les hommes se sont le plus anciennement policés; il l'est plus complètement, parce que dans les autres espèces d'animaux domestiques, telles que celles du cheval, du chien, du bœuf, de la brebis, du cochon, etc., on trouve

encore des individus dans leur état de nature, des animaux de ces mêmes espèces qui sont sauvages et que l'homme ne s'est pas soumis: au lieu que dans le chameau l'espèce entière est esclave; on ne le trouve nulle part dans sa condition primitive d'indépendance et de liberté; enfin, il est plus laborieusement esclave qu'aucun autre, parce qu'on ne l'a jamais nourri ni pour le faste, comme la plupart des chevaux, ni pour l'amusement, comme presque tous les chiens, ni pour l'usage de la table, comme le bœuf, le cochon, le mouton; que l'on n'en a jamais fait qu'une bête de somme qu'on ne s'est pas même donné la peine d'atteler ni de faire tirer, mais dont on a regardé le corps comme une voiture vivante qu'on pouvait tenir chargée et surchargée, même pendant le sommeil; car, lorsqu'on est pressé, on se dispense quelquefois de leur ôter le poids qui les accable, et sous lequel ils s'affaissent pour dormir, les jambes pliées et le corps appuyé sur l'estomac; aussi portent-ils toutes les empreintes de la servitude, et les stigmates de la douleur.

93. Das Lama.

Le Pérou, selon Grégoire de Bolivar, est le pays natal, la vraie patrie des lamas: on les couduit, à la vérité, dans d'autres provinces, comme à la Nouvelle-Espagne, mais c'est plutôt pour la curiosité que pour l'utilité; au lieu que dans toute l'étendue du Pérou, depuis Potosi jusqu'à Caracas, ces animaux sont en très-grand nombre: ils sont aussi de la plus grande nécessité; ils font seuls toute la richesse des Indiens, et contribuent beaucoup à celle des Espagnols. Leur chair est bonne à manger; leur poil est une laine fine d'un excellent usage, et pendant toute leur vie ils servent constamment à transporter toutes les denrées du pays; leur charge ordinaire est de cent cinquante livres, et les plus forts en portent jusqu'à deux cent cinquante; ils font des voyages assez longs dans des pays impraticables pour tous les autres animaux; ils marchent assez lentement, et ne font que quatre ou cinq lieues par jour; leur démarche est grave et ferme, leur pas assuré; ils descendent des ravines précipitées, et surmontent des rochers escarpés où les hommes mêmes ne peuvent les accompagner; ordinairement ils marchent quatre ou cinq jours de suite, après quoi ils veulent du repos, et prennent d'eux-mêmes un séjour de vingt-quatre ou trente heures avant de se remettre en marche. On les occupe beaucoup au transport des riches matières que l'on tire des mines du Potosi. Bolivar dit que de son temps on employait à ce travail trois cent mille de ces animaux.

Leur accroissement est assez prompt, et leur vie n'est pas bien longue; ils sont en pleine vigueur depuis trois ans

jusqu'à douze; et ils commencent ensuite à dépérir, en sorte qu'à quinze ils sont entièrement usés. Leur naturel paraît être modelé sur celui des Américains; ils sont doux et flegmatiques, et font tout avec poids et mesure: lorsqu'ils voyagent et qu'ils veulent s'arrêter pour quelques instants, ils plient les genoux avec la plus grande précaution, et baissent le corps en proportion, afin d'empêcher leur charge de tomber ou de se déranger; et dès qu'ils entendent le coup de sifflet de leur conducteur, ils se relèvent avec les mêmes précautions et se remettent en marche: ils broutent, chemin faisant, et partout où ils trouvent de l'herbe; mais jamais ils ne mangent la nuit, quand même ils auraient jeûné pendant le jour; ils emploient ce temps à ruminer: ils dorment appuyés sur la poitrine, les pieds repliés sous le ventre, et ruminent aussi dans cette situation. Lorsqu'on les excède de travail et qu'ils succombent une fois sous le faix, il n'y a nul moyen de les faire relever, on les frappe inutilement; ils s'obstinent à demeurer au lieu même où ils sont tombés; et si l'on continue de les maltraiter, ils se désespèrent et se tuent, en battant la terre à droite et à gauche avec leur tête. Il ne se défendent ni des pieds ni des dents, et n'ont pour ainsi dire d'autres armes que celles de l'indignation: ils crachent à la face de ceux qui les insultent, et l'on prétend que cette salive qu'ils lancent dans la colère est âcre et mordicante, au point de faire lever des ampoules sur la peau.

Le lama est haut d'environ quatre pieds, et son corps, y compris le cou et la tête, en a cinq ou six de longueur: le cou seul a près de trois pieds de long. Cet animal a la tête bien faite, les yeux grands, le museau un peu allongé, les lèvres épaisses, la supérieure fendue, et l'inférieure pendante. Il manque de dents incisives et canines à la mâchoire supérieure; ses oreilles sont longues de quatre pouces; il les porte en avant, les dresse et les remue avec facilité; la queue n'a guère que huit pouces de long; elle est droite, menue et un peu relevée. Ses pieds sont fourchus comme ceux du bœuf, mais ils sont surmontés d'un éperon en arrière, qui aide à l'animal à se retenir et à s'accrocher dans les pas difficiles. Il est couvert d'une laine courte sur le dos, la croupe et la queue, mais fort longue sur le flanc et sous le ventre. Du reste, les lamas varient par les couleurs: il y en a de blancs, de noirs, et de mêlés.

Ces animaux si utiles, et même si nécessaires dans le pays qu'ils habitent, ne coûtent ni entretien ni nourriture; comme ils ont le pied fourchu, il n'est pas nécessaire de les ferrer; la laine épaisse dont ils sont couverts dispense de les bâter; ils n'ont besoin ni de grain, ni d'avoine, ni de foin: l'herbe verte qu'ils broutent eux-mêmes leur suffit, et ils n'en prennent qu'en petite quantité; ils sont encore

plus sobres sur la boisson: ils s'abreuvent de leur salive, qui dans cet animal est plus abondante que dans aucun autre.

94. Die Henne und ihre Küchlein.

Cette mère qui a montré tant d'ardeur pour couver, qui a couvé avec tant d'assiduité, qui a soigné avec tant d'intérêt des embryons qui n'existaient point encore pour elle, ne se refroidit pas lorsque ses poussins sont éclos; son attachement, fortifié par la vue de ces petits êtres qui lui doivent la naissance, s'accroît encore tous les jours par les nouveaux soins qu'exige leur faiblesse: sans cesse occupée d'eux, elle ne cherche de la nourriture que pour eux; si elle n'en trouve point, elle gratte la terre avec ses ongles pour lui arracher les aliments qu'elle recèle dans son sein, et elle s'en prive en leur faveur; elles les rappelle lorsqu'ils s'égarent, les met sous ses ailes à l'abri des intempéries, et les couve une seconde fois; elle se livre à ces tendres soins avec tant d'ardeur et de souci, que sa constitution en est sensiblement altérée, et qu'il est facile de distinguer de tout autre poule une mère qui mène ses petits, soit à ses plumes hérissées et à ses ailes traînantes, soit au son enroué de sa voix, et à ses différentes inflexions toutes expressives, et ayant toutes une forte empreinte de sollicitude et d'affection maternelle.

Mais si elle s'oublie elle-même pour conserver ses petits, elle s'expose à tout pour les défendre: paraît-il un épervier dans l'air, cette mère si faible, si timide, et qui, en toute autre circonstance, chercherait son salut dans la fuite, devient intrépide par tendresse; elle s'élance au-devant de la serre redoutable, et, par ses cris redoublés, ses battements d'ailes et son audace, elle impose souvent à l'oiseau carnassier, qui, rebuté d'une résistance imprévue, s'éloigne et va chercher une proie plus facile. Elle paraît avoir toutes les qualités du bon cœur; mais ce qui ne fait pas autant d'honneur au surplus de son instinct, c'est que, si par hasard on lui a donné à couver des œufs de cane ou de tout autre oiseau de rivière, son affection n'est pas moindre pour ces étrangers qu'elle le serait pour ses propres poussins: elle ne voit pas qu'elle n'est que leur nourrice ou leur *bonne,* et non pas leur mère; et lorsqu'ils vont, guidés par la nature, s'ébattre ou se plonger dans la rivière voisine, c'est un spectacle singulier de voir la surprise, les inquiétudes, les transes de cette pauvre nourrice, qui se croit encore mère, et qui, pressée du désir de les suivre au milieu des eaux, mais retenue par une répugnance invincible pour cet élément, s'agite, incertaine, sur le rivage, tremble et se désole, voyant toute sa couvée dans un péril évident, sans oser lui donner de secours.

95. Der kahle Adler.*

Ce noble oiseau, le plus beau de son genre dans cette partie du monde, habite les deux continents et sous toutes les latitudes, depuis les régions polaires jusqu'à l'équateur. Il fréquente les bords de la mer, des lacs et des grands fleuves, et vit aux dépens des habitants des eaux, aussi bien que de ceux de la terre. Doué d'une grande puissance de vol, il s'élève jusqu'à la région des tempêtes, brave leur furie, et ne redoute que l'homme. Du haut des airs, son regard perçant explore une immence étendue de forêts, de champs, de lacs, ou les plages de l'Océan. Indifférent aux températures extrêmes, il passe, en quelques minutes, du froid des plus hautes régions de l'atmosphère aux chaleurs de la zone torride. Les saisons ne l'obligent point à changer de climat, ni à quitter les lieux qu'il a choisis; mais comme il préfère le poisson à toute autre nourriture, c'est près de grands amas d'eaux qu'il établit sa demeure.

La manière dont cet aigle parvient à se procurer son aliment de prédilection, manifeste à la fois ses bonnes qualités et ses vices; on y reconnaît la patience et l'habileté de l'observateur, la fierté et l'audace du guerrier, la cruelle inflexibilité du tyran. Penché sur une branche morte, au sommet de quelque arbre gigantesque, il observe, avec une immobilité qui ressemble à de l'indifférence, les mouvements des diverses troupes d'oiseaux, tandis que les mouettes, au plumage argenté, planent lentement dans les airs; que les grues silencieuses et vigilantes marchent avec gravité sur le sable; que les canards se reposent sur les flots; que les bruyantes corneilles exécutent leurs évolutions dans l'air, en redoublant leurs cris. Mais un spectacle plus intéressant vient frapper ses regards: le balbuzard a déployé ses grandes ailes; suspendu au-dessus des flots où il a choisi sa proie, il se dispose à la ravir. L'aigle le voit, son œil s'allume; son corps frémit sur la branche; ses ailes s'entr'ouvrent; le combat va commencer. Le balbuzard s'est élancé avec la rapidité d'une flèche; il plonge un instant, et le choc de ses ailes a fait jaillir l'écume: l'aigle saisit le moment où, chargé d'un gros poisson dont les mouvements le fatiguent, l'oiseau pêcheur remonte paisiblement dans les airs, en célébrant, par des cris, son infructueuse victoire. L'aigle l'atteint, l'attaque, et c'est alors qu'il faut voir l'intrépidité et les manœuvres habiles des deux combattants. Mais l'aigle, que rien n'embarrasse, n'a pas de peine à triompher d'un ennemi chargé de butin; le balbuzard pousse un cri de désespoir;

* Nr. 95 und 96 aus der Revue britannique, welche Auszüge aus Wilsons amerikanischer Ornithologie in französischer Uebersetzung mitgetheilt hat.

son fardeau lui échappe; le vainqueur, toujours avisé, toujours maître de ses mouvements, a reconnu d'un coup d'œil ce qu'il faut faire: l'impétuosité de son vol agite l'air en tourbillons; il atteint le poisson avant qu'il ait touché le flot, l'emporte dans ses serres, et va faire dans les bois, ou dans quelque autre lieu solitaire, un repas qui est plutôt le fruit du brigandage que le prix de la valeur.

96. Der Spottvogel.

Le plumage du *moqueur* n'a rien qui le fasse remarquer; mais la forme de cet oiseau ne manque point de grâce. Ses mouvements faciles, élégants et rapides, le feu de ses yeux, l'intelligence qu'ils expriment si bien lorsque cet habile imitateur écoute ou répète les leçons qu'il reçoit de toutes les tribus emplumées, sont l'étonnant caractère de son espèce. A toutes ces qualités ils joint une voix flexible et sonore, susceptible de toutes les modifications, capable de rendre toutes les nuances de sons, depuis les modulations douces et tendres de la grive des bois jusqu'aux cris rauques et sauvages de l'aigle chauve. Le moqueur saisit, avec une extrême justesse, la mesure et l'accent de ses modèles; mais il les surpasse par la douceur et l'expression que son bel organe sait donner aux chants qu'il imite. Dès le matin, les chantres ailés font retentir les forêts de leurs différents ramages: perché sur un jeune arbre ou sur un buisson de son bosquet natal, le moqueur fait dominer ses chants, comme un virtuose dans un concert: il semble que les autres oiseaux ne soient là que pour l'accompagner. Son talent ne se borne pas à l'imitation: son chant naturel est à la fois brillant et mélodieux; mais il l'interrompt souvent pour se livrer à ses caprices d'imitation, et il le reprend ensuite: cet exercice ne dure pas moins d'une demi-heure, et quelquefois une heure s'écoule avant que le chanteur se taise. Pendant ce temps, ses ailes étendues, sa queue tachetée de blanc, ses mouvements gais et vifs, ne plaisent pas moins aux yeux que l'éclat et la douceur de ses modulations ne charment l'oreille. On le voit pirouetter, comme dans le délire de l'enthousiasme, monter ou descendre, suivant les inflexions de sa voix. Un aveugle qui l'écouterait, imaginerait que les oiseaux de toutes les espèces se sont réunis pour se disputer le prix du chant. Son imitation est si parfaite, qu'elle trompe non-seulement le chasseur et le chercheur d'oiseaux, mais les oiseaux eux-mêmes, qui ne manquent point d'accourir dès qu'ils entendent cette voix mensongère, pour s'assurer si c'est une invitation, un cri d'appel. D'autres fois, saisis d'épouvante, ils se réfugient dans l'épaisseur des buissons; c'est le moqueur qui a causé cette alarme, en imitant le cri du faucon.

97. Die Bienen und die Ameisen. *

S'il est un spectacle qui mérite notre admiration, c'est celui que nous présentent ces petits insectes ailés, dont l'histoire est la plus belle leçon que l'homme puisse recevoir. Cet animal si chétif, si frêle, que le moindre accident abat, une pluie trop forte, un froid trop vif, nous donne l'exemple de la vie la plus laborieuse et la plus agitée, d'une constance infatigable, d'une activité que rien ne lasse. Sous l'habitation que l'homme lui prépare, non pas pour l'aider dans ses travaux, mais pour s'emparer plus commodément des richesses que son industrie y amasse, quel mouvement, quel ordre parfait, quel instinct, plus étonnant que notre science dont nous sommes si orgueilleux!

L'abeille change trois fois de forme. A sa sortie de l'œuf, elle est un petit ver sans pieds, blanc, ridé circulairement. On ignore si ce ver change de peau comme les larves des autres insectes. Il est nourri par des abeilles dont c'est la principale fonction, et qui lui prodiguent des soins maternels. Il grossit rapidement, sans quitter la petite chambre où il est né. Après six jours d'existence, il y file une coque dont la soie est appliquée sur les parois. Ce travail dure trente-six heures; trois jours après le ver se change en nymphe, et reste immobile et comme engourdi pendant huit jours: la dernière métamorphose s'accomplit enfin; l'animal prend des ailes, et devient une mouche agile qui ne connaît plus de repos. Dès le premier instant, le travail lui est inspiré: car pour sortir de sa demeure, il faut qu'elle brise la porte de cire au moyen de laquelle la nourrice l'a enfermée.

Les travaux de la ruche sont partagés, et toutes les abeilles y prennent une part active. Les unes se mettent en course dès le matin, et vont au loin butiner dans les champs. Elles se roulent dans la corolle des fleurs. La poussière jaune qu'elle renferme s'attache après le corps velu de l'abeille, qui, avec des espèces de brosses qu'elle a aux pattes, la ramasse en pelotes, et la loge dans une petite corbeille ou enfoncement bordé de poils, qui existe à chacune de ses jambes postérieures. Elle pompe ensuite le suc de la fleur, ce liquide sucré qu'elle rapporte à la ruche, et qu'elle dégorge dans les cellules, dont les unes sont destinées à recevoir la consommation journalière, et les autres, la provision qui doit être mise en réserve. Celles qui ne vont point aux champs ne restent pas oisives: elles sont occupées des divers travaux de la maison. Elles soignent les larves, construisent les gâteaux, nettoient toute l'habitation, servent avec empressement leur mère, que nous nommons la reine, ferment hermétiquement les cellules ou

* Th. Lebrun.

alvéoles qui ont été remplies de miel, afin de les préserver du contact de l'air.

Une bonne ruche contient plus de quinze mille abeilles, parmi lesquelles on en distingue depuis deux cents jusqu'à huit cents qui sont un peu plus grosses: ce sont les mâles. Ils ont la tête plus arrondie, le corps plus cylindrique, et ils n'ont pas d'aiguillon. Ces mâles qu'on appelle aussi ***bourdons***, sont des paresseux qui mangent le miel recueilli par les ouvrières, sans les aider en rien dans leurs travaux. Aussi, vers le mois de juillet, toute la colonie des travailleuses se révolte contre eux et les tue sans pitié. Une abeille plus allongée, plus grosse, est l'objet du respect, des soins, on pourrait dire des adulations de la peuplade entière. C'est la reine, c'est la mère commune: elle seule pond les œufs. Les travailleuses la suivent, la caressent, lui servent le miel le plus pur. C'est pour cette privilégiée qu'on travaille; c'est elle qui inspire le courage, la gaîté, le bonheur. Vient-elle à mourir, plus de travail, plus de mouvement; l'effroi est dans la cité, un silence morne y règne; tout le monde est découragé, et bientôt tout serait détruit, tout serait mort, si une nouvelle reine ne reparaissait pas. Les nourrices, aussitôt que la nouvelle de la mort est connue, s'empressent autour du couvain. Elles élargissent les cellules des larves qui sont nées, et qui n'ont pas plus de trois jours: au lieu de la nourriture légère qu'elles leur donnaient, elles leur servent en quantité de la bouillie royale, qui change leur nature, qui les développe davantage, et leur donne les qualités que doit avoir la reine. Il en paraît bientôt plusieurs: à l'instant tout renaît à la joie, le découragement fait place à une activité nouvelle: les travailleuses reprennent leurs courses; l'air est obscurci de voyageuses, qui semblent vouloir réparer le temps perdu.

Cependant tous les malheurs n'ont pas cessé. L'absence de la reine avait produit un anéantissement général; la présence de plusieurs rivales décide la guerre civile. Les reines se livrent un combat terrible; il faut que les plus faibles périssent. Tout le peuple est dans l'attente, mais aussitôt que la victoire s'est déclarée, la reine victorieuse est saluée et entourée de tous les hommages, l'ordre renaît à l'instant.

Une partie des sucs que l'abeille puise dans le sein des fleurs se convertit en cire. Cette substance se forme en rubans autour des anneaux de son ventre. L'insecte ensuite la travaille avec ses pattes, et en fabrique les alvéoles à six pans, construits avec un art et une économie admirables.

L'histoire des fourmis est plus curieuse encore: guidées par un admirable instinct, elles s'établissent en république, et construisent d'immenses habitations en partie sous terre, et qui s'élèvent quelquefois tellement au-dessus du sol, qu'on les prendrait pour de petites montagnes. Elles ne font pas,

comme on le croit, des magasins, de riches dépôts de grains pour se nourrir l'hiver. Les fourmis ne mangent pas pendant les froids: elles sont engourdies et immobiles. Ces habitations, composées de paille, de brins de bois, de mille petits débris, sont disposées en longues galeries et en cellules étroites, où les œufs sont déposés. Ainsi c'est pour satisfaire au besoin le plus impérieux de la nature, au sentiment de la maternité, que ces petits animaux travaillent avec une ardeur infatigable. Mais ce qui est plus étonnant, c'est leur organisation sociale, ce sont leurs mœurs. Ces sociétés d'insectes ont leurs lois, leur politique; elles forment un état constitué à la manière des sociétés d'hommes, et l'on a vu des guerres cruelles porter la désolation dans les fourmilières voisines et jalouses les unes des autres. Des combats acharnés sont livrés par ces petites bêtes que le pied d'un homme écrase par milliers. J'ai assisté un jour à l'une de ces actions mémorables. Je n'ai pas pu deviner la cause de la guerre; mais j'ai admiré l'ordre de la bataille, la disposition des deux armées, le courage des combattants. A leur acharnement, à leur colère, il m'était impossible de ne pas leur supposer toutes les passions humaines. Ma surprise fut sans égale lorsque je reconnus que non-seulement les morts en grand nombre couvraient ce champ de gloire et de carnage, mais que des prisonniers étaient faits, et qu'après la victoire les vainqueurs entraînaient avec eux leurs captifs, qu'ils condamnent, dit-on, aux travaux les plus pénibles de l'habitation. On n'ose pas croire tout ce qui est raconté de l'instinct de ces insectes; on craint de se laisser séduire par l'attrait du merveilleux. Cependant ce qui nous reste à ajouter est constaté par les observations consciencieuses de naturalistes célèbres. On dit que les fourmis sont très-friandes d'une humeur qui suinte des deux mamelons existant au ventre des pucerons. Elles montent en foule sur les arbres pour aller teter ces mamelons. On dit qu'elles ont l'industrie d'apporter dans leurs demeures quelques-uns de ces pucerons, qu'elles les nourrissent dans des étables disposées à cet usage, et qu'elles peuvent ainsi les traire à l'aise, quand le mauvais temps les retient à la maison.

98. Die Pantherjagd. *

Un soir que j'étais rentré de fort bonne heure, je trouvai à la maison un habitant que je ne connaissais point, et qui m'attendait. Il se nommait *Smit*. Il était venu pour solliciter nos secours contre une panthère qui, fixée depuis quelque temps dans son canton, enlevait régulièrement toutes les nuits quelque pièce de son bétail. Sa proposition me fit grand plaisir; je l'acceptai avec transport. Enchanté de faire

* Nr. 98—100 aus Le Vaillant's Reise in Südafrika.

en règle la chasse de cet animal, je comptais me venger sur lui de l'épouvante que m'avait causée son pareil dans la baie de Saldanha.

Jour pris pour le lendemain, nous déterminâmes quelques jeunes gens des environs à se joindre à nous. Je remarquai qu'ils ne s'y prêtaient point de trop bonne grâce. J'en fis honte aux plus récalcitrants; ce fut un coup d'aiguillon pour les autres. Nous réunîmes tous les chiens que nous pûmes trouver, et chacun s'arma de pied en cap. Toutes nos batteries ainsi dressées, comme s'il se fût agi d'une prise d'assaut, on se sépara. Je me mis sur mon lit pour y dormir quelques heures, et me disposer à la fatigue du lendemain. Je ne pus fermer l'œil d'impatience et d'aise. Dès la pointe du jour, je gagnai la plaine avec mon escorte. *Smit* et quelques amis nous attendaient; nous nous trouvâmes environ dix-huit chasseurs. Nos chiens réunis formaient une meute de pareil nombre. Nous apprîmes que la panthère avait encore enlevé un mouton pendant la nuit.

Un des canons de mon fusil était chargé de très-gros plomb, l'autre de chevrotine. J'avais, en outre, une carabine chargée à balles. Mon Hottentot la portait, et me suivait. Le pays assez bien découvert n'offrait que quelques buissons isolés de côté et d'autre. Il fallait visiter tous ceux qui se trouvaient sur notre passage, avec bien des précautions.

Après plus d'une heure de recherches, nous tombâmes sur le mouton dont la panthère n'avait dévoré que la moitié. Une fois sûrs de la piste, l'animal n'était pas loin, et ne pouvait nous échapper. En effet, quelques instants après, nos chiens, qui jusque-là n'avaient fait que battre confusément la campagne, tout à coup se réunirent, et, pressés ensemble, s'élancèrent, à deux cents pas de nous, vers un énorme buisson où ils se mirent à aboyer, à hurler de toutes leurs forces.

Je sautai de mon cheval, que je remis à mon Hottentot; et, courant du côté du buisson, je m'établis sur un petit monticule qui en était à cinquante pas; mais, jetant les yeux derrière moi, je vis qu'il n'y avait pas un seul de mes compagnons qui fît bonne contenance. Jean Slaber, un des fils de mon hôte, colosse de six pieds, vint se ranger près de moi; il ne voulait point, disait-il, m'abandonner, même au péril de sa vie. Au battement de son cœur, aux traits effarés de son visage, je jugeai que le pauvre garçon comptait peu sur lui-même; je sentais, pour en tirer parti, qu'il avait besoin d'un homme ferme qui le rassurât. En effet, quelle que fût sa terreur, je pense qu'il se croyait en plus grande sécurité près de moi qu'au milieu de ses poltrons de camarades, que nous voyions divaguer dans la plaine, et se tenir à une distance respectueuse.

Ils m'avaient tous averti que, dans le cas où je joindrais

l'animal d'assez près pour en être entendu, je ne devais point crier *saa, saa*; que ce mot mettait le tigre en fureur, et qu'il s'élançait de préférence sur celui qui l'avait prononcé. Mais, en rase campagne, bien à découvert, et ne pouvant être surpris par l'animal, je me mis à crier plus de mille fois *saa, saa, saa*, autant pour exciter les chiens que pour l'arracher de son fort. Ce fut en vain; l'animal et la meute également effrayés l'un de l'autre n'osaient ni pénétrer ni sortir; parmi les chiens cependant, je remarquai des *mâtins* pour qui j'aurais parié, si leur courage eût secondé leurs forces. Ma seule chienne, la plus petite de la troupe, se montrait toujours à la tête des autres. Elle seule s'avançait un peu dans le buisson; il est vrai que, reconnaissant ma voix, elle en était animée et plus acharnée que les autres.

L'affreux tigre poussait des hurlements terribles. A chaque instant, je le croyais lancé. Les chiens, au moindre mouvement qu'il faisait sans doute, se jetaient avec précipitation en arrière, et détalaient à toutes jambes. Quelques coups de fusil, tirés au hasard, le déterminèrent enfin. Il sortit brusquement. Cette apparition subite fut, pour tout le monde, un signal de décamper. Jean Slaber lui-même qui, taillé comme un Hercule, aurait pu lutter avec l'animal et l'étouffer dans ses bras, perd tout à coup la tête; il cède à sa frayeur, s'enfuit vers les autres, et m'abandonne. Je reste seul avec mon Hottentot. Le tigre, pour gagner un autre buisson, passe à cinquante pas de nous, ayant tous les chiens à ses trousses. Nous le saluons de nos trois coups à son passage.

Le buisson dans lequel il se réfugia était moins haut, moins grand et moins touffu que celui qu'il venait de quitter; des traces de sang me firent présumer que je l'avais touché, et l'acharnement redoublé des chiens m'en donna la preuve. Une partie de mon monde alors se rapprocha; mais le plus grand nombre avait tout à fait disparu.

L'animal fut encore harcelé pendant plus d'une heure; nous tirâmes au hasard dans le buisson plus de quarante coups de fusil; enfin lassé, impatienté même de ce manége qui ne finissait rien, je remontai à cheval et tournai, avec précaution, du côté opposé aux chiens. Je présumais qu'occupé à se défendre contre eux, il me serait aisé de le surprendre par derrière. Je ne m'étais pas trompé; je l'aperçus. Il était acculé, jouant des pattes pour tenir en respect ma petite chienne qui venait aboyer jusqu'à la portée de sa griffe. Quand j'eus pris tout le temps nécessaire pour le bien ajuster, je lui lâchai ma carabine que je laissai tomber pour me saisir promptement de mon fusil à deux coups que je portais à l'arçon de ma selle. Cette précaution fut inutile. L'animal ne parut point; et, mon coup parti, je ne le vis même plus. Quoique sûr de l'avoir atteint, il y aurait eu de l'imprudence à pénétrer tout de suite dans ce fourré.

Cependant on ne l'entendait point; je le soupçonnais ou mort ou dangereusement blessé. „Amis, criai-je alors à ceux de nos chasseurs qui s'étaient rapprochés, allons, tous de front et sur une ligne serrée, droit à lui, il faut bien, s'il vit encore, que tous nos coups lâchés ensemble le démontent, s'il se présente; quel risque pouvons-nous courir?“ Il n'y eut qu'une voix pour me répondre; mais elle fut négative. Ma proposition ne fut goûtée de personne. Indigné, furieux: „Camarade,“ dis-je à mon Hottentot non moins animé que son maître, „l'animal doit être ou mort ou très-malade. Monte à cheval, approche-toi comme je l'ai fait, et tâche de découvrir dans quel état nous l'avons mis. Je vais garder l'entrée; pour cette fois, s'il veut échapper, je l'assomme. Nous pouvons l'achever sans le secours de ces lâches.“ Il ne fut pas plutôt entré, qu'il me cria qu'il apercevait le tigre étendu de son long sans aucun mouvement apparent, et qu'il le jugeait mort. Pour s'en assurer, il lui tira un dernier coup de sa carabine; j'accourus; tout mon corps frémissait d'aise et d'exaltation; mon brave Hottentot partageait mes vifs transports. La joie doublait nos forces. Nous traînâmes l'animal en plein air; il me semblait énorme. Je commençai d'abord par prendre en détail toutes ses dimensions. Je l'examinais et le retournais dans tous les sens. Je l'admirais avec orgueil. C'était-là mon coup d'essai; et le tigre, par hasard, se trouva de la forte taille. Il était mâle: depuis l'extrémité de la queue jusqu'à la moustache, il portait sept pieds deux pouces sur une circonférence de deux pieds dix pouces. Je lui reconnus tous les caractères de la panthère, si bien décrits par Buffon. Mais dans toute la colonie, on ne le nomme pas autrement que le tigre. Cet usage a prévalu, quoique dans toute cette partie de l'Afrique on ne rencontre aucun tigre proprement dit, et qu'il y ait une grande différence entre l'un et l'autre de ces animaux; les Hottentots l'appellent ***Garougama***, c'est-à-dire ***Lion tacheté.***

En général, dans les colonies du Cap, on redoute la panthère beaucoup plus que le lion. Celui-ci n'arrive jamais sans s'annoncer par des rugissements affreux. Il donne lui-même le signal de la défense, comme s'il montrait plus de confiance dans sa force, ou qu'il mît plus de noblesse dans l'attaque. L'autre, au contraire, unit la perfidie à la férocité: il arrive toujours sans bruit, se glisse avec adresse, saisit l'avantage; et sautant sur sa proie, l'enlève avant qu'on se soit douté de son approche.

99. Die Flußpferdjagd.

En côtoyant la rivière, nous nous approchions de son bord autant qu'il nous était possible, et dans le plus grand

silence; nous marchâmes ainsi trois bonnes heures sans avoir rien découvert. Enfin nous reconnûmes le pas d'un hippopotame qui devait avoir passé là pendant la nuit; nous suivîmes cette trace l'espace d'une heure et demie; elle nous conduisit à l'endroit où l'animal s'était jeté à l'eau: à l'instant nous nous distribuâmes le long du bord, à quelque distance les uns des autres, pour prêter l'oreille. Il partit un coup de fusil de celui de mes gens qui était le plus éloigné; nous courûmes à lui; il avait vu et tiré l'animal, mais il l'avait manqué. Heureusement nous n'attendîmes pas longtemps sans le voir reparaître et l'entendre respirer; toute sa tête était hors de l'eau; mais il avait gagné vers la rive opposée. La rivière était fort large; deux de mes gens se mirent à la nage, et la traversèrent dans l'espoir de forcer l'animal à tenir au moins le milieu s'ils ne pouvaient l'amener à notre portée. Cette épreuve réussit complétement; mais l'hippopotame montrait tant de défiance qu'à peine pour respirer sortait-il le bout du nez hors de l'eau; changeant de place à tout instant, il ne se remontrait jamais dans l'endroit où nous l'attendions; il replongeait si souvent et si vite qu'il ne nous donnait pas même le temps de l'ajuster. Déjà nous avions tiré une trentaine de coups sans qu'aucun l'eût atteint; les deux Hottentots qui avaient passé la rivière n'avaient point de fusil; l'animal rusé qui remarquait qu'on ne tirait point de leur côté, s'y tenait de préférence; je fis partir Pit, celui de mes chasseurs qui en dernier lieu venait de remporter le prix au blanc; je lui commandai de passer la rivière hors de la vue de l'animal, de faire un détour pour rejoindre ses deux camarades, et surtout de ne point tirer sans être sûr de son coup; il exécuta mes ordres avec beaucoup d'intelligence; l'animal qui, de l'autre bord se sentant hors de notre portée, n'avait point de défiance, levait quelquefois sa tête presque entière hors de l'eau; dans un de ces moments, Pit l'ajusta si bien, que l'hippopotame, en recevant le coup, replongea. Il était bien touché; j'en étais certain; il reparut en effet bientôt, sortant la plus grande partie de son corps, et se débattant convulsivement; c'est alors que je lui envoyai une balle dans la poitrine; il s'enfonça de nouveau, et ne reparut plus que vingt-sept minutes après; il était mort et dérivait au courant; nos nageurs allèrent à lui et le poussèrent de notre côté jusqu'au bord du rivage.

Je ne peindrai point la joie commune, lorsque nous vîmes enfin ce monstrueux animal en notre possession; mais mon monde et moi avions nos motifs qui ne se ressemblaient guère. La gourmandise le présentait aux yeux de mes gens comme un friand morceau dont ils allaient se gorger, tandis que la curiosité l'offrait à mon esprit comme un objet intéressant d'histoire naturelle que je ne connaissais encore que par les livres et les gravures.

Les jambes de ce quadrupède, fort courtes proportionnellement à son volume, nous favorisaient d'autant mieux que nous pouvions le rouler à terre; comme nous aurions fait un foudre d'Allemagne. L'animal était tout aussi rond; je ne pouvais me lasser d'admirer et d'examiner dans les plus grands détails cette énorme masse. C'était une femelle: la balle de Pit l'avait atteinte précisément au-dessous de l'œil gauche, et se trouva implantée dans la mâchoire; je doutais fort qu'elle fût morte de ce coup; ma balle au contraire, entrée précisément au défaut de l'omoplate, lui avait cassé une côte et traversait le poumon de part en part.

Elle avait, depuis le mufle jusqu'à la naissance de la queue, dix pieds sept pouces de longueur, sur huit pieds onze pouces de circonférence; ses défenses arquées ne portaient que cinq pouces de long sur un pouce de diamètre dans la partie la plus épaisse, ce qui me faisait juger qu'elle était encore jeune; elle n'avait dans l'estomac que des feuilles et quelques roseaux mal broyés; j'y vis même des morceaux de branches de la grosseur d'une plume à écrire, qui n'étaient qu'applatis: généralement, soit dans l'estomac, soit dans les déjections, on remarque que les grands animaux, comme éléphant, rhinocéros, ne triturent que fort légèrement les différentes nourritures qu'ils prennent.

Toutes les figures d'hippopotames qui ont été données jusqu'à présent sont très-imparfaites; la meilleure que je connaisse, est sans contredit celle de M. Allaman, professeur de médecine à Leyde. Elle a été gravée d'après les dessins qu'il en avait reçus de M. Gordon. Dans ma description des animaux, je ferai copier celui que j'en ai tiré moi-même, et j'espère qu'il satisfera les naturalistes.

Je fis partir un Hottentot pour le camp, afin d'amener le lendemain deux forts attelages de bœufs, pour transporter notre chasse; le jour avait entièrement disparu; nous choisîmes le dessous d'un gros arbre pour y passer la nuit; nous n'étions pas éloignés du bord de l'eau, parce que n'ayant pu rouler notre animal plus loin, et ne voulant pas l'abandonner au hasard d'être dévoré par les bêtes carnassières, nous nous voyions forcés de le garder à vue: nous étions environnés et couverts de beaucoup d'arbres, ce qui rendait notre position plus critique; nous pouvions être aisément surpris; mais au moyen des feux extraordinaires que nous allumâmes, et d'une vingtaine de coups de fusil qui furent tirés par intervalles, nous eûmes une nuit fort tranquille. Il ne nous fut cependant pas possible de dormir: attirés par le voisinage de l'eau et la fraîcheur de l'emplacement que nous occupions, des myriades de cousins nous dévoraient: un de mes Hottentots qui s'était endormi avait tellement été piqué, que son visage démesurément enflé le rendait méconnaissable.

J'avais eu soin de faire couper un pied de l'hippopotame, qu'on m'accommoda comme on avait fait, environ cinq mois avant, celui du premier éléphant que j'avais tué avant de traverser la montagne Duyvels-Kop, pour passer du pays d'Auteniquais dans celui du Lange-Kloof.

J'eus toutes les peines du monde pour mettre mes gens à l'ouvrage; ils avaient passé toute la nuit à se bourrer d'hippopotame; je les avais vus faire cuire des émincées d'un pied de large et de deux ou trois de longueur; ils ne sentaient d'autre besoin que celui de dormir.

On me servit pour mon déjeûné le pied qu'on m'avait fait cuire pendant la nuit, il était succulent; je le crois supérieur à celui de l'éléphant. Il est plus délicat, et jamais je n'ai rien mangé qui m'ait fait plus de plaisir.

Quoique l'hippopotame soit extrêmement gras; sa graisse n'a rien de dégoûtant, et ne produit point les mauvais effets de celle des autres animaux; mes gens la faisaient fondre et la buvaient par écuelles comme on avale un bouillon; ils s'en étaient outre cela si bien frottés, qu'on eût dit qu'on les avait vernissés, tant ils étaient luisants, et leurs ventres tendus montraient assez que le repas de la nuit n'avait point été frugal.

J'avais oublié de demander un cheval pour moi, Swanepoël y avait pensé: la chaleur était excessive; six grandes lieues nous séparaient du gîte; je fis attacher l'hippoptame par la tête à une forte chaîne, et l'on y attela douze bœufs. Tant que nous longeâmes la rivière, ils éprouvèrent beaucoup de peine et de fatigue, soit par l'inégalité du chemin, soit par les troncs d'arbres qui gênaient à tous moments le passage; mais, une fois arrivés sur la plaine couverte d'herbes assez hautes, je fis changer les relais; et, voyant qu'ils allaient assez rondement, je montai à cheval pour gagner le devant. Jager, mon chien favori, qui ne me quittait jamais, et me suivait à la chasse et dans toutes mes courses, fut obligé, pour cette fois, de rester en arrière, ne pouvant se traîner; il avait imité mes Hottentots, et n'arriva qu'avec eux vers les cinq heures du soir.

Les trois chasseurs que j'avais envoyés d'un autre côté, étaient aussi de retour avec bonne prise: ils avaient tué deux gnous, trois gazelles de parade, de façon que nous nous trouvions tout d'un coup abondance de vivres; mais la grande chaleur, et le frottement de l'hippopotame sur la terre, l'avaient avancé et meurtri, de manière que quelques-unes des parties les plus susceptibles comme les plus délicates étaient endommagées et commençaient à se gâter: cela nous obligea à passer la nuit à le dépecer; on en sala une partie dans les deux peaux de gnou que mes chasseurs avaient rapportées; je fis mettre à part les meilleurs morceaux dans une barique d'eau-de-vie qu'on défonça, après avoir transvasé

dans des cruches ce qui pouvait y rester de liqueur: mes gens profitèrent de cette opération, et s'enivrèrent.

La nuit suivante, nos deux lions revinrent encore; je crois que toutes les hyènes et tous les chacals s'étaient assemblés pour nous rendre visite. Une hyène osa traverser nos feux et arriver jusqu'à nous. Elle fut manquée par un Hottentot qui la tira; les chacals venaient jusques dans le camp; sans le renfort de nos chiens, nous eussions été forcés de partager notre chasse avec ces animaux qui ne paraissaient pas d'humeur à en avoir le démenti.

Le lendemain, nos gens s'occupèrent à dépecer la peau de l'hippopotame pour en faire ce qu'on appelle dans le pays des *chanboc.* Ce sont les fouets en usage pour frapper les bœufs qui sont sous la main du conducteur au timon du chariot; ils ont la forme de ceux dont on se sert en Europe pour monter à cheval; mais ils sont plus gros et plus longs; et comme, dans la plus grande épaisseur, la peau peut avoir deux pouces, on la coupe en lanières de deux pouces de large, ce qui donne à toutes ces pièces deux pouces d'équarrissage en tous sens; ils ont environ six pieds de long: on les suspend, et l'on attache un poids à l'extrémité inférieure pour les faire sécher; on les arrondit à coups de maillet, observant de les faire venir à rien par l'un des bouts: ceux qu'on rend plus minces pour monter à cheval ont sur ceux d'Europe l'avantage de ne jamais rompre, surtout si, de temps à autre, on prend soin de les lustrer avec un peu d'huile.

On fait un usage pareil du cuir du rhinocéros; les habitants du Cap lui donnent même la préférence, quoique ce fouet soit moins solide, mais parce qu'il prend un plus beau poli et une couleur de corne presque transparente. Pour les colons, qui ne sont point élégants et qui préfèrent l'utile à l'agréable, ils ne font usage que des premiers; les uns et les autres se vendent actuellement assez cher, les deux espèces d'animaux qui fournissent la matière de ces fouets ne se trouvant plus dans les colonies, et ceux des particuliers qui pénètrent quelquefois au-delà n'étant pas sûrs d'en pouvoir rencontrer.

Au reste, la peau de ces animaux ne peut guère s'employer mieux. Elle est trop épaisse pour servir à d'autres usages; elle ressemble beaucoup, si l'on met à part son épaisseur, à celle du cochon; l'hippopotame lui-même approche un peu de cet animal: leur lard n'aurait point de différence pour les personnes qu'on n'en aurait pas prévenues; si la salaison de celui-ci pouvait se faire avec toutes les précautions requises, on lui donnerait la préférence avec d'autant plus de raison, que, dans la colonie, cette graisse passe pour être très-saine; par exemple, on est persuadé au Cap qu'elle suffit, prise en potion, pour guérir radicalement

les personnes attaquées de la poitrine; celle que je conservais dans des outres de peau n'avait que la consistance ordinaire de l'huile d'olive dans les grands froids de l'hiver.

On reconnaît dans les défenses de l'hippopotame une qualité qui lui donne la préférence sur l'ivoire: celui-ci jaunit avec le temps; mais, de quelque façon que les autres soient préparées, elles conservent leur blancheur dans toute leur pureté: il ne faut pas s'étonner si les Européens en font un assez gros objet de trafic, et surtout les Français; aidées par l'art, elles suppléent à la nature, et figurent admirablement bien dans la bouche d'une jolie femme.

100. Die Elephantenjagd.

Nous ne perdions pas un seul moment de vue la trace de nos animaux; après quelques heures de fatigues et de marches pénibles au milieu de ronces, nous parvînmes à un endroit du bois fort découvert. Dans un espace assez étendu, il n'y avait que quelques arbrisseaux et du taillis. Nous arrêtons. Un de mes Hottentots, qui était monté sur un arbre pour observer, après avoir jeté les yeux de tous côtés, nous fait signe, en mettant un doigt sur la bouche, de rester tranquilles; il nous indique, avec la main qu'il ouvre et ferme plusieurs fois, le nombre d'éléphants qu'il aperçoit. Il descend; on tient conseil, et nous prenons le dessous du vent, pour approcher sans être découverts. Il me conduit si près, à travers les broussailles, qu'il me met en présence d'un de ces énormes animaux. Nous nous touchions pour ainsi dire; je ne l'apercevais pas; non que la peur eut fasciné mes yeux; il fallait bien ici payer de sa personne, et se préparer au danger: j'étais sur un petit tertre au-dessus de l'éléphant même. Mon brave Hottentot avait beau me le montrer du doigt, me répéter vingt fois d'un ton impatient et pressé, le voilà! ... mais le voilà! ... je ne le voyais toujours point; je portais la vue beaucoup plus loin, ne pouvant imaginer que ce que j'avais à vingt pas au-dessous de moi pût être autre chose qu'une portion de rocher, puisque cette masse était entièrement immobile. A la fin cependant, un léger mouvement frappa mes regards. La tête et les défenses de l'animal, qu'effaçait son énorme corps, se tournèrent avec inquiétude vers moi. Sans plus perdre de temps et mon avantage en belles contemplations; je pose vite mon gros fusil sur son pivot, et lui lâche mon coup au milieu du front. Il tombe mort. Le bruit en fit, sur-le-champ, détaler une trentaine qui s'enfuirent à toutes jambes. Rien n'était plus amusant que de voir le mouvement de leurs grandes oreilles, qui battaient l'air en proportion de la vitesse qu'ils mettaient dans leur course: ce n'était-là que le prélude d'une scène plus animée.

Je prenais plaisir à les examiner, lorsqu'il en passa un à côté de nous qui reçut un coup de fusil d'un de mes gens. Aux excréments teints de sang qu'il répandit, je jugeai qu'il était dangereusement blessé; nous commençâmes à le poursuivre. Il se couchait, se redressait, retombait; mais, toujours à ses trousses, nous le faisions relever à coups de fusil. L'animal nous avait conduits dans de hautes broussailles, parsemées çà et là de troncs d'arbres morts et renversés. Au quatorzième coup, il revint furieux contre le Hottentot qui l'avait tiré: un autre l'ajusta d'un quinzième qui ne fit qu'augmenter la rage de l'éléphant; et, gagnant au pied sur les côtés, il nous cria de prendre garde à nous. Je n'étais qu'à vingt-cinq pas; je portais mon fusil qui pesait trente livres, outre mes munitions. Je ne pouvais être aussi dispos que mes gens qui, ne s'étant pas laissé emporter aussi loin, avaient d'autant plus d'avance pour échapper à la trompe vengeresse, et se tirer d'affaire. Je fuyais; mais l'éléphant gagnait à chaque instant sur moi. Plus mort que vif, abandonné de tous les miens (un seul accourait dans ce moment pour me défendre), il ne me reste que le parti de me coucher, et de me blottir contre un gros tronc d'arbre renversé; j'y étais à peine que l'animal arrive, franchit l'obstacle; et, tout effrayé lui-même du bruit de mes gens qu'il entendait devant lui, il s'arrête pour écouter. De la place où je m'étais caché, j'aurais bien pu le tirer; mon fusil heureusement se trouvait chargé; mais la bête avait reçu inutilement tant d'atteintes, elle se présentait à moi si défavorablement, que, désespérant de l'abattre d'un seul coup, je restai immobile, en attendant mon sort. Je l'observais cependant résolu de lui vendre chèrement ma vie, si je la voyais revenir à moi. Mes gens, inquiets de leur maître, m'appelaient de tous côtés. Je me gardais bien de répondre. Convaincus, par mon silence, qu'ils avaient perdu leur chef, ils redoublent leurs cris, et reviennent en désespérés. L'éléphant effrayé rebrousse aussitôt, et saute une seconde fois le tronc d'arbre, à six pas au-dessous de moi, sans m'avoir aperçu; c'est alors que me remettant en pied, à mon tour échauffé d'impatience, et voulant donner à mes Hottentots quelque signe de vie, je lui envoie mon coup de fusil dans la culotte. Il disparut entièrement à mes regards, laissant partout, sur son passage, des traces certaines du cruel état où nous l'avions mis.

.

Cependant la nuit approchait; nous nous hâtâmes de rejoindre l'éléphant que j'avais eu le bonheur de tuer d'un seul coup. Nous n'avions rien pu faire de plus à propos; notre présence écarta quelques vautours et plusieurs petits animaux carnassiers qui n'avaient point perdu de temps, et qui déjà commençaient à l'entamer. Nous fîmes plusieurs

feux; les provisions nous manquaient. Mes gens tirèrent pour eux plusieurs grillades de l'éléphant, on apprêta pour moi quelques tronçons de la trompe. J'en mangeais pour la première fois, mais je me promis bien que ce ne serait pas la dernière, car je ne trouvais rien de plus exquis. Klaas m'assura que, lorsque j'aurais goûté des pieds, j'aurais bientôt oublié la trompe; pour m'en convaincre, il me promit, pour le lendemain, un déjeûné friand, qu'il fit préparer sur-le-champ. On coupa donc les quatre pieds de l'animal; on fit en terre un trou d'environ trois ou quatre pieds en quarré. On le remplit de charbons ardents; et, recouvrant le tout avec du bois bien sec, on y entretint un grand feu pendant une partie de la nuit; lorsqu'on jugea que ce trou était assez chaud, il fut vidé: Klaas y déposa les quatre pieds de l'animal, les fit recouvrir de cendres chaudes, ensuite de charbons, de quelque menu bois, et ce feu brûla jusqu'au jour. Toute cette nuit, je dormis seul; mes gens veillèrent; tel avait été l'ordre de Klaas. On me raconta qu'on avait entendu beaucoup de buffles et d'éléphants rôder à l'entour. Nous nous y étions attendus; toute la forêt en était remplie, mais la multiplicité de nos feux avait empêché qu'ils ne nous inquiétassent.

Mes gens me présentèrent à mon déjeûné un pied d'éléphant. La cuisson l'avait prodigieusement enflé; j'avais peine à en reconnaître la forme; mais il avait si bonne mine, il exhalait une odeur si suave, que je m'empressai d'en goûter; c'était bien un manger de roi: quoique j'eusse entendu vanter les pieds de l'ours, je ne concevais pas comment un animal aussi lourd, aussi matériel que l'éléphant pouvait donner un mets si fin, si délicat: „Jamais, me disais-je intérieurement, non, jamais nos modernes Lucullus ne feront figurer sur leurs tables un morceau pareil à celui que j'ai présentement sous la main; vainement leur or convertit et bouleverse les saisons; vainement ils se vantent de mettre à contribution toutes les contrées; leur luxe n'atteint point jusque-là; il est des bornes à leur cupide sensualité;“ et je dévorais sans pain le pied de mon éléphant; et mes Hottentots, assis près de moi, se régalaient avec d'autres parties, qu'ils ne trouvaient pas moins excellentes. Ces détails paraîtront puérils, ou tout au moins indifférents au plus grand nombre de lecteurs: il faut tout dire, puisqu'on n'a jusqu'ici que des notions bizarres ou d'absurdes romans sur le pays singulier que je parcours.

Nous employâmes le reste de la matinée à arracher les défenses; comme c'était une femelle, elles ne pesaient guère que vingt livres; la bête avait huit pieds trois pouces de hauteur. Mes gens se chargèrent de toute la viande qu'ils pouvaient porter, et nous reprîmes la route du camp. Nous nous étions proposé de suivre la piste de celui qui m'avait

laissé la vie, et que nous avions si cruellement maltraité; mais il en était venu tant d'autres pendant la nuit, que les traces se trouvèrent confondues. Nous étions d'ailleurs si fatigués, je craignais tant de rebuter ces pauvres gens! Je les ramenai au plus vite.

Que la vue est un sens subtil dans le Hottentot! qu'il le seconde par une attention difficile et bien merveilleuse! Sur un terrain sec, où, malgré sa pesanteur, l'éléphant ne laisse aucune trace, au milieu des feuilles mortes, éparses et roulées par le vent, l'Africain reconnaît le pas de l'animal: il voit le chemin qu'il a pris, et celui qu'il faut suivre pour l'atteindre; une feuille verte retournée ou détachée, un bourgeon, la façon dont une petite branche est rompue, tout cela et mille autres circonstances, sont pour lui des indices qui ne le trompent jamais; le chasseur européen le plus expert y perdrait toutes ses ressources; moi-même je n'y pouvais rien comprendre; ce n'est qu'à force de temps et d'habitude que je me suis fait à cette partie divinatoire de la plus belle des chasses; il est vrai qu'elle avait pour moi tant d'attraits, qu'aucun des plus petits éclaircissements n'était dédaigné; je m'instruisais, chaque jour, de plus en plus; et, lorsque je rôdais dans les bois avec mon monde, nous passions les journées en questions, et l'épreuve suivait quelquefois le précepte.

De retour au camp, mon vieux Swanepoël me dit que, pendant mon absence, il avait été toutes les nuits inquiété par des troupes d'éléphants qui s'étaient si fort approchés, qu'on les entendait casser les branches et brouter les feuilles; je fis un tour dans la forêt, et je vis effectivement quantité de jeunes arbres cassés, de branches dégarnies, et de jeunes pousses dévorées.

C'en était assez pour me remettre en campagne. Mes gens avaient eu tout le temps de reposer; j'aimais mieux aller surprendre de jour ces animaux, que de les attendre chez moi pendant la nuit; dès le matin, je me mis sur la piste; je ne fus pas obligé de courir bien loin; car, du haut d'une colline, à la lisière du bois, j'en aperçus quatre dans de fortes broussailles; je fis en sorte de n'en point être éventé; et m'approchant avec précaution, je me donnai le plaisir de les considérer à mon aise, pendant plus d'une demi-heure; ils étaient occupés à manger les extrémités des buissons. Avant de les prendre, ils les frappaient de trois ou quatre coups de trompe; c'était, je crois, pour en faire tomber les fourmis ou d'autres insectes. Après ce préliminaire, ils formaient toujours, avec la trompe, un faisceau de toutes les branches qu'elle pouvait entourer, et le portant à la bouche, toujours de gauche à droite, sans le broyer beaucoup, ils l'avalaient. Je remarquai qu'ils donnaient la préférence aux branches les plus garnies de feuilles,

et qu'ils étaient en outre très-friands d'un fruit jaune, quand il est mûr, et qu'on nomme *cerisier* dans le pays.

Lorsque j'eus suffisamment examiné leur manége, je tirai à la tête celui qui se trouvait le plus près de moi, et en moins de dix minutes, je mis de même les trois à terre.*

Nous nous imaginions qu'il n'y en avait plus; mais un grand bruit à côté de nous, nous ayant fait tourner la vue, un de mes Hottentots, qui aperçut un petit éléphant, le tua: j'en eus beaucoup d'humeur, et le réprimandai fortement. Ce jeune animal n'était pas plus gros qu'un veau de cinq à six mois; j'aurais pu facilement l'apprivoiser.

J'avais laissé mes gens occupés à dépecer nos éléphants. Revenu de la fontaine au bout d'une demi-heure, je trouvai bien extraordinaire de n'en plus apercevoir un seul. Que pouvait-il être arrivé qui les eût forcés d'abandonner l'ouvrage? Je ne pouvais concevoir la cause de cette désertion subite. Je me mis à crier de toutes mes forces, pour les rappeler, s'ils pouvaient m'entendre; je fus bien étonné, lorsqu'à ma voix je les vis sortir tous quatre du corps des éléphants, dans lesquels ils s'étaient introduits pour en détacher les filets intérieurs, qui, après les pieds et la trompe, sont les morceaux les plus délicats.

J'avais dépêché mon cinquième Hottentot au camp, pour dire à Swanepoel de m'envoyer un attelage de bœufs et une chaîne. Nous avions tranché les quatre têtes, quand tout cela arriva. On commença par les enfiler avec la chaîne; mais ce ne fut pas une petite cérémonie de faire approcher les bœufs, et de les atteler à ces têtes. Ils soufflaient avec violence, écartaient les naseaux, ils reculaient d'horreur. Cependant nous parvînmes à les ramener par la ruse; et ils furent attelés aux quatre têtes. C'est ainsi qu'ils les traînèrent jusqu'à ma tente, à travers les sables, la poussière et les buissons imprégnés de leur sang; spectacle horrible sans doute, mais nécessaire, le chemin étant si difficile, que jamais un chariot ne serait venu jusqu'à nous. Mais ce fut bien pis, lorsque voulant retourner aux éléphants près desquels j'avais laissé une partie de mon monde, je ne pus jamais faire passer mon cheval par les endroits tout souillés de leur sang; je fus contraint de le conduire par un autre chemin; et, lorsqu'arrivé près des éléphants il en eut senti l'odeur et les eut aperçus, il se cabra, s'emporta, me jeta par terre; et, prenant sa course par un très-long détour, il regagna le gîte.

* Lorsque les éléphants sont en troupe et pressés, si le premier qu'on a tiré tombe mort, on peut se promettre de les abattre tous, les uns après les autres.

Drittes Buch.

Aus der sittlichen Welt.

I.

Aus dem Leben einiger wilden Völker.

101. Lebensweise und Sitten einiger wilden Völker. *

Les peuples sauvages montrent leurs vices dans toute leur laideur; cependant nous remarquerons de temps en temps, dans leur caractère, des traits qui nous consoleront un peu de ces aperçus affligeants. S'ils ne cachent pas leurs vices, ils ne feignent pas non plus la vertu, et leurs belles qualités, quand ils en montrent, ne sont point un masque, comme cela se voit quelquefois chez les peuples civilisés: ce sont des qualités naturelles que l'art n'a pas altérées.

Quelle énorme distance entre les peuples les plus sauvages et les plus civilisés! Il faut connaître leur manière de vivre pour savoir combien d'efforts et d'expériences il a fallu faire pour que l'espèce humaine pût parvenir à la civilisation. Nous voyons des sauvages, tels que ceux de l'Australasie, qui n'ont pas encore des demeures, et qui couchent là où la nuit les surprend, dans l'herbe, sur un arbre ou dans un antre. D'autres, plus sensibles aux injures de l'air, se rassemblent par familles dans les cavernes des montagnes, ou se creusent des fosses dans la terre. La plupart des sauvages, privés de toute idée de décence, ne songent à couvrir leur nudité que pour se préserver du chaud et du froid, ou simplement pour se parer. Les Californiens, quand ils ont apaisé la faim et la soif, s'étendent sans vêtement dans le sable chauffé par le soleil, et y restent couchés comme des brutes, pendant des journées entières.

Une malpropreté dégoûtante règne dans l'intérieur des demeures sauvages, ainsi que dans leur manière de se nourrir. Les Guaycourous, dans le Paraguay, mangent ou plutôt dévorent tous les animaux dont ils peuvent se saisir, des lions, des tigres, des serpents, et même des bêtes venimeuses.

* Nr. 101 und 102 von Depping.

Dans la Patagonie, on mange crus les intestins des animaux; et sur la côte du détroit de Magellan, on mange les poissons tels qu'on vient de les retirer de l'eau, avec leurs arêtes et leurs intestins. Il y a des peuples, tels que les Samoïèdes et les Tonquinois, qui sucent avec avidité, comme des bêtes féroces, le sang des animaux qu'ils viennent de tuer.

Un des peuples les plus misérables que les voyageurs aient rencontrés sur le globe, est celui qui habite la Terre de Feu, à l'extrémité méridionale de l'Amerique. On l'a appelé les ***Pécherais***, parce que ce mot est presque le seul que leur pauvre langage ait fait entendre durant le séjour de Cook dans leur île. Tout chez ce peuple annonce la plus grande misère et le dernier degré de l'intelligence. Les Pécherais sont à la fois extrêmement laids, pauvres, malpropres, stupides et paresseux. Une vieille peau de phoque, attachée au cou par un cordon, ne couvre qu'en partie leur corps petit et grêle. Ils ont une grosse tête, un visage plat, un nez épaté, une bouche béante et les os des joues très-saillants; et ce qui les rend encore plus laids, ce sont des cheveux plats, trempés d'huile de baleine. La plupart ont les jambes cagneuses. Ils ne connaissent ni décence ni pudeur. Beaucoup d'entre eux sont plongés dans une apathie totale: rien ne les intéresse, rien ne semble capable de les tirer de leur indifférence; à peine jetaient-ils, à l'arrivée de Bougainville, les yeux sur ses vaisseaux, ouvrages qui excitent si vivement la curiosité d'autres sauvages. Ils n'ont eux-mêmes que de mauvaises barques d'écorce d'arbres, et ils habitent des huttes dégoûtantes. Leur nourriture commune est la chair pourrie du phoque et l'huile de cet animal. Ils mangent tout ce qui leur paraît mangeable. Des voyageurs français virent un enfant tomber dans des convulsions pour avoir avalé un morceau de verre. Aussitôt les Pécherais appelèrent un de leurs prétendus sorciers, dans l'espoir qu'il délivrerait l'enfant de ses douleurs; mais vous sentez bien que les simagrées de cet homme, aussi ignorant que ses compatriotes, ne purent soulager le pauvre enfant. Il mourut dans les plus grandes souffrances.

102. Fortsetzung.

L'ignorance et l'oisiveté ont donné lieu chez quelques peuples sauvages à des habitudes cruelles ou bizarres. Quand les Européens pénétrèrent pour la première fois en Amérique, ils virent des sauvages à têtes pyramidales, à têtes de boules et à têtes cubiques. Les Américains comprimaient la tête des enfants et leur donnaient par des moyens violents la forme bizarre qui était en usage dans leur peuplade. Quelques-uns leur aplatissaient la tête en faisant peser sur eux un

sac rempli de sable; d'autres l'allongeaient en la pressant entre deux planches appliquées aux deux côtés de la tête. D'autres, par de fréquents tiraillements, faisaient descendre les oreilles jusqu'aux épaules. Les Omaguas, peuplade du Pérou, aplatissaient toute la figure, pour la faire ressembler à la pleine lune. Un concile du clergé espagnol défendit dans les possessions de ce peuple cette habitude de défigurer le corps. Les peuplades indépendantes continuèrent de s'y soumettre, et le partiquent encore de nos jours.

Les Caraïbes, ainsi que les habitants des îles de la Société, aplatissent aussi le nez ou le front de leurs enfants. Chez les Botecudos, peuple sauvage du Brésil, on serre étroitement les jambes des enfants, parce que, chez ce peuple, une jambe mince est une beauté, tout comme une énorme lèvre percée.

Chez les Cafres, il est d'usage de se couper une phalange d'un doigt pour la perte d'un mari ou d'un proche parent. Chez les Caraïbes, les pauvres enfants ont toutes les nuits pendant un an et demi la tête serrée entre deux planches de bois. Plusieurs en meurent, d'autres deviennent stupides. Ces coutumes barbares font dire à un auteur moderne: „A juger du goût et de la fureur des Américains pour se contrefaire et se défigurer, on croirait qu'ils ont été tous mécontents des proportions de leurs corps et de leurs membres. En effet, ils n'avaient pas plus d'intelligence que certains peuples de l'antiquité, tels que les Macrocéphales ou hommes à longue tête des bords du Pont-Euxin; ils ignoraient que Dieu, en créant l'homme, lui a donné un corps propre à toutes les fonctions de la vie, et qu'en changeant la forme de ce corps, nous ne faisons que le mutiler.

Chez les Makouas, peuple vigoureux et féroce de la côte de Mozambique, en Afrique, beaucoup d'hommes se font deux raies grossières en forme de croix à travers la figure, de sorte qu'elle paraît être fendue en quatre parts. Chez les Cafres, les hommes sont fiers des balafres qu'ils se font à la cuisse. Je ne finirais pas si je voulais rapporter toutes les mutilations barbares que les sauvages imaginent dans la vue de se parer.

Quelques peuples, au lieu de mutiler leurs enfants, les exposent même à la mort; ce sont les mères elles-mêmes qui ont la cruauté de les suspendre dans un berceau à un arbre, quand ils ne veulent pas sucer le lait. La superstition leur persuade alors que leurs nourrissons ont été saisis par un démon, et dans ce funeste préjugé, elles vont abandonner les pauvres êtres dont elles devraient être le soutien.

Dans les îles de Sandwich et d'autres îles de la grande mer du Sud, on tue sans pitié les enfants qu'on ne veut pas élever. C'est pour empêcher ce crime que les missionnaires anglais ont cherché à fonder des écoles dans ces îles. L'un a raconté qu'ayant réuni une centaine d'enfants pour se

réjouir en commun, après un examen en présence de leurs parents, les missionnaires virent un vieux chef tout désolé. On lui demandait comment le spectacle de tant d'enfants pouvait lui causer de la peine Hélas! répondit-il en se lamentant, si je n'avais pas tué mes dix enfants, ils se réjouiraient ainsi, ils connaîtraient le vrai Dieu! Ah! pourquoi n'a-t-on pas retenu ma main quand j'ai commis ce crime!

Nous retrouvons l'usage cruel d'exposer les enfants nouveau-nés, même dans l'Inde, pays qui est pourtant vanté pour la douceur des mœurs des habitants. La Chine, plus civilisée, se rend coupable du même crime, comme nous le verrons quand nous examinerons les mœurs des Orientaux.

C'est surtout dans les guerres que les peuples sauvages déploient toute leur barbarie. Il y en a qui semblent ne se plaire que dans la rapine et le meurtre. Le moindre sujet de querelle suffit pour les porter aux excès les plus horribles envers leurs ennemis ou leurs victimes. Souvent ils font la guerre uniquement pour montrer leur valeur, pour piller, pour empêcher leurs voisins d'avoir la même chasse ou la même pêche qu'eux. Se livrant alors, comme des brutes, à leur fureur, ils ne respectent rien, et ne connaissent pas la pitié; rarement un trait de générosité brille au milieu de leurs cruautés. Chez les Dayacs, peuple sauvage de l'île de Bornéo, une des îles Moluques, un jeune homme ne peut se marier sans qu'il présente la tête coupée d'un ennemi. Des crânes sont les trophées qui ornent leurs habitations: plus il y en a, plus le maître de la maison est estimé. Dans quelques maisons on compte jusqu'à une cinquantaine de ces crânes. Quand deux peuplades, après s'être rendues malheureuses, font enfin la paix, elles se donnent mutuellement un esclave qu'on immole. Et ce peuple qui ne compte pour rien la vie d'un homme, ne toucherait pas à un cerf, tant cet animal lui paraît sacré!

Un grand nombre de peuples sauvages, les Cannibales, les Makouas, les Boschimans, empoisonnent les pointes de leurs flèches, et rendent les blessures mortelles. Les habitants de Darfour, en Afrique, ont même raffiné cet usage terrible, en trempant les piques qu'ils fabriquent eux-mêmes dans un suc venimeux, tandis que le fer est encore ardent; par ce moyen le poison pénètre le fer, et donne la mort à ceux qui en sont blessés. Les Patagons trempent leurs piques et leurs flèches dans un poison qui dessèche les blessés comme des squelettes, et ne les fait mourir qu'au bout de trois mois. Dans le pays de Bergoo, au nord de Darfour, les hommes se font accompagner à la guerre par leurs femmes; celles-ci portent des brasiers, dans lesquels les guerriers chauffent leurs armes, pour les enfoncer toutes brûlantes dans la chair de leurs ennemis.

II.

Aus dem Leben einiger historischen Völker.

103. Krösus und Solon.*

Lorsque Crésus eut soumis à son obéissance presque toutes les nations qui habitent en deçà du fleuve Halys et étendu de la sorte l'empire des Lydiens, on vit l'un après l'autre arriver en la ville de Sardes, alors très-riche et très florissante, tout ce qu'il y avait en Grèce de savants hommes en ce temps-là, et particulièrement Solon d'Athènes, lequel à la requête des Athéniens leur avait fait des lois, après quoi il s'était absenté pour dix ans, sous prétexte de voir d'autres contrées, mais en réalité afin de n'être pas obligé d'apporter quelque changement à ses lois. Par eux-mêmes les Athéniens n'en avaient pas le pouvoir, attendu qu'ils s'étaient engagés par les plus grands serments à observer de point en point, dix années durant, les lois que Solon leur aurait données. Solon s'absenta donc pour cette cause non moins que par désir de voir d'autres pays. Il se rendit premièrement en Egypte auprès d'Amasis, puis à Sardes auprès de Crésus, lequel lui fit grand accueil et le logea dans son palais. Après quoi, le troisième ou quatrième jour de sa venue, des serviteurs eurent ordre de lui faire faire le tour des trésors du roi, et de lui montrer toute sa richesse et sa félicité. Puis, lorsqu'il eut vu et considéré à loisir toutes ces choses, Crésus lui adressa la question suivante: „Etranger Athénien, grand bruit est venu jusqu'à nous „au sujet de ta sagesse et des voyages que tu as entrepris „en diverses contrées par désir de voir et d'apprendre tou„jours quelque chose de nouveau; maintenant donc il m'a „pris fantaisie de te demander si jusqu'ici tu as vu par le „monde un homme qui fût parfaitement heureux."

En tenant ce langage, Crésus ne faisait aucun doute qu'il ne fût lui-même cet homme-là; mais Solon, disant la vérité sans flatterie aucune, répondit: „Tellus l'Athénien!"

Bien étonné de cette réponse, Crésus repartit vivement: „Et pour quelle raison estimes-tu ce Tellus le plus heureux „homme du monde?"

Solon répondit! „Tellus vécut dans un temps où la ville „était en prospérité; il eut des fils beaux et braves, et leur

* Nr. 103 und 104: Herodot; Betant.

„vit à tous venir des enfants, qui tous restèrent en vie. Il „avait assez de bien pour notre pays, et enfin il eut l'avantage de terminer glorieusement sa carrière. En un combat „que les Athéniens livraient à leurs voisins d'Eleusis, il vint „en la mêlée, fit tourner le dos à l'ennemi, et mourut de „la mort la plus belle. Les Athéniens l'inhumèrent aux „dépens du public dans le lieu même où il tomba, et honorèrent grandement sa mémoire.“

Crésus piqué au vif par l'histoire de ce Tellus dont Solon vantait si fort la félicité, lui demanda quel était l'homme le plus heureux qu'il eût vu après lui, bien assuré d'obtenir au moins la seconde place.

Mais Solon répondit: „Cléobis et Biton. Ceux-ci étaient „Argiens de naissance, avaient suffisamment de bien, et en „outre étaient si vaillants qu'ils avaient l'un et l'autre été „vainqueurs aux jeux de prix. Or voici l'aventure qu'on „raconte de ces deux frères. C'était la fête de Junon d'Argos, „et il fallait absolument que leur mère fût au temple, montée „sur un char; mais comme les bœufs demeuraient trop à „revenir des champs, les deux jeunes gens, voyant l'heure „écoulée, se mirent eux-mêmes sous le joug et traînèrent le „char; et sur ce char était leur mère. Ils firent de cette „façon l'espace de 45 stades au moins, qu'il y a jusqu'au „temple. Quand ils eurent accompli cette action au vu et „su de toute l'assemblée, ils terminèrent très-bien leurs jours, „et par leur exemple la divinité fit bien voir que mieux vaut „à l'homme mourir que vivre. En effet comme les Argiens „entouraient ces jeunes gens et louaient leur singulière prouesse, tandis que de leur côté les femmes Argiennes allaient „félicitant leur mère d'avoir de pareils fils, celle-ci, transportée „de joie tant pour le fait lui-même que pour l'honneur qu'elle „en tirait, s'avança vers la statue et pria la déesse qu'il lui „plût d'accorder à ses fils Cléobis et Biton, qui l'avaient si „fort honorée, ce qui peut arriver à l'homme de plus avantageux. Quand elle eut fait cette prière et que ses enfants „eurent pris part au sacrifice et au festin, ils s'endormirent „dans le temple même et ne s'éveillèrent plus, mais finirent „de cette manière. Les Argiens firent faire leurs images, et „les consacrèrent à Delphes, comme des gens les plus braves „qui eussent jamais été.“

Solon assigna donc à ceux-ci le second rang. Alors Crésus reprit avec impatience: „Etranger Athénien, et ma félicité à moi, la tiens-tu pour si peu de chose, que tu ne „m'égales pas même à des gens de basse condition?“

Solon lui répondit: „O Crésus, tu m'interroges sur les „choses humaines, moi qui sais de certaine science combien „la divinité est chose de sa nature et jalouse et muable. Durant „le cours d'un long âge, on voit et souffre mainte chose „qu'on ne voudrait pas. Je mets à 70 ans la durée de la

„vie d'un homme; cela fait 25550 jours. Eh bien! de tous „ces jours contenus dans ces 70 années, il n'en est pas un „seul qui soit de tout point semblable à l'autre. Ainsi donc, „ô Crésus, l'homme n'est autre chose que vicissitude et que „diversité. Je te vois présentement riche à merveille et sou„verain de plusieurs nations; néanmoins ce que tu me de„mandes je ne le saurais dire de toi, que je ne sache aupa„ravant si tu as heureusement terminé ta carrière. En toute „chose il faut considérer l'issue définitive, attendu que la „divinité ruine souvent de fond en comble ceux qu'elle avait „élevés le plus haut."

En tenant ce langage, Solon ne chercha point à complaire à Crésus ni à lui témoigner grande estime; ce qui fut cause qu'il fut congédié comme un homme de peu d'entendement, qui, sans faire compte de la fortune présente, voulait qu'en toute chose on considérât la fin.

104. Krösus und Cyrus.

Crésus demeura pendant deux ans tout affligé de la perte de son fils; après quoi le renversement de l'empire d'Astyages opéré par Cyrus fils de Cambyses, ainsi que l'accroissement de la puissance des Perses, apportèrent un terme à sa douleur. Il se mit à songer si, par quelque manière, il pourrait arrêter les progrès de cette puissance, avant qu'elle fût devenue plus grande. En cette intention il résolut préalablement de consulter les oracles de la Grèce. Il envoya donc des députés à Delphes, chargés de faire au dieu des présents magnifiques, et de lui demander si Crésus devait tourner ses armes contre les Perses, et s'il était quelque peuple dont il dût rechercher l'amitié. L'oracle répondit que, si Crésus faisait la guerre aux Perses, il détruirait un grand empire, et il lui conseilla de s'enquérir quels étaient les plus puissants des Grecs, afin de s'en faire des amis.

A l'arrivée de cette réponse, Crésus témoigna une joie excessive, ne doutant pas que l'empire qu'il devait détruire ne fût celui de Cyrus. Il envoya de nouveau des présents à Delphes, après quoi il s'informa quels étaient les plus puissants des Grecs. Il apprit que les Lacédémoniens et les Athéniens avaient la suprématie, ceux-là sur la race dorienne, ceux-ci sur la race ionienne: en effet c'est là de toute ancienneté la principale division de la Grèce. De ces deux peuples Crésus fut averti que l'un, celui de l'Attique, était en proie à des dissensions, et sous le joug de Pisistrate alors tyran d'Athènes. Il entendit au contraire que les Lacédémoniens étaient sortis de grandes adversités, et qu'ils avaient enfin pris le dessus dans la guerre contre les Tégéates.

Informé de cela, Crésus envoya des députés à Sparte pour offrir des présents et demander alliance. Ces gens

étant arrivés, parlèrent en ces termes: „Crésus roi des Lydiens „et d'autres nations nous envoie ici pour vous dire: O Lacédémoniens, le dieu m'a conseillé de m'attacher les Grecs „pour amis; or comme j'apprends que vous êtes les chefs „de la Grèce, c'est à vous que je m'adresse conformément „à l'oracle, dans l'intention de faire avec vous alliance et „amitié, sans fraude ni artifice.“ Ainsi parlèrent les députés. Les Lacédémoniens, qui avaient déjà entendu parler de l'oracle rendu à Crésus, virent avec plaisir l'arrivée des Lydiens et jurèrent l'alliance et l'hospitalité.

Cependent Crésus se méprenant sur le sens de l'oracle, se mit en campagne et entra à main armée en Cappadoce, dans l'espérance de renverser Cyrus et la puissance des Perses. Comme il faisait les apprêts de cette expédition, il vit venir à lui un Lydien (Sandanis était son nom), lequel déjà auparavant avait une grande réputation de sagesse, mais qui l'eut encore bien davantage depuis la remontrance qu'il fit à Crésus.

„O roi, lui dit-il, tu t'apprêtes à porter la guerre contre „des hommes qui portent des braies et autres vêtements de „peau. Comme leur pays est rude et stérile, ils se nourrissent non de ce qu'ils veulent, mais de ce qu'ils ont. De „plus ils n'usent pas de vin, ne boivent que de l'eau, et ne „mangent ni figues ni fruits délicats. Si donc tu viens à „bout de les vaincre, que leur ôteras-tu, à eux qui n'ont „rien? Si au contraire tu es vaincu, songe à tout ce que tu „perdras. Une fois qu'ils auront tâté de nos biens, ils s'y „attacheront et ne voudront plus se les laisser ravir. Pour „moi, je rends grâces aux dieux de ce qu'ils n'ont pas suggéré aux Perses la pensée de venir attaquer les Lydiens.“

Ces paroles ne perusadèrent point Crésus. Or les Perses, avant la conquête de la Lydie, ne connaissaient ni délicatesse ni aucune superfluité.

La raison qui portait Crésus à entreprendre cette guerre, était non-seulement le désir d'étendre sa domination, mais surtout l'espoir fondé sur l'oracle de venger son beau-frère Astyages roi des Mèdes, que Cyrus, son petit-fils, avait renversé et tenait en captivité, ainsi que je le raconterai par la suite. Crésus ayant donc ce sujet de plainte, avait consulté les oracles pour savoir s'il devait faire la guerre à Cyrus; et sur leur réponse ambiguë, mais qu'il interprétait d'une manière favorable, il envahit cette partie de l'Asie qui était en l'obéissance des Perses. Arrivé sur le bord du fleuve Halys, il fit traverser son armée à l'aide, je pense, des ponts qui existent encore aujourd'hui. Mais s'il faut en croire la renommée qui s'est répandue dans la Grèce, ce fut Thalès de Milet qui lui indiqua un expédient à cet effet. Comme Crésus était embarrassé sur la manière dont il passerait le fleuve, attendu qu'il n'y avait point encore de ponts,

Thalès de Milet qui se trouvait être dans l'armée, lui conseilla de dériver sur la droite du camp les eaux du fleuve qui coulait à gauche. Or, voici de quelle manière il s'y prit à cette fin. Il fit creuser un grand fossé en commençant au-dessus du camp, et le fit conduire par derrière en forme de croissant, de sorte que le fleuve fut détourné de son ancien lit et n'y rentra que plus bas; moyennant quoi, il se fendit en deux branches dont chacune fut guéable. Quelques-uns assurent même que l'ancien lit fut entièrement mis à sec; mais c'est ce que je ne saurais croire; comment, en effet, ceux qui revinrent seraient-ils repassés à leur retour?

Quoi qu'il en soit, Crésus après avoir traversé l'Halys, arriva dans le district de la Cappadoce appelé la Ptérie, non loin de Sinope, ville située sur le Pont-Euxin. C'est là le point le plus fort qui soit en tout le pays. Crésus assit son camp dans cette contrée, fit le dégât sur les terres des Ptériens et prit leur cité principale, dont il réduisit les habitants en servitude. Il prit également toutes les villes d'alentour; enfin il chassa de leurs demeures les Cappadociens, quoiqu'ils ne lui eussent fait nulle offense.

A ces nouvelles Cyrus assembla ses gens de guerre, et prenant avec lui tous les peuples qui se trouvaient sur son passage, il s'avança à la rencontre de Crésus. Bientôt après Cyrus arriva en Ptérie et vint placer son camp en face de celui de Crésus. D'abord ils essayèrent mutuellement leurs forces; puis ils en vinrent à une action générale, dans laquelle il y eut des deux parts une grande effusion de sang. Enfin la nuit sépara les combattants, sans que la victoire demeurât ni aux uns ni aux autres.

Cependant Crésus se reprochant de n'avoir pas mis sur pied une plus grosse armée (car ses gens étaient très-inférieurs en nombre à ceux de Cyrus), et voyant que l'ennemi ne passait pas outre pour l'attaquer, prit son chemin pour retourner à Sardes, avec l'intention d'appeler à son aide les Egyptiens, car il avait fait alliance avec leur roi Amasis, même avant que de s'unir avec les Lacédémoniens. Il comptait pareillement sur l'assistance des Babyloniens, qui étaient ses alliés et dont le tyran était alors Labynet. Enfin il se proposait d'inviter les Lacédémoniens à se rendre à Sardes dans un temps qu'il leur assignerait. Crésus comptait rassembler tous ces renforts pendant l'hiver et en grossir sa propre armée, afin de marcher au printemps suivant contre les Perses. A cet effet, il ne fut pas plutôt de retour à Sardes qu'il dépêcha des hérauts auprès de ses alliés, les priant et requérant de se trouver en cette ville dans le délai de cinq mois. A l'égard de l'armée qui avait combattu contre les Perses et qui était toute composée d'étrangers soudoyés, il la rompit et dispersa entièrement, ne s'imaginant pas

qu'après une bataille si peu décisive, Cyrus eût la hardiesse de venir à lui.

De son côté Cyrus, aussitôt après la bataille de Ptérie et la retraite de Crésus, apprenant que ce dernier avait congédié ses troupes, jugea que ce qu'il avait de mieux à faire était de marcher contre Sardes avec le plus de célérité qu'il lui serait possible, avant que Crésus eût eu le loisir d'assembler une nouvelle armée. Cette résolution prise, il l'exécuta avec une telle diligence qu'il apporta lui-même à Crésus la novelle de sa venue. Ainsi pris au dépourvu et voyant son attente trompée, Crésus ne laissa pas de mener les Lydiens au combat. En ce temps-là il n'était en Asie nation plus vaillante ni plus habile au fait des armes. Ils combattaient à cheval, armés de longues lances, avec une singulière dextérité.

La bataille se donna dans la campagne rase et spacieuse qui est en avant de la ville de Sardes. Cette plaine est entrecoupée par plusieurs rivières, qui se réunissent dans la plus grande de toutes, appelée Hermus. Celle-ci, prenant sa source dans une montagne consacrée à Cybèle, va décharger ses eaux dans la mer près de Phocée Lorsqu'il vit les Lydiens se disposer au combat, Cyrus qui appréhendait leur cavalerie, s'avisa d'un artifice qui lui fut suggéré par le Mède Harpagus. Tous les chameaux qui suivaient son armée pour porter les vivres et les bagages, il les fit assembler et décharger de leurs fardeaux; puis il ordonna qu'on fît monter dessus des hommes en équipage de cavaliers, qui marcheraient en avant du reste de l'armée contre la cavalerie de Crésus. Après les chameaux venait l'infanterie, et derrière celle-ci toute la cavalerie. Cyrus, quand il eut mis ses gens en pareille ordonnance, leur recommanda de faire main basse sur tous les Lydiens qui résisteraient, mais d'épargner Crésus, quand même il voudrait se défendre. La raison pour laquelle il avait placé les chameaux en face des cavaliers, c'est que le cheval craint naturellement le chameau, et ne peut ni le voir ni le sentir. Il avait donc recours à cet artifice, afin de rendre inutile la cavalerie de Crésus, en laquelle celui-ci plaçait sa principale espérance de la victoire. En effet à peine le combat était-il commencé que les chevaux, dès qu'ils eurent senti et aperçu les chameaux, s'effarouchèrent et trompèrent ainsi l'attente de Crésus. Toutefois les Lydiens ne laissèrent pas de tenir ferme; mais ayant reconnu le fait, ils mirent pied à terre et combattirent ainsi contre les Perses. Finalement, après un grand carnage de part et d'autre, les Lydiens furent mis en fuite, et rentrèrent dans leur ville, où ils furent incontinent investis par les Perses.

Le siége durait déjà depuis quatorze jours, lorsque Cyrus fit publier par des cavaliers dans toute son armée qu'il

donnerait une récompense à celui qui le premier aurait escaladé le mur. Alors les soldats firent une tentative, mais sans aucun succès. Comme ils étaient à se rébuter, il arriva qu'un Marde nommé Hyréades entreprit d'approcher de la citadelle par un côté où l'on avait négligé de mettre des gardes, parce qu'il n'y avait aucune apparence que jamais elle fût prise par cet endroit, tellement il était roide et inaccessible. C'est le côté de la ville qui regarde le mont Tmolus. Le jour d'avant, Hyréades avait vu un Lydien descendre par-là du haut de la citadelle pour aller chercher son casque qui avait roulé jusqu'en bas, et remonter ensuite. Cela lui avait donné à penser. Il se hasarda donc à grimper lui-même, et d'autres Perses après lui. Sitôt qu'un grand nombre eut atteint le sommet, la ville fut prise et toute livrée au pillage.

Pour ce qui est de Crésus, voici ce qui lui arriva. Il avait, ainsi que je l'ai dit ci-dessus, un fils qui possédait toutes sortes de bonnes qualités, mais qui était muet de naissance. Afin de le guérir de cette infirmité, il n'y avait chose que Crèsus n'eût essayée au temps de sa prospérité, jusques à consulter l'oracle de Delphes. La prêtresse lui avait répondu:

„Lydien, roi de plusieurs peuples, insensé Crésus! ne „souhaite pas d'entendre en ton palais ton fils proférer une „voix tant désirée. Bien mieux te vaut qu'il n'en soit pas „ainsi; car il parlera pour la première fois en un jour de „malheur.“

Or quand le mur fut pris, un des Perses s'avançait pour tuer Crésus sans le connaître. Celui-ci le voyait bien venir, mais son infortune présente le rendait insensible, et il ne se mettait point en peine de la mort qui le menaçait; lorsque soudain ce fils muet, voyant le soldat qui s'apprêtait à frapper son père, en conçut un tel effroi et une telle douleur, que sa langue fut déliée et qu'il s'écria: „O homme, ne tue pas Crésus.“ Telles furent les premières paroles qu'il prononça; dès lors il conserva pendant toute sa vie la faculté de parler.

C'est ainsi que Sardes tomba au pouvoir des Perses, et que Crésus lui-même fut fait prisonnier, après un règne de quatorze ans et un siége de quatorze jours; et c'est ainsi que, conformément à l'oracle, il détruisit un grand empire, qui était le sien. Crésus captif fut conduit en présence de Cyrus, lequel donna aussitôt l'ordre de dresser un grand bûcher, d'y faire monter Crésus chargé de chaînes; et avec lui deux fois sept jeunes enfants des principaux Lydiens, soit qu'il voulût les dévouer à quelque divinité comme prémices de sa victoire, soit que ce fût pour accomplir un vœu, soit peut-être aussi parce qu'informé de la grande piété de Crésus, il voulait connaître si quelque dieu le viendrait

délivrer et garantir des flammes. Quoi qu'il en soit, Crésus debout sur le bûcher et réduit en cet état pitoyable, eut souvenance de cette parole de Solon, lequel, comme par inspiration divine, lui avait déclaré que nul homme, durant sa vie, ne pouvait se dire heureux. A cette réflexion, sortant d'un long silence, il tira de sa poitrine un profond soupir et s'écria par trois fois: Solon! Ce qu'entendant, Cyrus lui fit demander par ses interprètes quel était le personnage qu'il invoquait ainsi. A quoi Crésus fut longtemps sans répondre; enfin contraint de parler, il dit: „C'est un homme „dont j'estime l'entretien préférable pour les rois à tous les „trésors de la terre.“ Comme cette réponse était pour eux incompréhensible, ils le pressèrent de s'expliquer. A la fin Crésus, cédant à leurs instances, leur dit que c'était un Athénien venu jadis à Sardes et qui, témoin de toute sa félicité, n'en avait fait nulle estime. Il ajouta que tout lui était arrivé comme Solon l'avait déclaré, non pas de lui en particulier, mais de tous les hommes en général.

Pendant que Crésus tenait ce langage, on avait mis le feu au bûcher, et déja les extrémités brûlaient; lorsque Cyrus, apprenant des interprètes la réponse de Crésus, eut un remords de conscience, et se prit à considérer qu'il faisait brûler vif un de ses pareils, lequel était naguère non moins fortuné que lui. Il appréhenda donc le courroux céleste, et faisant réflexion que rien dans le monde n'est stable ni assuré, il ordonna d'éteindre le feu aussitôt qne possible, et de faire descendre Crésus ainsi que les autres qui étaient sur le bûcher. Mais quelque effort que l'on fît pour éteindre les flammes, on ne pouvait en venir à bout.

En ce moment, s'il faut en croire les Lydiens, Crésus comprenant le changement de Cyrus, et voyant tous ces gens qui s'empressaient pour éteindre le feu sans pouvoir en être maîtres, invoqua à haute voix Apollon, le suppliant, si jamais ses offrandes lui avaient été agréables, de venir à son aide et de le tirer du péril où il était. En proférant ces paroles, de grosses larmes lui tombaient des yeux. Soudain, quoique le ciel fût très-clair et serein, en un instant il vint à se couvrir de nuées, dont s'ensuivit un grand orage avec une pluie si abondante, que le feu en fut tout éteint.

Alors Cyrus connaissant que Crésus était un homme de bien et agréable aux dieux, le fit descendre du bûcher et lui adressa la parole en ces termes:

„O Crésus, quel homme a pu t'induire à entrer en „guerre avec moi et à envahir hostilement mes terres au „lieu de rester mon ami?“

„O roi, répondit Crésus, en cela j'ai agi pour ton bonheur et pour mon infortune. Mais l'auteur de ce fait n'est „autre que le dieu des Grecs, à l'instigation duquel j'ai „pris les armes. Car nul n'est assez dépourvu de sens pour

„préférer la guerre à la paix. Dans celle-ci les fils donnent la „sépulture à leurs pères, tandis que dans l'autre ce sont les „pères qui la donnent à leurs fils. Mais sans doute ce sont „les dieux qui ont voulu que les choses se passassent de la „sorte.“

Lorsque Crésus eut achevé ces paroles, Cyrus commanda qu'on lui ôtât ses chaînes; il le fit asseoir à ses côtés, et depuis ce moment il l'eut en grande vénération.

105. Aristides.*

La justice est la souveraine et la reine de toutes les vertus; c'est celle qui a le plus d'éclat; c'est d'elle que les gens de bien empruntent le nom de justes. Mais l'histoire ne cite qu'Aristide à qui le surnom de Juste ait été donné par les Grecs.

Né à Athènes, il eut dès son enfance un caractère ferme et inébranlable, ne s'écartant jamais des règles de la justice, et n'employant aucun détour ni aucun mensonge, pas même par manière de jeu.

Etant parvenu aux charges de la république, il ne voulut point s'appuyer sur le crédit et la protection de ses amis, mais sur des projets et des actions aussi utiles que conformes à l'équité. La prospérité n'enflait pas son cœur, et l'adversité ne l'abattait point. Il était persuadé que son devoir l'engageait à être utile à sa patrie, sans attendre aucune récompense, soit en argent, soit en dignités.

Comme un jour, en sa présence, on prononçait au théâtre ces vers de la tragédie d'Eschyle, intitulée Amphiaraüs, où il était dit de ce héros, qu'il ne cherchait pas à paraître juste, mais à l'être véritablement: tous les spectateurs tournèrent les yeux de son côté, comme vers celui à qui cet éloge appartenait, et ils lui donnèrent le surnom de Juste. Comme ce surnom était nouveau, et le plus honorable qu'on pût imaginer, il excita contra Aristide l'envie de Thémistocle son rival, et celle de la multitude soulevée par ce dernier. En effet, le vice ordinaire de tous les états libres et puissants, c'est que l'envie y est compagne de la gloire, et qu'on se plaît à décrier ceux dont le mérite est éminent. Aussi fut-il condamné à l'exil de dix ans, qu'on appelait l'Ostracisme.

Dans le temps que le peuple assemblé donnait son suffrage pour l'expulsion d'Aristide, en l'écrivant sur une coquille comme c'était l'usage, un homme ignorant et sans éducation lui présenta sa coquille, comme à quelqu'un du peuple, et le pria d'y mettre le nom d'Aristide. Celui-ci étonné lui demanda si Aristide lui avait fait quelque mal. „Aucun, répondit-il; je ne le connais même pas: mais ce

* Cicero, Cornelius Nepos, Plutarch.

qui me déplaît, c'est qu'il ait eu l'ambition d'être distingué par le nom de Juste.“ Aristide ne répondit rien, écrivit son nom sur la coquille, et la rendit au paysan.

En sortant de la ville pour se rendre au lieu de son exil, il leva les mains au ciel, et pria les dieux de ne pas permettre que jamais les Athéniens se trouvassent dans des circonstances où ils fussent obligés de se souvenir d'Aristide. Trois ans après, il fut rappelé dans sa patrie; et ne se souvenant plus de l'injure qu'il en avait reçue, il lui rendit, pendant plusieurs années, d'importants services dans la guerre et dans la paix. La preuve la plus authentique de son désintéressement, c'est qu'après avoir eu le commandement des armées, et la garde du trésor public, il mourut dans une si grande pauvreté, qu'à peine laissa-t-il de quoi subvenir aux frais de ses funérailles. C'est pour cela que ses filles furent nourries aux dépens de l'état, et dotées sur le trésor public.

106. Themistokles. *

I. Thémistocle, après avoir vaincu les Perses dans un combat naval, dit à Athènes dans l'assemblée du peuple, qu'il avait un projet qui était fort avantageux pour la république, mais qu'il ne devait pas être divulgué; il demanda en conséquence qu'on lui donnât quelqu'un avec qui il pût en communiquer. On lui donna Aristide. Il lui dit qu'on pouvait secrètement faire mettre le feu à la flotte de Lacédémone, qui était retirée dans le port de Gythé; et fit observer que c'était le moyen de ruiner la puissance des Lacédémoniens, qui disputaient aux Athéniens l'empire de la Grèce. Après l'avoir entendu, Aristide rentra dans l'assemblée, où il était attendu avec impatience, et il dit que le projet proposé par Thémistocle lui paraissait fort utile, mais qu'il n'était pas honnête. Les Athéniens jugèrent que ce qui n'était pas honnête ne pouvait être utile; et de l'avis d'Aristide, ils rejetèrent la proposition, sans l'avoir même entendue.

II. Quand les Perses eurent été chassés de la Grèce, les Athéniens, qui, pour leur résister, avaient abandonné leur patrie, y revinrent avec leurs femmes et leurs enfants, et songèrent à rétablir cette ville que les barbares avaient presque entièrement détruite, et à l'environner de bonnes murailles pour la mettre hors d'insulte. Les Lacédémoniens, en ayant eu avis, entrèrent en jalousie, et commencèrent à craindre qu'Athènes, déjà trop puissante sur mer, venant à se fortifier de jour en jour, n'entreprît de leur faire la loi, et de leur enlever l'autorité et la prééminence qu'ils avaient toujours eue jusque-là dans la Grèce. Ils députèrent donc

* Cicero, Valerius Maximus.

vers les Athéniens, pour leur représenter que l'intérêt commun de la Grèce demandait qu'on ne laissât hors du Péloponèse aucune ville fortifiée, de peur qu'en cas d'une seconde irruption, elle ne servît de place d'armes aux Perses, qui ne manqueraient pas de s'y établir, comme ils avaient fait auparavant à Thèbes, et qui de là infesteraient tout le pays et s'en rendraient bientôt maîtres. Thémistocle, qui, depuis la bataille de Salamine, avait un grand crédit sur l'esprit de ses concitoyens, pénétra sans peine la véritable dessein des rivaux de sa patrie, quoiqu'ils le cachassent sous le prétexte spécieux du bien public. Mais comme ils étaient en état, en se joignant aux alliés, d'empêcher par la force l'ouvrage commencé, si on leur donnait une réponse absolue et négative, il conseilla au sénat d'user d'adresse aussi bien qu'eux. La réponse fut donc qu'on enverrait des députés à Lacédémone; mais il laissa passer plusieurs jours sans rendre visite aux magistrats et sans se transporter au sénat; et, sur ce qu'on le pressait de le faire, et qu'on lui demandait les raisons d'un si long délai, il répondit qu'il attendait que tous ses collègues fussent arrivés, pour se rendre, conjointement avec eux, dans le sénat, et témoigna beaucoup de surprise de ce qu'ils étaient si longtemps à venir. Ils arrivaient lentement les uns après les autres. Pendant tout ce temps-là, on pressait extrêmement l'ouvrage à Athènes. Les femmes, les enfants, les étrangers, les esclaves, tous, en un mot, étaient occupés à ce travail, et l'on ne se donnait de repos ni jour ni nuit. On ne l'ignorait pas à Lacédémone, et l'on en fit de grandes plaintes à Thémistocle, qui nia absolument le fait, et pressa les Lacédémoniens d'envoyer à Athènes de nouveaux députés, pour s'assurer par eux-mêmes de ce qui en était, et de ne point s'arrêter à des bruits vagues et confus, qui n'avaient aucun fondement. Il fit donner avis sous main à Athènes d'y retenir les députés jusqu'à leur retour, comme autant d'otages, craignant, avec raison, qu'on ne l'arrêtât, lui et ses collègues, à Lacédémone. Pour lors, quand tous ses collègues furent arrivés, il demanda audience, et déclara, en pleine sénat, qu'il était vrai que les Athéniens avaient résolu d'environner et de fortifier leur ville de bonnes murailles; que l'ouvrage était presque fini; qu'ils l'avaient jugé d'une nécessité absolue et pour leur propre sûreté et pour le bien commun des alliés; qu'après tout ce qui s'était passé, on ne pouvait pas les soupçonner de manquer de zèle pour l'intérêt commun; mais que la condition de tous les alliés devant être égale, il était juste que les Athéniens pussent, comme tous les autres, pourvoir à leur propre sûreté par tous les moyens qu'ils jugeraient nécessaires; qu'ils l'avaient fait, et qu'ils étaient en état de défendre leur ville contre quiconque oserait l'attaquer; qu'au reste, les Lacédémoniens avaient fort mauvaise grâce

de vouloir établir leur pouvoir, non sur leurs propres forces et leur courage, mais sur la faiblesse de leurs alliés. Ce discours déplut beaucoup aux Lacédémoniens; mais, soit par un sentiment d'estime et de reconnaissance pour les Athéniens, qui avaient rendu de si grands services à la patrie, soit par impuissance de s'opposer à ce qui était fait, ils dissimulèrent; et les députés, renvoyés de part et d'autre avec honneur, retournèrent dans leur ville.

107. Epaminondas. *

I. Epaminondas eut pour maître de philosophie Lysis de Tarente, pythagoricien, à qui il se dévoua si entièrement, que, tout jeune homme qu'il était, il préférait la compagnie de ce vieillard triste et sérieux à celle de tous ses égaux. Il ne cessa point de prendre ses leçons, et ne se sépara de lui que quand il se sentit supérieur en capacité à ses camarades, et qu'on pouvait bien présumer qu'il les passerait également dans les autres arts.

II. Epaminondas se plaisait extrêmement à écouter, regardant cette méthode comme la plus sûre pour apprendre. Aussi lorsqu'il paraissait dans une assemblée où l'on traitait des matières du gouvernement ou des sujets philosophiques, il n'en sortait jamais avant que la conférence fût absolument finie.

III. Epaminondas, le plus illustre capitaine des Thébains, n'avait qu'un seul habit; c'est pourquoi il était obligé de rester chez lui toutes les fois qu'il l'envoyait au dégraisseur. Dans cet état de détresse, le roi de Perse lui fit présenter une grosse somme d'argent qu'il ne voulut pas recevoir.

IV. Epaminondas fut sans contredit le plus grand homme, non-seulement de Thèbes, mais même de toute la Grèce entière. Avant que les Thébains l'eussent à leur tête, ils ne s'étaient distingués par aucune action mémorable; après sa mort ils ne se signalèrent que par leurs pertes; de sorte qu'il est hors de doute que la gloire de sa patrie naquit et s'éteignit avec lui. Les circonstances de sa mort rapportées par les historiens, nous convainquent assez du courage et de la grandeur d'âme avec lesquels il répandit son sang pour cette même patrie. Ayant campé, à la tête de l'armée Thébaine qu'il commandait, près de la ville de Mantinée, les Lacédémoniens, qui faisaient consister leur salut dans la perte de ce grand homme, le chargèrent tous à la fois, et ne reculèrent qu'après l'avoir vu tomber d'un coup de javelot qu'il reçut en combattant avec trop d'ardeur. Les Thébains emportèrent dans le camp Epaminondas, qu'ils regardaient comme mort; mais revenu peu à peu à lui-même, il reconnut les amis qui l'environnaient, vit que sa blessure

* C. Nepos, Cl. Aelianus, Diodorus, Justinus, Cicero.

était mortelle, et que, si on tirait le fer qui était resté dans son corps, il rendrait infailliblement l'âme avec le sang. Il demanda donc si son bouclier était sauvé. Ses amis en pleurs lui ayant répondu que oui, et le lui ayant montré, il le baisa comme un fidèle compagnon, avec lequel il partageait sa gloire et ses exploits militaires: il s'informa encore si les ennemis avaient été défaits. La réponse s'étant trouvée conforme à ses désirs: Tout va bien, dit-il, j'ai assez vécu. Alors il se fit arracher le fer dont il avait été percé, et ayant perdu tout son sang, il expira content et victorieux.

108. Sokrates. *

Socrate était fils d'un sculpteur nommé Sophronisque: il quitta la profession de son père après l'avoir suivie pendant quelque temps, et avec succès. Phénarète, sa mère, exerçait celle de sage-femme.

Ces belles proportions, ces formes élégantes, que le marbre reçoit du ciseau, lui donnèrent la première idée de la perfection; et cette idée s'élevant par degrés, il sentit qu'il devait régner dans l'univers une harmonie générale entre ses parties, et dans l'homme, un rapport exact entre ses actions et ses devoirs.

Socrate rencontra Xénophon dans une rue étroite. Voyant un jeune homme d'un visage parfaitement beau et modeste, il présente son bâton pour lui barrer le passage. Le jeune homme s'arrêta, et Socrate lui demanda le lieu où l'on vendait les choses nécessaires aux besoins de chaque citoyen. Xénophon n'eut pas de peine à satisfaire sur l'heure à ces questions. Le philosophe continua à lui demander le lieu où les hommes apprenaient à devenir meilleurs, et faisaient provision de sagesse et de probité; le jeune homme lui ayant répondu qu'il n'en savait rien: Suivez-moi donc, repartit Socrate; et depuis ce temps Xénophon fut son disciple.

Il fit plusieurs campagnes; dans toutes il donna l'exemple de la valeur et de l'obéissance. Comme il s'était endurci depuis longtemps contre les besoins de la vie et contre l'intempérie des saisons, on le vit au siége de Potidée, pendant qu'un froid rigoureux retenait les troupes sous les tentes, sortir de la sienne avec l'habit qu'il portait en tout temps, ne prendre aucune précaution, et marcher pieds nus sur la glace. Les soldats lui supposèrent le projet d'insulter à leur mollesse; mais il en aurait agi de même s'il n'avait pas eu de témoins.

Au même siége, pendant une sortie que fit la garnison, ayant trouvé Alcibiade couvert de blessures, il l'arracha des mains de l'ennemi, et, quelque temps après, lui fit décerner le prix de la bravoure, qu'il avait mérité lui-même.

* Barthelemy, Diogenes Laërtius.

A la bataille de Délium, il se retira des derniers, à côté du général, qu'il aidait de ses conseils, marchant à petits pas et toujours combattant, jusqu'à ce qu'ayant aperçu le jeune Xénophon épuisé de fatigue et renversé de cheval, il le prit sur ses épaules et le mit en lieu de sûreté. Lachès, c'était le nom du général, avoua depuis qu'il aurait pu compter sur la victoire, si tout le monde s'était comporté comme Socrate.

Ce courage ne l'abandonnait pas dans des occasions peut-être plus perilleuses. Le sort l'avait élevé au rang de sénateur; en cette qualité, il présidait, avec quelques autres membres du sénat, à l'assemblée du peuple. Il s'agissait d'une accusation contre des généraux qui venaient de remporter une victoire signalée: on proposait une forme de jugement aussi vicieuse par son irrégularité, que funeste à la cause de l'innocence. La multitude se soulevait à la moindre contradiction, et demandait qu'on mît les opposants au nombre des accusés. Les autres présidents, effrayés, approuvèrent le décret: Socrate seul, intrépide au milieu des clameurs et des menaces, protesta qu'ayant fait le serment de juger conformément aux lois, rien ne le forcerait à le violer; et il ne le viola point.

109. Plato. *

Platon étant allé aux jeux Olympiques, où avait lieu le plus grand concours de toute la Grèce, se trouva logé à Olympie avec des hommes qui lui étaient inconnus, et à qui il était lui-même inconnu. Il sut si bien les charmer et se les attacher par la douceur de ses mœurs, et par ses discours éloignés de toute affectation et d'un faux air de sagesse, que ces étrangers se réjouissaient infiniment du hasard qui leur avait procuré la compagnie d'un homme si aimable. Il ne dit pas un mot de l'Académie ni de Socrate: il se contenta de leur dire qu'il s'appelait Platon. Après la célébration des jeux, ils allèrent à Athènes, où Platon les reçut avec beaucoup de politesse. „Montrez-nous, lui dirent alors ses hôtes, ce disciple de Socrate qui porte votre nom, et dont la renommée fait partout tant de bruit. Conduisez-nous à l'Académie, et présentez-nous à lui, afin que nous retirions aussi quelque fruit de sa conversation.“ Mais Platon, avec ce doux sourire qui lui était ordinaire: „C'est moi-même,“ leur dit-il. Ces étrangers furent fort surpris d'apprendre que, sans le savoir, ils avaient eu si longtemps pour compagnon un homme si célèbre; et ils comprirent qu'il pouvait gagner les cœurs de ceux avec qui il vivait, sans employer ses discours ordinaires sur la philosophie.

* Claudius Aelianus.

110. Aristipp. *

I. Aristippe le philosophe interrogé quelle différence il mettait entre un sage et un fou: „Envoyez-les, dit-il, l'un et l'autre chez des inconnus, et vous l'apprendrez.“ L'exemple de ce philosophe peut servir de preuve à la vérité de sa réponse. Jeté par la tempête sur le rivage de Rhodes, et y ayant aperçu des figures géométriques, il s'écria d'abord: „Ayons bonne espérance, mes amis; car je vois ici des traces d'hommes.“ Il se rendit ensuite dans la ville; et étant entré dans une école, il se fit tant d'honneur à disputer sur quelques matières de philosophie, qu'il fut comblé de présents, de sorte qu'il fournissait aux compagnons de son naufrage l'habillement et les choses nécessaires à la vie. Puis, comme ils désiraient retourner dans leur patrie, et s'informaient de ce qu'il voulait mander à ses proches, il les chargea de cette commission: „Recommandez-leur de ma part d'instruire de bonne heure leurs enfants à se fournir de biens et de provisions qui puissent braver la tempête.“ Car les vrais soutiens de la vie sont ceux à qui, ni l'injustice de la fortune, ni l'inconstance des événements, ni le ravage de la guerre, ne peuvent porter aucune atteinte.

II. Un père de famille vint trouver Aristippe et le prier de se charger de l'instruction de son fils. Le philosophe lui demanda pour récompense cinq cents drachmes. Le père changeant de propos, à ce prix qui paraissait excessif à un homme ignorant et avare tout ensemble, dit qu'il ne lui en coûterait pas tant pour acheter un esclave. Aristippe repartit: „Achète-le, et tu en auras deux.“

Un autre père de famille demanda au même Aristippe quel avantage il lui reviendrait, s'il faisait étudier son fils. „S'il n'en retire pas d'autre, répondit-il, il est sûr au moins d'en retirer celui-ci; c'est que dans le théâtre (les siéges alors étaient de marbre) une pierre ne s'asseyera pas sur une autre pierre.“ Le sage donnait à entendre par ces deux réponses, que ceux dont le génie n'avait pas été cultivé, pouvaient être regardés comme des esclaves ou comme des pierres. Il avait tant d'estime pour les sciences, que sur ce qu'on lui demandait un jour quelle différence il trouvait entre des hommes lettrés, et ceux qui ne l'étaient pas: „Une pareille, répondit-il, à celle qui est entre les chevaux domptés, et ceux qui ne le sont pas.“

111. Demosthenes.

Démosthène, orateur athénien, s'arrêta un jour au milieu de son discours, voyant que le peuple ne l'écoutait pas, et se mit à débiter ce conte: „Pendant les chaleurs de l'été, un

* Diogenes Laërtius, M. Vitruvius Pollio.

jeune homme avait loué un âne pour aller d'Athènes à Mégare. A l'heure de midi, le jeune homme, afin de se dérober aux ardeurs du soleil, voulut se mettre sous l'âne; mais celui qui l'avait loué lui disputa ce droit, soutenant qu'il avait loué l'animal et non pas son ombre. Le jeune homme, au contraire, disait qu'en louant l'âne il avait aussi loué son ombre.“ Démosthène finit là son conte et descendit de la tribune; mais le peuple le retint, et lui demanda avec empressement comment la dispute s'était terminée. Alors le sublime orateur, élevant cette voix foudroyante qui faisait trembler le roi de Macédoine: „Dieux protecteurs d'Athènes, s'écria-t-il; voyez-vous avec quelle avidité votre peuple écoute des contes frivoles et puérils, et la coupable indifférence avec laquelle il reçoit nos conseils sur les plus chers intérêts de la patrie!“

112. Die Tirynthier. *

Les Tirynthiens, dit Théophraste dans son ouvrage sur la Comédie, aimaient si passionément à rire, que, ne pouvant s'occuper d'aucune affaire sérieuse, ils eurent recours à l'oracle de Delphes, pour être délivrés de cette maladie. Le dieu leur répondit qu'ils guériraient, si, après avoir sacrifié un taureau à Neptune, ils pouvaient, sans rire, le jeter à la mer. De peur de manquer à cette condition, ils exclurent les enfants du sacrifice. Un d'eux, instruit du secret, se mêla dans la foule; on crie, on veut le chasser. „Eh! craignez-vous, dit-il, que je ne renverse votre vase sacré?“ ** A ces mots, grands éclats de rire; et les Tirynthiens virent bien par l'expérience, que le dieu avait voulu leur apprendre qu'il est impossible de se guérir d'une habitude invétérée.

113. Cajus Duilius.

Cajus Duilius fut le premier qui vainquit les Carthaginois dans un combat naval. Voyant que les vaisseaux des Romains le cédaient en vitesse à ceux des ennemis, il imagina des crochets de fer, qu'on a appelés corbeaux. Cette machine fut d'un grand secours aux Romains; car, en lançant ces corbeaux, ils arrêtaient le vaisseau ennemi, ensuite, au moyen d'un pont qu'ils jetaient dessus, ils y sautaient, et là on combattait avec l'épée comme sur terre. Ainsi la victoire devint facile aux Romains, qui étaient plus vigoureux. Il y eut, dans ce combat, trente vaisseaux ennemis de pris, et treize de coulés à fond.

* Athenäus.

** Est-ce que vous avez peur que je n'avale votre taureau? So Barthelemy (chap. 53), der hier Eustathius gefolgt ist. Schüler, die Griechisch lernen, wollen bedenken, daß σφαγεῖον und σφάγιον nicht nur das Schlacht- oder Opferbecken, sondern auch das Schlacht- oder Opferthier bedeutet. Das Opferbecken ist hier das Meer.

Duilius vainqueur revint à Rome, et reçut, le premier, les honneurs du triomphe naval. Aucune victoire ne fut plus agréable aux Romains, en ce que, invincibles sur terre, ils devenaient encore très-puissants sur mer. C'est pourquoi on accorda à Duilius, pour toute sa vie, le privilége d'être, aux frais du public, précédé d'un flambeau et d'un joueur de flûte, toutes les fois qu'il reviendrait de souper en ville.

114. Tiberius Gracchus und Cajus Gracchus.

Tibérius Gracchus et Caïus Gracchus étaient petits-fils de Scipion-l'Africain par sa fille. Ils montrèrent dans leur jeunesse les plus heureuses dispositions, et donnèrent les plus belles espérances; car à un excellent caractère se joignait chez eux une excellente éducation. Nous avons encore des lettres de Cornélie, leur mère, par lesquelles on voit que non-seulement ils furent élevés dans le sein de cette digne mère, mais qu'encore ils puisèrent auprès d'elle la finesse et l'élégance du langage. Cette femme infiniment sage croyait avec raison que des enfants bien élevés sont le plus bel ornement des dames. Une dame de la Campanie, qui logeait chez elle, lui montrait, avec cette complaisance ordinaire à son sexe, tous ses bijoux, qui étaient fort précieux pour ce temps-là. Cornélie fit durer la conversation jusqu'à ce que ses enfants fussent revenus de l'école, et les présentant ensuite à cette étrangère: „Madame, lui dit-elle, ce sont là mes bijoux.“ En effet, il ne manquait rien à ces enfants ni du côté de la nature, ni du côté de l'éducation: mais ils aimèrent mieux troubler la république, qu'ils auraient pu défendre.

Tibérius Gracchus étant tribun du peuple se sépara du sénat. Il se concilia la faveur du peuple, en lui prodiguant des largesses. Il partageait les terres entre tous les citoyens; donnait le droit de cité à tous les habitants de l'Italie, remplissait les provinces de nouvelles colonies, et paraissait vouloir s'ouvrir ainsi un chemin à la royauté. C'est pourquoi le sénat ayant été assemblé délibérait sur ce qu'il y avait à faire. Dans cette circonstance, Tibérius monta au Capitole, en mettant la main sur la tête. Par ce signe qu'il faisait pour recommander sa vie au peuple, la noblesse crut qu'il demandait le diadème. Alors Scipion Nasica, cousin de Tibérius, préférant la patrie aux intérêts du sang, s'écria en élevant la main: „Que ceux qui veulent sauver la république me suivent.“ Ensuite il se précipita sur Gracchus qui prenait la fuite, et le tua de sa main. Le cadavre de Tibérius fut jeté dans le Tibre.

Caïus Gracchus fut agité de la même fureur que son frère. Soit qu'il voulût venger la mort de Tibérius, soit qu'en effet il aspirât à la royauté, à peine eut-il obtenu le tribunat qu'il forma les projets les plus criminels. Il fit au

peuple de grandes largesses, dissipa le trésor public, et rendit une loi portant que le blé serait partagé entre les citoyens. Les gens de bien s'opposaient de toutes leurs forces aux desseins pernicieux de Gracchus: Pison, personnage consulaire, y apportait surtout beaucoup d'opposition; cependant, après avoir beaucoup parlé contre le partage du blé, voyant que la loi était rendue, il vint avec les autres pour recevoir sa part. Gracchus le remarqua dans la foule, et l'apostropha ainsi en présence de tout le peuple: „Est-ce ainsi, Pison, que vous êtes d'accord avec vous-même? vous demandez du blé en vertu d'une loi que vous avez combattue. — Assurément, lui répondit Pison, je m'opposerai toujours à ce que tu puisses partager mes biens entre tous les citoyens; mais si tu le fais, j'en demanderai ma part." Par cette réponse cet homme grave et sage fit assez connaître que la loi qu'avait rendue Gracchus tendait à ruiner tous les citoyens.

Le sénat décréta que le consul Opimius veillerait à ce que la république ne reçût aucun dommage: décret qui ne se rendait jamais que dans les plus grands dangers. Caïus Gracchus avait armé tous ceux de sa maison, et s'était emparé du mont Aventin; c'est pourquoi le consul appela le peuple aux armes, attaqua Caïus, et le chassa du lieu où il était. Celui-ci, sortant précipitamment du temple de Diane, se donna une entorse; et comme il était sur le point d'être arrêté par les soldats d'Opimius, il présenta la gorge à un de ses esclaves qui le tua, et se tua ensuite lui-même sur le corps de son maître. Le consul avait promis de payer la tête de Gracchus au poids de l'or: un certain Septimuleius la lui apporta au bout d'une lance, et reçut autant d'or que la tête en pesait. On dit même que cet homme l'avait auparavant percée, en avait extrait la cervelle, et y avait coulé de plomb pour la rendre plus lourde.

Après la mort de Tibérius Gracchus, le sénat ayant chargé les consuls de sévir contre les complices de sa conspiration, un certain Blosius, ami de Tibérius, vint demander sa grâce, et dit pour s'excuser qu'il avait eu tant d'estime pour Tibérius, qu'il avait cru devoir faire tout ce qu'il voulait. „Quoi donc! lui dit le consul, s'il avait voulu que tu misses le feu au Capitole, tu lui aurais obéi en vertu de cette amitié dont tu fais vanité? — Jamais, dit Blosius, il n'aurait eu cette pensée; mais s'il l'avait voulu, je l'aurais fait." Cette parole de Blosius était un crime; car on ne peut être excusé d'une faute que l'amitié fait commettre.

115. Marcus Tullius Cicero.

Marcus Tullius-Cicéron, de l'ordre des chevaliers, naquit à Arpinum, ville du pays des Volsques. Un de ses ancêtres avait au bout du nez une verrue semblable à un pois chiche:

ce qui fit donner à la famille le surnom de Cicéron. Quelques personnes plaisantant Cicéron à ce sujet: „Je ferai en sorte, leur dit-il, que ce surnom efface l'éclat des plus beaux noms.“ Dans le temps qu'il étudiait les sciences auxquelles on applique un enfant pour en former un homme, son esprit se montra avec tant d'éclat, que ses condisciples, en revenant de l'école, l'environnaient comme leur roi, et le reconduisaient ainsi à la maison paternelle. Bien plus, leurs parents, surpris de la réputation de cet enfant, allèrent plus d'une fois à l'école pour le voir. Il y eut cependant des parents assez grossiers et assez mal élevés, pour faire des reproches aux autres enfants de ce qu'ils rendaient un pareil honneur à leur condisciple.

Cicéron, dès sa jeunesse, montra, contre les partisans de Sylla, son éloquence et son courage. Il poursuivit avec chaleur un certain Chrysogonus, affranchi du dictateur, qui, appuyé de l'autorité de son ancien maître, envahissait les biens des citoyens. Cicéron, craignant les suites de cette affaire, se retira à Athènes où il suivit avec zèle les leçons du philosophe Antiochus. De là il passa à Rhodes pour se perfectionner dans l'éloquence, et eut pour maître Molon, le plus célèbre rhéteur de ce temps-là. On dit que celui-ci, ayant entendu parler Cicéron, versa des larmes, parce qu'il prévoyait que, grâces aux talents de ce jeune orateur, les Romains l'emporteraient sur les Grecs en génie et en éloquence. De retour à Rome, il fut nommé questeur en Sicile: et jamais questeur ne se fit plus aimer, ni plus admirer. Il indisposa d'abord contre lui les Siciliens, en faisant passer à Rome une grande quantité de blé, dans un temps de disette: mais, quand ensuite ils eurent éprouvé son zèle, sa justice et son affabilité, ils rendirent à leur questeur plus d'honneurs qu'ils n'en avaient jamais rendus à aucun préteur.

Cicéron ayant été nommé consul étouffa, par son rare courage, par sa fermeté et par sa vigilance, la conjuration de Sergius Catilina. Celui-ci, indigné d'avoir essuyé un refus dans la demande du consulat, et ne pouvant plus contenir sa fureur, avait formé, de concert avec plusieurs Romains de distinction, le projet de tuer Cicéron, d'égorger le sénat, de mettre le feu à la ville et de piller le trésor public. Cette horrible conjuration fut découverte par Cicéron. Catilina, par crainte du consul, sortit de Rome, et alla joindre l'armée qu'il avait rassemblée; ses complices furent pris et tués dans la prison. Un sénateur donna lui-même la mort à son fils. Ce jeune homme, distingué entre ceux de son âge par son esprit, par ses connaissances et par sa figure, s'était attaché à Catilina et se rendait dans son camp. Son père l'arrêta au milieu de son chemin, et le tua, en lui disant: „Ce n'est point pour Catilina contre la patrie, mais pour la patrie contre Catilina, que je t'ai engendré.“

Catilina n'abandonna pas pour cela son entreprise; mais il marcha sur Rome à la tête d'une armée, et fut complétement défait. On combattit avec tant d'acharnement, qu'aucun des ennemis ne survécut à cette défaite: chacun d'eux couvrait de son corps le poste qu'il avait occupé en combattant. Catilina lui-même fut trouvé loin des siens, au milieu des cadavres de ceux qu'il avait tués: mort bien glorieuse si elle eût été pour la patrie! Cicéron reçut alors du sénat et du peuple romain le nome de Père de la patrie: cependant la conduite qu'il avait tenue dans cette affaire lui fit dans la suite des ennemis, au point que, quand il sortit de charge, un tribun lui défendit de haranguer le peuple, sous prétexte qu'il avait condamné des citoyens sans les entendre, et lui permit seulement de prêter le serment accoutumé. Alors Cicéron élevant la voix: „Je jure, dit-il, que Rome et la république n'ont été sauvées que par moi.“ Le peuple, charmé de ces paroles, jura lui-même que Cicéron avait dit la vérité.

Quelques années après, Cicéron fut accusé, par Clodius, tribun du peuple. pour le même sujet, c'est à-dire, pour avoir fait mourir des citoyens romains. Alors le sénat prit le deuil, comme dans une calamité publique. Cicéron, qui pouvait se défendre par la force des armes, aima mieux sortir de la ville que de faire répandre, pour son intérêt propre, le sang de ses concitoyens. Quand il partit, tous les gens de bien l'accompagnèrent en pleurant. Clodius proposa ensuite un édit par lequel l'eau et le feu étaient interdits à Cicéron, et il fit mettre le feu à ses maisons et à ses métairies; mais cette violence ne fut pas de longue durée, car bientôt après Cicéron fut rappelé dans sa patrie, au grand contentement de tous les ordres de l'état. Quand il revint, tout le monde alla à sa rencontre. Sa maison fut rebâtie aux frais de la république. Dans la suite, Cicéron ayant suivi le parti de Pompée, obtint sa grâce du vainqueur. César ayant été tué, il favorisa et appuya Octave son héritier, afin de l'opposer à Antoine qui opprimait la république; mais quelque temps après il en fut abandonné et trahi.

Antoine, s'étant lié avec Octave, proscrivit Cicéron qu'il haïssait depuis longtemps. A cette nouvelle, Cicéron se réfugia par des chemins détournés, dans une maison de campagne qu'il avait à peu de distance de la mer, et de là il s'embarqua pour passer en Macédoine. Cicéron fut plusieurs fois ramené, par les vents contraires, de la haute mer vers les côtes; et comme d'ailleurs il ne pouvait supporter le roulis du vaisseau, reprenant le chemin de sa maison de campagne: „Je mourrai, dit-il, dans ma patrie que j'ai sauvée tant de fois.“ Bientôt après, ses assassins se présentèrent, et comme ses esclaves se disposaient à le défendre vaillamment, il leur ordonna lui-même de déposer sa litière,

et de souffrir patiemment ce qu'exigerait sa mauvaise destinée. En même temps il s'avança tranquillement hors de sa litière, présenta la tête, et reçut le coup mortel. On lui coupa aussi les mains: sa tête fut portée à Antoine, et placée, par son ordre, entre les deux mains, au haut de la tribune aux harangues. Fulvie, femme d'Antoine, qui croyait avoir à se plaindre de Cicéron, prit cette tête entre ses mains, la mit sur ses genoux, et en tira la langue qu'elle perça avec une aiguille.

Cicéron était railleur et aimait à dire des bons mots, au point que ses ennemis l'appelaient ordinairement le bouffon consulaire. Ayant vu Lentulus, son gendre, homme de petite taille, ceint d'une longue épée: „Qui a, dit-il, attaché mon gendre à cette épée?“ Une dame qui voulait qu'on la crût plus jeune qu'elle n'était réellement, répétait souvent qu'elle n'avait que trente ans: „C'est très vrai, lui dit Cicéron, car il y a vingt ans que je l'entends dire.“ Un consul étant mort, le dernier décembre, César nomma Caninius, à la septième heure, pour exercer le consulat le reste de la journée. La plupart des sénateurs allant lui rendre visite, selon l'usage: „Hâtons-nous, dit Cicéron, avant qu'il sorte de place.“ Cicéron a écrit, au sujet du même Caninius: „Il fut d'une si grande vigilance, qu'il ne ferma pas l'œil durant tout son consulat.“

116. Chlodwig. *

Quand Clovis en vint aux mains avec Alaric, roi des Goths, il avait pour allié le fils de Sigebert-Claude (roi des Francs Ripuaires, et qui résidait à Cologne) nommé Chloderic. Ce Sigebert boitait d'un coup qu'il avait reçu au genou, à la bataille de Tolbiac, contre les Allemands. Le roi Clovis, pendant son séjour à Paris, envoya en secret au fils de Sigebert, lui faisant dire: „Voilà que ton père est âgé, et il boite de son pied malade; s'il venait à mourir, son royaume t'appartiendrait de droit, ainsi que notre amitié.“ Séduit par cette ambition, Chloderic forma le projet de tuer son père.

Sigebert étant sorti de la ville de Cologne, et ayant passé le Rhin pour se promener dans la forêt de Buconia, s'endormit à midi dans sa tente; son fils envoya contre lui des assassins et le fit tuer, dans l'espoir qu'il posséderait son royaume. Mais, par le jugement de Dieu, il tomba dans la fosse qu'il avait méchamment creusée pour son père. Il envoya au roi Clovis des messagers pour lui annoncer la mort de son père et lui dire: „Mon père est mort, et j'ai en mon pouvoir ses tresors et son royaume. Envoie-moi quelques-uns des tiens, et je leur remettrai volontiers ceux des trésors qui te plairont.“ Clovis lui répondit: „Je rends grâce à ta bonne volonté, et je te prie de montrer tes trésors à

* Gregorius von Tours; Guizot.

mes envoyés, après quoi tu les posséderas tous.“ Chloderic montra donc aux envoyés les trésors de son père. Pendant qu'ils les examinaient, le prince dit: „C'est dans ce coffre que mon père avait coutume d'amasser ses pièces d'or.“ Ils lui dirent: „Plongez votre main jusqu'au fond pour trouver tout.“ Lui l'ayant fait et s'étant tout a fait baissé, un des envoyés leva sa francisque et lui brisa le crâne. Ainsi cet indigne fils subit la mort dont il avait frappé son père.

Clovis apprenant que Sigebert et son fils étaient morts, vint dans cette même ville, et ayant convoqué tout le peuple, il leur dit: „Ecoutez ce qui est arrivé. Pendant que je naviguais sur le fleuve de l'Escaut, Chloderic, fils de mon parent, tourmentait son père en lui disant que je voulais le tuer. Comme Sigebert fuyait à la forêt de Buconia, Chloderic a envoyé contre lui des meurtriers qui l'ont mis à mort; lui-même a été assassiné, je ne sais par qui, au moment où il ouvrait les trésors de son père. Je ne suis nullement complice de ces choses. Je ne puis répandre le sang de mes parents, car cela est défendu; mais puisque ces choses sont arrivées, je vous donne un conseil: s'il vous est agréable, acceptez-le. Ayez recours à moi, mettez-vous sous ma protection.“ Le peuple répondit à ces paroles par des applaudissements de main et de bouche, et l'ayant élevé sur son bouclier, ils le créèrent leur roi. Clovis reçut dont le royaume et les trésors de Sigebert, et les ajouta à sa domination. Chaque jour, Dieu faisait tomber ses ennemis sous sa main et augmentait son royaume, parce qu'il marchait le cœur droit devant le Seigneur, et faisait les choses qui sont agréables à ses yeux.

117. Karl der Große. *

Charles portait les vêtements de sa patrie ou des Franks: il revêtait d'abord son corps d'une chemise et d'un caleçon de lin, puis il se couvrait d'une tunique bordée de soie, et de tibiales (haut-de-chausses), enfin il serrait ses jambes dans des bandelettes, et ses pieds dans leur chaussure. En hiver il y ajoutait, pour couvrir ses épaules et sa poitrine, une veste de peau de loutre. Il s'enveloppait d'un manteau de Venise, et il ceignait toujours une épée dont la poignée et le baudrier étaient ou d'or ou d'argent. Quelquefois aussi, mais seulement dans les grandes fêtes, et quand il recevait les ambassadeurs des nations étrangères, il se servait d'une épée ornée de pierres précieuses. Quant aux habits étrangers, quelque beaux qu'ils fussent, il les repoussait et ne voulait point permettre qu'on l'en revêtît. Deux fois seulement à Rome, à la prière du pape Adrien, et à celle de Léon, son successeur, il consentit à revêtir la longue tunique, la chlamyde et la chaussure à la romaine. Dans les grandes

* Eginhart.

fêtes, il marchait aux processions avec une tunique tissue d'or, une chaussure couverte de pierreries, une agrafe d'or à son manteau, et un diadème d'or enrichi de pierreries. Dans les autres jours, ses habits différaient peu de ceux que portaient les hommes du peuple.

Il était sobre pour la nourriture, mais plus sobre encore pour la boisson. En effet, il avait horreur de l'ivresse en tout homme, mais bien plus encore pour soi-même ou les siens. Quant à la nourriture, il ne pouvait point autant s'en abstenir, et il se plaignait souvent de ce que les jeûnes nuisaient à sa santé. Il donnait très-rarement des repas, et seulement dans les plus grandes fêtes: alors c'était à un très-grand nombre de convives à la fois. A l'ordinaire, on ne servait à sa table que quatre plats, outre le rôti qu'il préférait à toute autre nourriture, et que ses chasseurs avaient coutume d'apporter sur la broche. Pendant le repas, il prêtait l'oreille ou à quelque récit, ou à son lecteur. On lui lisait les histoires et les exploits des anciens; il se plaisait aussi beaucoup à la lecture des livres de saint Augustin, et surtout de celui de la Cité de Dieu. A peine, pendant tout le cours du repas, buvait-il trois fois. Mais en été, après avoir mangé quelques fruits, il buvait encore, puis, posant ses habits et sa chaussure, comme il l'aurait fait à la fin de la soirée, il se reposait deux ou trois heures. Pendant la nuit, c'était son usage d'interrompre son sommeil quatre ou cinq fois, non pas seulement en se réveillant, mais en se levant. Tandis qu'on le chaussait et qu'on l'habillait, il admettait ses amis, bien plus, si le comte du palais lui annonçait qu'il avait quelque procès qu'il ne pouvait terminer sans son ordre, Charles faisait à l'instant entrer les plaideurs, et ayant écouté le procès, il prononçait sa sentence, comme s'il eût siégé sur son tribunal. En même temps il expédiait les ordres à chacun, pour ce qu'il avait à faire dans la journée, et il assignait le travail à ses ministres.

Son éloquence était abondante, et il pouvait exprimer avec facilité tout ce qu'il voulait; et, ne se contentant point de sa langue maternelle, il s'était donné la peine d'en apprendre d'étrangères. Il avait appris si bien la latine, qu'il pouvait parler en public dans cette langue, presque aussi facilement que dans la sienne propre. Il comprenait mieux la grecque qu'il ne pouvait l'employer lui-même.

Charles avait étudié avec soin les arts libéraux; il en respectait fort les docteurs, et les comblait d'honneurs. Il avait appris la grammaire du diacre Pierre Pisan, qui lui donna des leçons dans sa vieillesse. Dans ses autres études, il avait eu pour précepteur Albin, surnommé Alcuin, diacre venu de Bretagne, mais de race saxonne, homme très-docte en toute science. Il avait consacré avec lui beaucoup de temps et de peine à apprendre la rhétorique, la dialectique,

et surtout l'astronomie. Il apprenait encore l'art du calcul, et il s'appliquait avec beaucoup de soin à fixer le cours des astres. Il s'essayait aussi à écrire, et il gardait communément sous son oreiller des tablettes et de petits livrets, pour accoutumer, lorsqu'il avait du temps de reste, sa main à former les lettres, mais il réussissait mal dans ce travail tardif et commencé hors de saison.

118. Eine Verordnung Karls des Großen.

Charles, avec l'aide de Dieu, roi des Franks et des Lombards, et patrice des Romains, à Bangulf, abbé, et à toute la congregation . . . salut:

Que votre dévotion agréable à Dieu sache que, de concert avec nos fidèles, nous avons jugé utile que, dans les épiscopats et dans les monastères confiés, par la faveur du Christ, à notre gouvernement, on prît soin non-seulement de vivre régulièrement et selon notre sainte religion, mais encore d'instruire dans la science des lettres, et selon la capacité de chacun, ceux qui peuvent apprendre avec l'aide de Dieu . . . Car, quoiqu'il soit mieux de bien faire que de savoir, il faut savoir avant de faire . . . Or, plusieurs monastères nous ayant, dans ces dernières années, adressé des écrits dans lesquels on nous annonçait que les frères priaient pour nous dans les saintes cérémonies et leurs pieuses oraisons, nous avons remarqué que, dans la plupart de ces écrits, les sentiments étaient bons et les paroles grossièrement incultes; car, ce qu'une pieuse dévotion inspirait bien au dedans, une langue mal habile, et qu'on avait négligé d'instruire, ne pouvait l'exprimer sans faute. Nous avons dès lors commencé à craindre que, de même qu'il y avait peu d'habileté à écrire, de même l'intelligence des saintes Ecritures ne fût beaucoup moindre qu'elle ne devrait être... Nous vous exhortons donc non-seulement à ne pas négliger l'étude des lettres, mais à travailler, d'un cœur humble et agréable à Dieu, pour être en état de pénétrer facilement et sûrement les mystères des saintes Ecritures. Or, il est certain que, comme il y a, dans les saintes Ecritures, des allégories, des figures et autres choses semblables, celui-là les comprendra plus facilement, et dans leur vrai sens spirituel, qui sera bien instruit dans la science des lettres. Qu'on choisisse donc pour cette œuvre des hommes qui aient la volonté et la possibilité d'apprendre et l'art d'instruire les autres.

119. Karl der Große und die Schüler. *

Lorsqu'après une longue absence le victorieux Charles revint en Gaule, il se fit amener les enfants qu'il avait

* Der Sanct-Galler Mönch.

confiés à Clément, et voulut qu'ils lui montrassent leurs lettres et leurs vers. Ceux de moyenne et de basse condition présentèrent des œuvres au-dessus de toute espérance, confites dans tous les assaisonnements de la sagesse; les nobles, d'insipides sottises. Alors le sage roi, imitant la justice du Juge éternel, fit passer à sa droite ceux qui avaient bien fait, et leur parla en ces termes: Mille grâces, mes fils, de ce que vous vous êtes appliqués de tout votre pouvoir à travailler selon mes ordres et pour votre bien. Maintenant efforcez-vous d'atteindre à la perfection, et je vous donnerai de magnifiques évêchés et des abbayes, et toujours vous serez honorables à mes yeux. Ensuite il tourna vers ceux de gauche un front irrité, et troublant leurs consciences d'un regard flamboyant, il leur lança avec ironie, tonnant plutôt qu'il ne parlait, cette terrible apostrophe: Vous autres nobles, vous fils des grands, délicats et jolis mignons, fiers de votre naissance et de vos richesses, vous avez négligé mes ordres, et votre gloire et l'étude des lettres, vous vous êtes livrés à la mollesse, au jeu et à la paresse, ou à de frivoles exercices. Après ce préambule, levant vers le ciel sa tête auguste et son bras invincible, il fulmina son serment ordinaire: Par le roi des cieux, je ne me soucie guère de votre noblesse et de votre beauté, quelque admiration que d'autres aient pour vous, et tenez ceci pour dit, que si vous ne réparez par un zèle vigilant votre négligence passée, vous n'obtiendrez jamais rien de Charles.

120. Columbus.*

Colombo, frappé des entreprises des Portugais, conçut qu'on pouvait faire quelque chose de plus grand, et par la seule inspection d'une carte de notre univers, jugea qu'il devait y en avoir un autre, et qu'on le trouverait en voguant toujours vers l'occident. Son courage fut égal à la force de son esprit, et d'autant plus grand qu'il eut à combattre les préjugés de tous les princes. Gênes, sa patrie, qui le traita de visionnaire, perdit la seule occasion de s'agrandir qui pouvait s'offrir pour elle. Henri VII, roi d'Angleterre, plus avide d'argent que capable d'en hasarder dans une si noble entreprise, n'écouta pas le frère de Colombo; lui-même fut refusé en Portugal par Jean II, dont les vues étaient entièrement tournées du côté de l'Afrique. Il ne pouvait s'adresser à la France, où la marine était toujours négligée, et les affaires autant que jamais en confusion sous la minorité de Charles VIII. L'empereur Maximilien n'avait ni ports pour une flotte, ni argent pour l'équiper. Venise eût pu s'en charger; mais, soit que l'aversion des Gênois pour les Vénitiens ne permît pas à Colombo de s'adresser à la rivale de sa patrie, soit

* Voltaire.

que Venise ne conçût de grandeur que dans son commerce d'Alexandrie et du Levant, Colombo n'espéra qu'en la cour d'Espagne. Ce ne fut pourtant qu'après huit ans de sollicitations que la cour d'Isabelle consentit au bien que le citoyen de Gênes voulait lui faire. La cour d'Espagne était pauvre: il fallut que le prieur Pérez et deux négociants, nommés Pinzone, avançassent dix-sept mille ducats pour les frais de l'armement. Colombo eut de la cour une patente, et partit enfin du port de Palos en Andalousie avec trois petits vaisseaux et un vain titre d'amiral.

Des îles Canaries, où il mouilla, il ne mit que trente-trois jours pour découvrir la première île de l'Amérique (12 octobre 1492), et pendant ce court trajet, il eut à soutenir plus de murmures de son équipage qu'il n'avait essuyé de refus des princes de l'Europe. Cette île, située environ à mille lieues des Canaries, fut nommée San-Salvador. Aussitôt il découvrit les autres îles Lucayes, Cuba, et Hispaniola, nommée aujourd'hui Saint-Domingue. Ferdinand et Isabelle furent dans une singulière surprise de le voir revenir au bout de sept mois avec des Américains d'Hispaniola, des raretés du pays, et surtout de l'or qu'il leur présenta. Le roi et la reine le firent asseoir et couvrir comme un grand d'Espagne, le nommèrent grand amiral et vice-roi du nouveau monde; il était regardé partout comme un homme unique envoyé du ciel. C'était alors à qui s'embarquerait sous ses ordres. Il repart avec une flotte de dix-sept vaisseaux (1493). Il trouve encore de nouvelles îles, les Antilles et la Jamaïque. Le doute s'était changé en admiration pour lui à son premier voyage; mais l'admiration se tourna en envie au second.

Il était amiral, vice-roi et pouvait ajouter à ces titres celui de bienfaiteur de Ferdinand et d'Isabelle. Cependant des juges, envoyés sur ses vaisseaux mêmes pour veiller sur sa conduite, le ramenèrent en Espagne. Le peuple, qui entendit que Colombo arrivait, courut au-devant de lui comme au-devant du génie tutélaire de l'Espagne: on tira Colombo du vaisseau, il parut, mais avec les fers aux pieds et aux mains.

Ce traitement lui avait été fait par l'ordre de Fonseca, évêque de Burgos, intendant des armements. L'ingratitude était aussi grande que les services. Isabelle en fut honteuse: elle répara cet affront autant qu'elle le put; mais on retint Colombo quatre années, soit qu'on craignît qu'il ne prît pour lui ce qu'il avait découvert, soit qu'on voulût seulement avoir le temps de s'informer de sa conduite. Enfin, on le renvoya encore dans son nouveau monde (1498). Ce fut à ce troisième voyage qu'il aperçut le continent à dix degrés de l'équateur, et qu'il vit la côte où l'on a bâti Carthagène.

III.

Aus dem Leben einiger musterhaft handelnden Menschen.

121. Euklid von Megara.

On ne saurait dire jusqu'où allait la passion des disciples de Socrate pour entendre ses leçons, et pour en profiter. Ils quittaient père et mère, et renonçaient à toutes les parties de plaisir, pour s'attacher sans réserve à ce sage qui formait leur cœur, éclairait leur esprit, et dirigeait leurs pas dans le sentier de la vertu. Athènes et Mégare se faisaient une guerre cruelle. L'animosité des deux peuples était si grande, qu'on faisait prêter serment aux généraux athéniens de ravager le territoire de Mégare deux fois l'année, et qu'il était défendu aux Mégariens, sous peine de la vie, de mettre le pied dans l'Attique. Cette défense ne put éteindre ni arrêter le zèle d'Euclide de Mégare. Il sortait de la ville, sur le soir, en habit de femme, la tête couverte d'un voile, se rendait la nuit au logis de Socrate, et s'en retournait la nuit suivante comme il était venu.

122. Menedemos und Asklepiades.

Les prodigues et ceux qui n'avaient aucun moyen de subsistance, étaient autrefois appelés en justice et punis par l'Aréopage. Les juges ayant donc cité Ménédème et Asclépiade, jeunes philosophes sans bien, leur demandèrent comment ils pouvaient jouir d'une santé si florissante, eux qui, malgré leur pauvreté, passaient les journées entières à la conversation des philosophes. Les accusés prièrent alors qu'on fît venir un meunier qu'ils désignèrent. Ce meunier comparut. Ces deux hommes, dit-il aux juges, descendent toutes les nuits à mon moulin, et y travaillent à la meule pour deux drachmes qu'ils reçoivent l'un et l'autre. L'Aréopage étonné leur fit délivrer deux cents drachmes.

123. Florens Boyers. (1459—1523.)

Vers le milieu du XV^e siècle, on distinguait parmi les étudiants de l'université de Louvain le jeune Florent Boyers, fils d'un tisserand d'Utrecht.

Les merveilleux progrès de ce jeune homme, qui étudiait avec une infatigable persévérance, excitèrent la jalousie

des autres étudiants, surtout celle des plus riches et des moins studieux.

Ils découvrirent bientôt que tous les soirs, à la nuit tombante, Florent quittait furtivement l'université, et qu'il ne rentrait jamais que longtemps après minuit. On avait remarqué aussi qu'il inventait toujours différents prétextes pour empêcher ses condisciples de l'accompagner dans ses excursions.

Un soir, quelques-uns d'entre eux l'épièrent dans l'espoir de le trouver coupable de quelque grave désordre. Il s'aperçut qu'il était suivi, et se déroba facilement à leurs regards. Ils continuèrent de se promener dans la ville, espérant que quelque heureux hasard leur ferait retrouver ses traces. Il était déjà près de minuit. Comme ils arrivaient près de l'église de Saint-Pierre, l'un d'eux s'écria tout à coup: „Arrêtez! ou je me trompe étrangement, ou j'aperçois sous le porche une figure humaine qui se tient immobile près d'une lampe.“ Il s'avance doucement vers l'objet qui excitait sa curiosité; ses compagnons le suivent. A la faible lueur d'une lampe qui brûlait sous le porche de l'église, ils aperçoivent un homme courbé sur un livre. Son visage, sur lequel tombait un léger reflet de la lampe, était pâle et fatigué. „C'est Florent,“ s'écrièrent-ils tous. En effet, c'était lui. Surpris aussi brusquement, il leva la tête, et son front devint couleur de pourpre. Mais il se recueillit bientôt, et s'avança vers ses camarades: „Le mystère est enfin éclairci, dit-il; vous savez tout maintenant: je suis trop pauvre pour acheter de la chandelle, et depuis quatre mois je passe mes soirées ici, où je trouve une lampe.“ Personne n'osa le railler, et la jalousie fit place à la plus sincère estime.

Ce jeune homme s'éleva au poste de professeur de théologie et de vice-chancelier dans cette même université où il était entré pauvre et obscur écolier; plus tard il fut nommé précepteur de Charles-Quint, et, grâce à la reconnaissance de son élève, il fut premier ministre en Espagne, et enfin (1522) souverain pontife sous le nom d'Adrien VI.

124. Valentin Jameray Duval.

Valentin Jameray Duval naquit, en 1695, d'un pauvre laboureur, et à dix ans il était orphelin. Il fut obligé de servir chez des fermiers pour garder les brebis. A quatorze ans le travail lui manqua, et il quitta son village pour aller servir ailleurs. Marchant au hasard dans l'affreux hiver de 1709, en pleine campagne, couvert de haillons, demi-mort de froid, sans pain, sans asile, sans espoir, il fut surpris par la petite vérole. La violence de ses douleurs et celle de la saison l'obligèrent de s'arrêter dans une petite ferme, où il n'eut pour retraite qu'une étable et un tas de fumier, sous lequel on l'ensevelit. La chaleur qu'il y trouva le

dégourdit peu à peu et facilita l'éruption: il ne tarda pas à être couvert de boutons; mais il manquait de secours. Tout était saisi dans la ferme: le maître n'avait pas lui-même de quoi vivre, et ce fut un excès de compassion qui l'engagea à donner au moribond, pour toute boisson de l'eau glacée, pour toute nourriture un peu de bouillie à l'eau, à peine salée, et du mauvais pain sec. Quelques pauvres que fussent les secours qu'il recevait dans cette ferme, il fut impossible au maître de les lui continuer. Il fallut le transporter encore faible, couvert de méchants haillons et de foin, chez un curé du voisinage, où il fut près d'expirer du froid qu'il avait essuyé en route. Il guérit pourtant; mais la famine qui désolait cette contrée lui fit perdre encore cet asile, dès que ses forces lui permirent de le quitter. Ne sachant où donner de la tête, il s'informe s'il n'est point quelque pays que le fléau ait respecté. On lui parle du Midi, de l'Orient: c'était lui donner des idées nouvelles. Ces mots furent pour lui la source de ses premières réflexions, sa première leçon de géographie.

Il marche donc vers le point où le soleil paraît se lever; il traverse la Champagne. Des huttes à peine couvertes de chaume et d'argile, des individus pâles et languissants, des enfants en petit nombre et desséchés par le besoin, lui présentent tout ce que la misère a de plus effrayant. Il arrive enfin en Lorraine, et soudain il est frappé d'une scène nouvelle: des maisons spacieuses, bien couvertes et dignes des hommes forts et vigoureux qui les habitent, des femmes lestes et bien vêtues, des enfants nombreux et gais, le spectacle de l'aisance et du bonheur l'avertissent qu'il a changé de domination. Le hasard fait qu'il s'arrête à l'ermitage de la Rochette, où le bon solitaire Palémon le reçoit, lui fait partager son genre de vie, et lui apprend à lire.

De cette retraite il passa dans celle de Sainte-Anne, auprès de Lunéville. Il avait six vaches à garder. Quatre ermites de la plus grossière ignorance et quelques bouquins, furent les seules ressources que Duval y trouva pour son éducation. Il parvint cependant à apprendre seul à écrire. Un abrégé d'arithmétique devint le nouvel objet de ses études, auxquelles il se livra dans le silence des bois. Il faut l'entendre raconter lui même comment il prit les premières notions d'astronomie et de géographie, à l'aide de ses seules réflexions, de quelques cartes et d'un tube de roseau placé sur un chêne élevé, dont il avait fait son observatoire. Plus il apprenait, plus il brûlait du désir d'apprendre encore; mais l'état de ses finances ne répondait pas à son désir. Pour y suppléer, il s'avise, au risque d'être pris comme un braconnier, de déclarer la guerre aux animaux des forêts, dans le dessein de vendre leurs fourrures. L'ardeur et le courage qu'il mettait à cette chasse, ennoblie par son motif, sont

véritablement incroyables. Il eut un jour une lutte violente à soutenir contre un chat sauvage, et sa victoire lui coûta beaucoup de sang. Enfin, sa constance lui ayant procuré, au bout de quelques mois, une quarantaine d'écus, il les porta bien vite à Nancy pour avoir des livres. Sa bibliothèque s'accrut jusqu'à quatre cents volumes, tandis que sa garde-robe restait toujours la même: un sarrau de toile ou de laine et des sabots composaient tout son ajustement.

Le bois où Duval menait paître ses vaches était son cabinet d'étude le plus ordinaire. Un jour qu'il y était entouré, selon son usage, de ses cartes de géographie, il fut abordé par un homme de bonne mine, qui, surpris de cet appareil, lui demanda ce qu'il faisait là. J'étudie la géographie. Y entendez-vous quelque chose? Mais vraiment oui, je ne m'occupe que de ce que j'entends. Où en êtes-vous? Je cherche la route de Québec pour aller continuer mes études à l'université de cette ville, qui est fameuse, selon le livre que je viens de lire. Il y a, reprit l'inconnu, des universités plus à votre portée; je puis vous en indiquer une. A l'instant il est investi par un grand cortége: c'était celui des jeunes princes de Lorraine. On finit par lui proposer d'achever ses études au collége de Pont-à-Mousson. Duval hésita. L'étude lui était chère; mais sa liberté lui paraissait plus précieuse encore, et il n'accepta qu'à la condition formelle de la conserver. Ses progrès furent si rapides, qu'au bout de deux ans le duc Léopold, qui voulait se l'attacher, lui fit faire quelques voyages, entre autres celui de Paris, et à son retour, il le nomma son bibliothécaire et professeur d'histoire à l'académie de Lunéville. Cette place et des leçons particulières qu'il donnait à des Anglais, lui procurèrent les moyens de faire rétablir à neuf son ancien ermitage de Sainte-Anne. Lors de la cession de la Lorraine à la France, en 1738, il refusa toutes les propositions qui lui furent faites pour rester, et suivit son bienfaiteur à Florence. Dix ans plus tard il fut appelé à Vienne, pour former le cabinet de médailles de l'empereur François I^er^.

C'est là qu'il vécut dans la plus grande considération de la part de toute la famille impériale, et qu'il mourut en 1775, âgé de près de 80 ans, regretté de tous ceux qui l'avaient connu.

125. Arbeite.

M. Arnault, qui était membre de l'Académie française, a écrit les souvenirs de sa vie. Il y raconte que, quand il avait dix-huit ans, il allait souvent de Paris à Versailles, où habitait sa mère. En sortant des barrières, il était toujours sûr de trouver un grand pauvre qui criait: „La charité, s'il vous plaît, mon bon monsieur! et le jeune Arnault lui donnait ordinairement une pièce de deux sous.

Un jour qu'il venait de lui faire son aumône accoutumée, un petit monsieur poudré, sec et vif, vint à passer. Le passant s'arrêta, et après avoir considéré quelques moments le mendiant, „Vous me paraissez, lui dit-il, en état de travailler: pourquoi faire un si vil métier? Je veux vous tirer de cette triste situation et vous donner quelques mille livres de rente.“ Antoine, c'était le nom du mendiant, se mit à rire. „Riez tant que vous voudrez, reprit le monsieur poudré; mais suivez mes conseils, et vous acquerrez ce que je vous promets. Je puis d'ailleurs vous prêcher d'exemple: j'ai été aussi pauvre que vous; mais au lieu de mendier, je me suis fait une hotte avec un mauvais panier, et je suis allé dans les villages et dans les villes de province, demander, non pas des aumônes, mais de vieux chiffons, qu'on me donnait gratis, et que je vendais ensuite à un bon prix aux fabricants de papier. Au bout d'un an, je ne demandais plus pour rien les chiffons, mais je les achetais, et j'avais en outre une charrette et un âne pour faire mon petit commerce. A l'heure qu'il est, je suis moi-même fabricant de papier, et je possède deux maisons à Paris. Faites comme moi, l'ami, et vous deviendrez riche comme moi.“ Là-dessus, le vieux monsieur s'en alla, laissant Antoine tellement préoccupé, que deux dames passèrent sans entendre l'appel criard du mendiant: „La charité, s'il vous plaît.“

En 1815, ajoute Mr. Arnault, pendant mon exil à Bruxelles, j'entrai un jour chez un libraire pour y faire emplette de quelques livres. Un gros et grand monsieur se promenait dans le magasin et donnait des ordres à cinq ou six commis. Nous nous regardâmes l'un l'autre comme des gens qui, sans pouvoir se reconnaître, se rappelaient cependant qu'ils s'étaient vus autrefois quelque part. „Monsieur, me dit à la fin le libraire, il y a vingt-cinq ans, n'alliez-vous pas souvent à Versailles? — Quoi! Antoine, c'est vous? m'écriai-je. — Monsieur, répliqua-t-il, vous le voyez, le vieux monsieur poudré avait raison: il m'a donné dix mille livres de rente.“

126. Jacques Lafitte. (1767—1841.)

Lorsque M. Lafitte vint à Paris, en 1788, toute son ambition se bornait à obtenir une petite place dans une maison de banque. Il se présenta chez M. Perregaux, riche banquier. Le jeune provincial, pauvre et modeste, timide et troublé, fut introduit dans le cabinet du banquier, et présenta sa requête. „Impossible de vous admettre chez moi, du moins pour le moment, lui répond Perregaux: mes bureaux sont au complet. Plus tard, si j'ai besoin de quelqu'un, je verrai; mais en attendant, je vous conseille de

chercher ailleurs, car je ne pense pas avoir de longtemps une place vacante.“

Ainsi éconduit, le jeune solliciteur salue et se retire. En traversant la cour, triste et le front penché, il aperçoit à terre une épingle, la ramasse et l'attache sur le parement de son habit. Il était loin de se douter que cette action toute machinale devait décider de son avenir.

Debout devant la fenêtre de son cabinet, M. Perregaux avait suivi des yeux la retraite du jeune homme; le banquier était de ces observateurs qui savent le prix des petites choses, et qui jugent le caractère des hommes sur ces détails futiles en apparence et sans portée pour le vulgaire. Il avait vu ramasser l'épingle, et ce trait lui fit plaisir. Dans ce simple mouvement, il y avait pour lui la révélation d'un caractère, c'était une garantie d'ordre et d'économie.

Le soir même, le jeune Lafitte reçut un billet de M. Perregaux, qui lui disait: „Vous avez une place dans mes bureaux; vous pouvez venir l'occuper dès demain.“

Le banquier ne s'était pas trompé: le jeune homme à l'épingle possédait toutes les qualités requises, et même quelques-unes de plus. Le jeune commis devint bientôt caissier, puis associé, et puis maître de la première maison de banque de Paris, puis député et homme d'état très-influent, et enfin président du conseil des ministres. (1830—1831.) Ce que M. Perregaux n'avait pas prévu sans doute, c'est que la main qui ramassait une épingle était une main généreuse jusqu'à la prodigalité, quand il s'agissait de faire du bien; une main toujours ouverte, toujours prête à répandre l'or pour secourir d'honorables infortunes. Jamais la richesse ne fut mieux placée, jamais homme n'en fit un plus noble usage.

127. Montmorin und d'Orte. (1572.)

L'obéissance ne doit point aller jusqu'à nous faire commettre des actions évidemment mauvaises: on doit tout souffrir plutôt que de blesser sciemment la loi de la conscience. Voici quelle fut la réponse du vicomte d'Orte, commandant de Bayonne, à Charles IX, qui lui avait ordonné de faire massacrer les protestants à l'époque funeste de la Saint-Barthélemy:

„Sire, j'ai communiqué le commandement de Votre Majesté à ses fidèles habitants et gens de guerre; je n'y ai trouvé que de bons citoyens et de braves soldats, mais pas un bourreau: c'est pourquoi eux et moi supplions très-humblement Votre Majesté de vouloir bien employer nos bras et nos vies en choses possibles: quelque hasardeuses qu'elles soient, nous y mettrons jusqu'à la dernière goutte de notre sang.“

Montmorin, gouverneur d'Auvergne, fit une réponse semblable, que voici:

„Sire, j'ai reçu un ordre, sous le sceau de Votre Majesté, de faire mourir tous les protestants qui sont dans ma province. Je respecte trop Votre Majesté pour ne pas croire que ces lettres sont supposées; et si, ce qu'à Dieu ne plaise, l'ordre est véritablement émané de vous, je vous respecte aussi trop pour vous obéir."

128. Der Kanzler de l'Hôpital. (1505—1573.)

Le chancelier Michel de l'Hôpital, pressé par Catherine de Médicis de sceller un édit injuste, lui rapporta les sceaux, en disant: „Voilà vos sceaux, madame, scellez vous-même votre édit; pour moi, j'aimerais mieux mourir que de le faire."

129. Theodor Agrippa d'Aubigné. (1550—1630.)

D'Aubigné contait un jour à Tolci, l'un de ses voisins, homme fort riche, sa mauvaise fortune et le triste état de ses affaires. Tolci l'interrompit en lui disant: „Vous avez des papiers qui peuvent compromettre le chancelier de l'Hôpital. Disgracié de la cour, il est, comme vous le savez, maintenant retiré à maison de campagne. Si vous voulez, je vous ferai donner dix mille écus pour ces papiers, soit par lui, soit, s'il refuse, par ceux qui voudraient s'en servir contre lui." D'Aubigné alla aussitôt chercher tous ces papiers, et, au lieu de les donner à Tolci, il les jeta dans le feu en sa présence. Comme son ami l'en reprenait vivement, il répondit: „Je les ai brûlés de peur qu'ils ne me brûlassent: car j'aurais pu succomber à la tentation." Cette action généreuse toucha Tolci. Le lendemain il lui dit: „Quoique vous ne m'ayez pas ouvert votre cœur, je sais qu'un hymen avec ma fille comblerait tous vos vœux. Vous ne vous déclarez pas, parce que vous savez qu'elle est recherchée par plusieurs jeunes gens bien plus riches que vous; mais ces papiers que vous brûlâtes hier m'ont déterminé à vous choisir pour mon gendre."

130. Der Page Friedrichs II.

Frédéric II, occupé dans son cabinet, avait déjà sonné plusieurs fois, et personne ne venait. Impatienté, il ouvre la porte et voit un page endormi; il allait l'éveiller, lorsqu'il aperçut une lettre qui sortait de la poche du jeune homme. Il la tire doucement et la lit. Elle était de la mère du page, qui remerciait son fils de lui avoir envoyé une partie de ses gages, secours bien nécessaire à sa misère.

Le roi ne put lire cette lettre sans attendrissement; il rentre dans son cabinet, prend un rouleau de ducats, le glisse doucement avec la lettre dans la poche du page, et se retire. Il sonne de nouveau si fortement que le dormeur s'éveille enfin et court chez le roi. „Vous avez le sommeil dur," dit Frédéric. Le page qui ne sait comment s'excuser, balbutie. Dans son embarras, il lui arrive de mettre la main dans sa poche, et sentant quelque chose de pesant, il le tire et pâlit; immobile, il fixe le roi et fond en larmes. „Qu'est-ce donc? dit Frédéric, qu'avez vous? — Ah, Sire, s'écrie le page, quelqu'un veut me perdre; je ne sais d'où vient cet argent. — Mon ami, reprend Frédéric, les biens nous viennent quelquefois en dormant. Envoyez cela à votre mère; saluez-la de ma part, et assurez-la que je prendrai soin d'elle et de vous."

131. Der Cadet zu Paris.

Un enfant de très-bonne naissance, placé à l'Ecole royale militaire de Paris, se contentait de manger de la soupe et du pain avec de l'eau. Le gouverneur, averti de cette singularité, le fit venir, et après lui avoir représenté qu'il était nécessaire de se conformer aux usages de l'Ecole, il lui demanda les motifs de son étrange conduite. L'enfant s'obstinant à taire ces motifs, le gouverneur lui signifia qu'il serait obligé de le renvoyer à sa famille.

Hélas! monsieur, dit alors l'enfant, vous voulez savoir la raison que j'ai d'agir comme je fais. La voici: dans la maison de mon père je mangeais du pain noir et en petite quantité; nous n'avions souvent que de l'eau à y ajouter. Ici je mange de bonne soupe; le pain y est bon, blanc et à discrétion. Je trouve que je fais grande chère, et je ne puis me déterminer à manger davantage, par l'impression que me fait le souvenir de l'état de mon père et de ma mère.

Mais, dit le gouverneur avec émotion, votre père, qui a servi, doit avoir une pension?

Il en a sollicité une, répliqua l'enfant, mais on n'a pas fait droit à sa demande.

Eh bien, si le fait est aussi prouvé qu'il paraît vrai dans votre bouche, je promets de lui obtenir cinq cents livres de pension. Puisque vos parents sont si peu à leur aise, vraisemblablement ils ne vous ont pas beaucoup garni le gousset: recevez, pour vos menus plaisirs, ces trois louis, que je vous présente de la part du Roi; et quant à M. votre père, je lui enverrai d'avance les six premiers mois de la pension que je suis assuré de lui obtenir. — Monsieur, comment pourrez-vous lui envoyer cet argent? — Ne vous inquiétez point, nous en trouverons les moyens. — Ah! monsieur, puisque vous avez cette facilité, remettez-lui aussi ces

trois louis que vous venez de me donner. Ici, où j'ai tout en abondance, ils me deviendraient inutiles, et ils feront grand bien à mon père pour élever ses autres enfants.

132. Ein Kind, das seine Mutter liebt.

Un curé des environs de Rennes a fait insérer dans les ***Petites Affiches de Bretagne***, en 1789, un trait de piété filiale d'autant plus touchant, que le héros de son récit était âgé seulement de trois ans et demi. On conserve ici la naïveté de son récit.

Je viens, dit-il, de voir, dans un enfant de l'âge le plus tendre, un trait d'amour filial que je me reprocherais de ne pas faire connaître. Trois enfants d'un pauvre de ma paroisse, réduit à la plus affreuse indigence, vinrent chez moi, la semaine dernière, pour se faire prendre la mesure des habits que je leur destinais. Ils étaient transis de froid. Je les fais ranger autour du feu, et je leur fais apporter du pain et de la viande. Les deux aînés mangent leur portion, sans compliment et de bon appétit. Pour le troisième, âgé seulement de trois ans de demi, il regardait la sienne d'un air bien satisfait, mais il n'y touchait pas.

Quoi! mon enfant, lui dis-je, tu ne manges pas? — Non, monsieur, répondit-il, je garde mon pain et ma viande pour maman qui est malade. — Mange toujours, mon petit ami, j'enverrai ce qu'il faut à ta maman. Non, je ne mangerai pas; je veux lui porter ce que voilà, car maman est malade.

A ces derniers mots, les yeux de cet enfant se remplirent de larmes. — Ta mère, mon petit, en manquera de rien; mais, crois-moi, mange, tu dois avoir faim. — Oui, j'ai faim, mais maman est malade. — Eh bien, tiens, voilà du pain et de la viande que tu lui porteras toi-même; mais je veux que tu manges ce que je t'ai donné. — Dans ce cas-là, monsieur, je mangerai bien mon pain sec: ma viande, je veux la garder pour maman.

En effet, le pauvre petit commença à manger son pain sec; jamais je ne pus obtenir de lui qu'il portât à sa bouche la viande que je lui avais donnée; il fallut la mettre à part pour sa mère, et lui en donner d'autre à lui-même; sans quoi, j'aurais eu la douleur de voir cet aimable enfant faire chez moi son dîner ordinaire.

133. Die goldene Dose.

Un colonel montra à quelques officiers qui dînaient chez lui, une tabatière d'or qu'il venait d'acheter. Quelques moments après, voulant prendre une prise, il chercha dans ses poches, et fut fort étonné de ne plus la trouver.

„Messieurs, dit-il, veuillez avoir la complaisance de voir si quelqu'un de vous ne l'aurait pas mise par distraction dans sa poche."

Tous se levèrent aussitôt et retournèrent leurs poches sans que la tabatière reparût. Un enseigne, dont l'embarras était visible, resta seul assis et refusa de retourner ses poches. „J'affirme sur ma parole d'honneur que je n'ai point la tabatière, dit-il; cela doit suffire." Les officiers se séparèrent en branlant la tête, et chacun le regarda comme un voleur.

Le lendemain matin, le colonel l'ayant fait appeler, lui dit: „La tabatière s'est retrouvée, elle était tombée entre la doublure de mon habit. Dites-moi maintenant pour quel motif vous avez refusé, hier au soir, de retourner vos poches, tandis que tous les autres n'ont pas hésité à le faire."

„Monsieur le colonel, répondit l'enseigne, c'est une chose que je n'avouerai qu'à vous seul. Mes parents étant fort pauvres, je leur donne la moitié de ma solde, et jamais je ne mange rien de chaud à dîner. Lorsque vous me fîtes hier l'honneur de m'inviter, j'avais déjà mon dîner dans ma poche. Jugez de ma confusion si, en la retournant, j'en avais fait tomber une saucisse et un morceau de pain bis."

„Vous êtes un excellent fils, dit le colonel, touché de cet aveu. Afin que vous puissiez plus facilement soutenir vos parents, votre couvert sera mis tous les jours chez moi." Là-dessus il le conduisit dans la salle à manger, et devant tous les officiers il lui présenta la tabatière comme une marque de son estime.

134. Kindliche und brüderliche Liebe.

En 1585, des troupes portugaises qui passaient dans les Indes, firent naufrage. Une partie aborda dans le pays des Cafres en Afrique, et l'autre se mit à la mer sur une barque construite des débris du vaisseau. Le pilote, s'apercevant que le petit bâtiment était trop chargé, avertit le capitaine, Edouard de Melho, qu'on allait couler à fond, si l'on ne jetait à la mer une douzaine de passagers. Le sort tomba, entre autres, sur un soldat qui avait son frère dans la même barque. Celui que le sort avait épargné était le plus jeune. Il tombe aux genoux de Melho, et demande avec instance de prende la place de son aîné. „Mon frère, dit-il, est plus capable que moi: il nourrit mon père, ma mère, mes sœurs; s'ils le perdent, ils mourront tous de misère. Conservez-leur la vie en conservant la sienne, et faites-moi périr, moi qui ne puis leur être d'aucun secours." Melho y consent, et le fait jeter à la mer. Le jeune homme suit la barque à la nage pendant six heures, disputant sa vie aux flots, mais toujours prêt à la sacrifier pour son frère. Touchés de ce spectacle, ses compagnons d'infortune voulurent

essayer de le sauver aussi, et le reçurent à leur bord. La barque, protégée par le ciel, arriva heureusement à sa destination.

135. Eudamidas.

Eudamidas de Corinthe avait pour amis Arétée, son concitoyen, et Charixène de Sicyone; ils étaient riches, il était pauvre. En mourant, il laissa un testament qui paraîtra ridicule à bien du monde, mais qui ne le sera peut-être pas pour les cœurs vertueux et sensibles à l'amitié. Voici quelles en étaient les dispositions: „Je lègue à Arétée ma mère à nourrir et à soigner dans sa vieillesse; à Charixène, ma fille à marier et à doter le mieux qu'il pourra; et s'il arrive que dans l'intervalle l'un d'eux vienne à manquer, je désire que l'autre prenne sa part.“ Lorsqu'on lut le testament, ceux qui connaissaient la pauvreté d'Eudamidas, et ignoraient l'étroite amitié qui l'unissait avec ces deux riches, tournèrent la chose en plaisanterie, et l'on se sépara en riant de cette confiance. Mais aussitôt que les légataires eurent appris ce qu'on leur laissait, l'un et l'autre vint réclamer sa part de l'héritage. Charixène mourut cinq jours après; et Arétée, prenant pour lui seul les deux legs à la fois, se chargea de la mère et de la fille d'Eudamidas: riche de cinq talents,* il donna bientôt à sa propre fille deux talents pour dot, et deux autres à celle de son ami, qu'il voulut marier le même jour que la sienne.

136. Damon und Pythias.

Damon et Pythias, tous deux élevés dans les principes de la philosophie de Pythagore, s'étaient juré une fidélité inviolable. Denys l'Ancien, tyran de Syracuse, condamna Damon à la mort. L'infortuné supplia le prince de lui permettre d'aller quelques jours dans sa famille pour régler ses affaires, promettant de revenir. Denys y consentit, à condition que Pythias resterait caution de son retour. Ce généreux ami se rendit volontiers dans la prison publique. Tout le monde; et le tyran surtout, attendait avec impatience le dénoûment de cette scène intéressante. Le jour approchait, et Damon ne revenait point. On blâmait la folie du garant téméraire: on plaignait son aveugle tendresse. Cependant on apprêtait les instruments du supplice. Déjà le peuple s'assemblait en foule; déjà l'on se préparait à conduire l'innocent Pythias à la mort. Tout à coup Damon arrive: Damon délivre son ami. Tout Syracuse étonné pousse des cris, et demande la grâce du criminel. Le tyran la lui donne sans peine; et touché d'une fidélité si grande, il les prie de le recevoir en tiers d'une union si belle.

* 27,000 liv., suivant l'évaluation de l'abbé Barthélemy,

137. Schultheiß Wengi. (1533.)

Une partie des habitants du canton de Soleure avait embrassé la réforme; il y avait tous les jours un prétexte de nouvelles querelles entre les catholiques et les protestants. Ces derniers refusèrent de payer une amende à laquelle ils avaient été condamnés par les catholiques. Ceux-ci insistèrent. On prit les armes. Déjà un canon était dirigé contre les réformés, lorsque Nicolas de Wengui, avoyer de Soleure, se précipita au-devant du canon et le couvrit de son corps. „Malheureux, leur dit-il, vous voulez verser le sang de vos frères; je ne puis l'empêcher, mais je n'en serai pas le témoin.“ Cette action fit rentrer les furieux dans leur devoir, et ce vertueux citoyen eut le bonheur d'épargner à son pays les horreurs de la guerre civile.

138. Hauptmann d'Assas.

Au combat de Klostercamp (16 Octobre 1760), le chevalier d'Assas, capitaine au régiment d'Auvergne, s'étant avancé pendant la nuit pour reconnaître le terrain, fut saisi par des grenadiers ennemis, embusqués pour surpendre l'armée française. Ces grenadiers l'entourent et le menacent de le poignarder sur-le-champ, s'il fait le moindre cri qui puisse les faire découvrir. M. d'Aassas, sous la pointe de vingt baïonnettes, se dévoue, et crie d'une voix généreuse: „A moi, Auvergne! ce sont les ennemis,“ et tombe à l'instant percé de coups. Le régiment d'Auvergne, instruit par ce moyen de la présence des ennemis, soutint leur premier effort, le repoussa, et il s'ensuivit une victoire complète.

139. Felix Lecouteulx.

Bienheureuse la cité qui a pour magistrat un homme comme celui dont nous allons parler! Le baron Félix Lecouteulx du Moley, auditeur au conseil d'état, fut appelé, en 1810, aux fonctions de préfet de la Côte-d'Or. Jeune encore, il jouissait de tous les biens qui peuvent attacher à la vie en donnant le bonheur sur cette terre: une épouse, digne objet de ses affections, une famille charmante, d'excellents amis; il possédait une fortune honorable, il jouissait de la considération publique, il avait été appelé à un poste élevé.

Vers 1812, une colonne de prisonniers espagnols fut dirigée sur Dijon; le typhus y régnait. Le préfet dut, en un moment, créer un hôpital spécial pour prévenir les dangers de la contagion. Literie, pharmacie, services, il disposa tout en personne, il pourvut à tout. A peine les malades étaient-ils installés dans cet asile, que le typhus y redouble ses ravages. Bientôt une nouvelle cause de désolation vient s'y joindre: un incendie éclate dans le voisinage, le feu gagne

le dortoir des prisonniers. Il fallait transporter les malades sans le moindre retard; en vain le préfet demande des bras, promet des récompenses; personne n'ose s'exposer; les infirmiers eux-mêmes reculent. Le préfet se précipite dans la salle où gisent ces infortunés, quitte ses habits, les charge sur ses épaules, et les met en sûreté; son secrétaire général suit son exemple: les malades sont sauvés!

C'était vers le 20 ou le 24 mars 1812. Le soir même, Félix Lecouteulx ful saisi de l'affreuse maladie; le 1 avril il succomba entre les bras de sa femme et de ses enfants, noble victime d'un rare dévouement. Digne magistrat, il mourut en héros chrétien, fidèle aux leçons et aux exemples d'une mère qui fut le modèle des vertus.

140. Die Herrnhuter.

Pendant la guerre de sept ans, un capitaine de cavalerie commandé pour aller au fourrage, se rendit à la tête de sa troupe dans le quartier qui lui était assigné. C'était un vallon solitaire où l'on ne voyait guère que des bois. Il y aperçoit une pauvre cabane; il y frappe; un vieux hernute à barbe blanche se présente. Mon père, lui dit l'officier, montrez-moi un champ où je puisse faire fourrager mes cavaliers. — Tout à l'heure, répondit l'hernute. Il se met à leur tête, et remonte avec eux le vallon. Après un quart d'heure de marche, ils trouvent un beau champ d'orge. Voilà ce qu'il nous faut, dit le capitaine. — Attendez un moment, lui dit son conducteur, vous serez content. Ils continuent à marcher, et ils arrivent, un quart de lieue plus loin, à un autre champ d'orge. La troupe aussitôt met pied à terre, fauche le grain, le met en trousse et remonte à cheval. L'officier dit alors à son guide: Mon père, vous nous avez fait aller trop loin sans nécessité; le premier champ valait mieux que celui-ci. — Cela est vrai, monsieur, reprit le consciencieux vieillard, mais il n'était pas à moi.

141. Wilhelm Apfel und Antoine Fouquier.

Wilhelm Apfel, soldat prussien, fait prisonnier à la bataille de Iéna, fut envoyé en cantonnement dans les environs de Mèves (Nièvre). Les paysans chez lesquels il demeurait, loin de le traiter en ennemi, lui prodiguèrent des soins capables de lui faire oublier sa captivité; mais rien ne pouvait le distraire du souvenir de son pays et de ses parents. Touché de sa douleur, Antoine Fouquier, fils de son hôte, obtint pour lui un passeport, lui donna 50 francs d'économies qu'il possédait, et lui fournit les moyens de franchir la frontière.

Sept ans après, Antoine Fouquier, servant dans le 4e léger, fut blessé au bras à Leipzig et forcé de se rendre. On

le dépouilla de la plupart de ses vêtements; on lui ôta jusqu'à ses souliers, et il fut, avec quelques-uns de ses compagnons d'infortune, dirigé vers l'intérieur de la Prusse. Il marchait entre deux haies de soldats ennemis, lorsque l'un deux se jette à son cou et l'embrassa avec effusion. C'était Wilhelm, qui avait reconnu son libérateur, et courut aussitôt solliciter sa délivrance. Le récit de la généreuse conduite de Fouquier émut le général prussien, et le jeune Français, mis en liberté, accueilli dans la famille de Wilhelm, ne tarda pas à revoir sa patrie.

142. Der Pfarrer Leger.

Parmi les curés de Paris, chez qui les malheureux trouvent tant de ressources, on distinguait, il y a quelques années, M. Léger, curé de Saint-André-des-Arcs, dont on peut faire l'éloge en deux mots: ***Il a passé sa vie à faire du bien.*** Il n'était pas rare de voir enlever son dîner de sa table pour être porté à des malades qui manquaient de bouillon, et à de pauvres femmes en couches. Il se privait même du nécessaire, et, s'il est vrai qu'il n'y a point de détails de bienfaisance qui soient trop petits pour la sensibilité, il doit être permis de raconter que, dans un hiver très-rigoureux, les sœurs de la charité de sa paroisse, lui ayant représenté qu'il était à peine vêtu avec une soutane usée, le forcèrent, pour ainsi dire, à se couvrir par dessous d'une camisole de laine. Le soir même, il ne l'avait plus. Comme on l'en grondait: „J'ai trouvé, dit-il, dans un grenier, un homme qui était nu; je lui ai donné ma camisole, et j'ai eu assez de ma soutane."

143. Erzbischof Daviau du Bois zu Bordeaux.

Un des derniers archevêques de Bordeaux, le vénérable Daviau-du-Bois-de-Sanzay, était d'une charité inépuisable, donnait tout aux pauvres, et ne se réservait rien. Les personnes attachées à son service ne pouvaient rien obtenir de lui pour ses propres besoins. Il n'avait presque plus de linge de corps; et, quand on lui parlait de le renouveler, il répondait toujours: „Un peu plus tard; nous verrons."

Sa femme de charge, pour lui en procurer, usa de cette ruse ingénieuse: „Je viens, lui dit-elle, vous implorer aussi pour une bonne œuvre. — Et laquelle? ma bonne Jeanette: j'y suis d'avance tout disposé, puisqu'il s'agit de quelqu'un à qui vous vous intéressez.- — Je voudrais, avec votre permission, employer mes moments de loisir à faire quelques chemises pour un bon vieillard qui en a le plus pressant besoin; j'ai pensé que vous seriez assez bon pour fournir la toile; ce serait une charité bien placée, le vieillard est digne

de toutes vos bontés, et n'a de ressources que celles qu'il attend de vous. — De tout mon cœur, s'écrie le bon archevêque: tenez, voilà 200 francs, c'est tout ce qui me reste; prenez-les, et faites des chemises à ce bon vieillard; et s'il a d'autres besoins, recourez à moi, ne craignez pas de m'importuner.“ Par ce moyen, l'archevêque eut des chemises neuves.

144. François Poyer.

Un conducteur de cabriolet de remise, François Poyer, qui stationne depuis dix ans à l'hôtel des Fermes, rue de Grenelle-Saint-Honoré, s'est toujours fait remarquer dans sa profession par une conduite régulière et par des mœurs irréprochables. Il est marié, il a quatre enfants, et n'a, pour soutenir sa famille, que le salaire quotidien qu'il reçoit du propriétaire de sa voiture.

En 1829, une dame vient mettre son jeune fils en sevrage chez lui. Le premier mois fut payé d'avance, mais de longtemps la mère ne revient plus, et l'enfant abandonné reste à la charge de Poyer, dont le travail suffit à peine à nourrir et à élever les siens; mais il n'hésite pas à en garder un cinquième: il supprime le vin de ses repas pour subvenir à cette nouvelle dépense.

Après deux ans, la mère du pauvre enfant reparaît enfin, mais pour le réclamer. On s'en sépare avec peine: on le lui rend sans exiger un juste salaire; mais quand, quelques jours après; l'honnête conducteur va s'informer de la santé de son petit Louis, la mauvaise mère se trouble: elle balbutie, et répond avec embarras que la veille elle a envoyé son fils aux environs de Tours, chez de riches parents qui ont promis d'en prendre soin. La tendresse de Poyer s'inquiète: il soupçonne un mensonge. Il va s'informer à toutes les voitures publiques, et s'assure qu'aucun enfant n'est parti pour Tours à l'époque désignée. Infatigable dans ses recherches, il apprend qu'il en a été exposé un aux portes de la préfecture de police; que de là il a été transféré à l'hospice des Enfants-Trouvés. Il y court, et reconnaît son pauvre nourrisson, faible, souffrant, menacé de perdre la vue. Il le réclame, il veut reprendre son bien: mais les règlements s'y opposent: ils exigent qu'à sa majorité une somme de deux cent cinquante francs lui soit assurée par contrat. Que faire?... Poyer, désolé, consulte sa famille. Elle approuve sa résolution, et le lendemain, 14 septembre 1829, l'acte d'adoption est dressé par M. Champion, notaire. A d'anciennes privations s'ajouteront des privations nouvelles: le mari travaillera plus matin, la femme veillera plus tard, et les deux cent cinquante francs sont assurés. Oh! quel beau jour pour Poyer quand il ramène son cinquième enfant dans ses modestes foyers! Sa mère d'adoption, qui était bien sa véritable

mère, le presse dans ses bras; ses tendres soins lui rendent la santé, et, après douze ans où il n'a reçu que de bonnes leçons et surtout de bons exemples, ses parents adoptifs l'ont mis en apprentissage dans un établissement de menuiserie. Poyer a aujourd'hui soixante-quatre ans. Si son courage est toujours le même, ses forces peuvent le trahir, mais sa vieillesse ne sera point abandonnée: il devra à un des plus grands bienfaiteurs de l'humanité une part du trésor que sa confiance a remis en nos mains, et jamais un plus digne usage n'en aura été fait. L'Académie a accordé à Poyer un prix de trois mille francs.

145. Der heilige Vincent de Paul. (1576—1660.)

Saint Vincent de Paul était curé à Châtillon en 1617. Un jour de fête, comme il était prêt à monter en chaire, une dame l'arrêta un moment et le pria de recommander aux charités de ses paroissiens une famille extrêmement pauvre, dont la plupart des enfants et des domestiques étaient tombés malades dans une ferme éloignée d'une demi-lieue de Châtillon. Il le fit avec cette onction qui lui était naturelle, et qui semblait redoubler toutes les fois qu'il s'agissait de l'intérêt de ceux qui étaient dans la misère. Il établit avec beaucoup de force la nécessité de secourir les pauvres, surtout quand la maladie se trouve jointe à l'indigence, et qu'ils sont hors d'état de se soulager eux-mêmes, comme l'étaient ceux qu'il leur recommandait.

Après la prédication, un grand nombre de ceux qui l'avaient entendue sortirent pour aller visiter ces pauvres gens; personne n'y alla les mains vides; les uns leur portèrent du pain, les autres du vin, de la viande et autres choses semblables. Saint Vincent y alla lui-même après les offices, avec quelques-uns des habitants de Châtillon. Comme il ne savait pas que tant d'autres y fussent déjà allés avant lui, il fut fort surpris de rencontrer dans le chemin une multitude de personnes qui revenaient par troupes, et dont quelques-unes se reposaient sous des arbres, parce que la chaleur était excessive. Il loua leur zèle, mais il ne le trouva pas assez sage: *Voilà*, dit-il, *une grande charité; mais elle n'est pas réglée. Ces malades auront trop de provisions à la fois, cette abondance même en rendra une partie inutile. Celles qui ne seront pas consommés sur-le-champ se gâteront et seront perdues, et ces pauvres malheureux retomberont bientôt dans leur première nécessité.*

Cette première réflexion porta saint Vincent, qui avait un esprit d'arrangement et de système, à examiner par quel moyen on pourrait secourir avec ordre non-seulement cette famille affligée, qui était alors l'objet de son zèle, mais tous ceux qui dans la suite se trouveraient dans une nécessité semblable. Il en conféra avec quelques femmes de sa

paroisse qui avaient du bien et de la piété. Chacun voulut avoir part à une si bonne œuvre, et le saint, pour profiter de ces heureuses dispositions, dressa un projet de règlement dont it voulut qu'on fît l'essai pendant quelque temps, avant que d'y faire mettre le sceau de l'approbation des supérieurs ecclésiastiques. Saint Vincent avait une maxime qu'il suivait toujours: il était persuadé qu'un homme sage doit ajuster ses idées à l'expérience, et qu'il y a mille choses qui, quoique fort belles dans la spéculation, ne sont ni possibles ni avantageuses dans la pratique. Ce ne fut que lorsqu'une expérience de trois mois lui eut fait connaître qu'il n'y avait rien à risquer, que saint Vincent demanda et obtint l'approbation supérieure. Cette association reçut le nom de *Confrérie de la Charité.* Le règlement dit:

„Les personnes qui s'uniront ensemble pour soulager les pauvres malades, se proposeront Jésus-Christ pour modèle. Elles se souviendront que ce divin Sauveur, qui est la charité même, n'a rien commandé avec plus d'instance que la pratique des œuvres de miséricorde, et qu'il l'a proposée à tous les chrétiens par ces paroles: *Soyez miséricordieux comme votre Père est miséricordieux*; et par celles-ci encore: *Venez, les bien-aimés de mon Père, possédez le royaume qui vous a été préparé dès le commencement du monde; car j'ai eu faim, et vous m'avez donné à manger; j'ai été malade, et vous m'avez visité.*

„On n'admettra à cet emploi de charité que des femmes et des filles dont la vertu et la sagesse soient reconnues. Les unes et les autres n'y seront reçues que du consentement des personnes dont elles dépendent. Elles n'auront d'autre nom que celui de servantes des pauvres, et elles se feront gloire de le porter.

„. . . On préparera la nourriture des malades, et on les servira de ses propres mains. On en usera à leur égard comme une mère pleine de tendresse en use à l'égard de son fils unique. On leur dira quelque petit mot de Notre-Seigneur, et on tâchera de les égayer et de les réjouir, s'ils paraissent trop frappés de leur mal."

Ainsi s'établit à Châtillon la première confrérie de la Charité. Il serait difficile de rapporter tout le bien qu'elle produisit, les conversions dont elle fut la source, et les secours qu'en reçurent les pauvres. Les habitants des lieux voisins en établirent bientôt de semblables chez eux. L'homme de Dieu, que ses premiers succès avaient surpris et encouragé, multiplia sa pieuse association pendant toute sa vie, autant qu'il le put faire. En peu d'années, il l'établit en plus de trente paroisses environnantes. C'est de là qu'elle passa en Lorraine, en Savoie, en Italie, et en tant d'autres lieux.

Comme le saint prêtre avait un attrait particulier pour les pauvres de la campagne, qui, communément, sont les plus

abandonnés, il ne pensa pas d'abord à introduire la nouvelle confrérie dans les villes considérables. Cependant il se trouva bientôt obligé de l'établir dans la capitale même du royaume. Quelques dames qui avaient des maisons de campagne dans l'Ile-de-France et dans les provinces voisines, où le saint avait fait des missions, virent et admirèrent les grand biens qui naissaient d'une si sainte association: elles se rappelaient en même temps qu'il y avait dans Paris un grand nombre d'artisans et d'ouvriers que la honte ou d'autres raisons empêchaient de se faire porter à l'hôpital lorsqu'ils tombaient malades, et que ces sortes de personnes, à qui tout manque dès qu'elles sont hors d'état de travailler, se trouvaient en un ou deux jours réduites à l'état le plus fâcheux, n'ayant ni ressources, ni appui, ni consolation. Elles en parlèrent à MM. les curés, et leur proposèrent l'établissement de la confrérie de la Charité, comme un moyen propre à arrêter le mal sur lequel ils gémissaient eux-mêmes depuis longtemps. Plusieurs d'entre eux en conférèrent avec le saint, persuadés qu'il y avait une bénédiction particulière attachée à toutes les œuvres qui passaient par ses mains; ils le prièrent de se charger de l'entreprise et d'ajouter à son premier plan ou d'en retrancher tout ce qu'il jugerait à propos, en égard à la diversité des lieux et des personnes. Le saint homme le fit avec cette activité qui lui était naturelle quand il s'agissait de l'intérêt des pauvres. La première paroisse où il établit la confrérie de la Charité, fut celle de Saint-Sauveur. De là elle se répandit avec tant de rapidité dans les autres paroisses de Paris, qu'il fut aisé d'apercevoir que cette œuvre était du nombre de celles que Dieu prend sous sa protection.

Il y avait environ dix-sept ans que saint Vincent de Paul avait établi les confréries de la Charité en faveur des pauvres malades. Les femmes d'un rang élevé de la société voulurent être agrégées à cette pieuse association. Mais ce qui rendit ces confréries plus brillantes, contribua peu à peu à les rendre moins utiles. Les premières dames qui s'y étaient engagées, l'avaient fait par choix, et elles servaient les pauvres en personne. Il n'en fut pas ainsi de celles qui les remplacèrent: quelques-unes y entrèrent parce que c'était la mode, d'autres agirent par des motifs plus purs; mais leur position d'épouses et de mères ne leur laissa pas la liberté dont elles avaient besoin. Les unes et les autres s'en rapportèrent donc à leurs domestiques, et l'on voyait chaque jour dépérir cet établissement. Pour remédier à ce désordre, on jugea qu'il était nécessaire d'avoir des *servantes* qui, uniquement occupées du soin des pauvres infirmes, leur distribuassent chaque jour la nourriture et les médicaments selon l'exigence de leurs maladies. Pour exécuter ce projet, il fallait, avant toutes choses, trouver des personnes qui

voulussent s'y prêter; il fallait encore, après les avoir trouvées, les former et les rendre propres à cet emploi, qui demande beaucoup de capacité et de vertu, et plus de vertu que de capacité.

Plusieurs filles se présentèrent au saint. Il en choisit trois ou quatre qu'il jugea les plus propres à bien faire; il les mit, sur la fin de l'année 1633, entre les mains de Mlle Legras, que sa charité pour les pauvres consumait. Elle les reçut, les logea et les entretint dans sa maison, où elle ne négligea rien de tout ce qui pouvait contribuer à les rendre capables de ce qu'on attendait d'elles. Ces premières filles, que les besoins pressants des pauvres ne permirent pas de garder longtemps, édifièrent toutes les paroisses où on les envoya. Leur modestie, leur douceur, leur empressement à soulager les malades, et la sainteté de leur vie, charmèrent ceux qui en furent témoins. De si beaux exemples frappèrent, et bientôt d'autres jeunes personnes vinrent s'offrir pour rendre comme elles leurs humbles services à Dieu dans la personne de ses pauvres.

Voilà quels furent les commencements de cette compagnie de vierges qui, sous le nom de Sœurs de la Charité, a aujourd'hui plus de quarante maisons dans la seule ville de Paris. L'intention du fondateur n'avait été d'abord que d'aider dans les paroisses ceux des malades qui étaient dépourvus des secours nécessaires, mais plus tard il chargea ces pieuses filles de l'éducation des enfants trouvés, de l'instruction des jeunes filles, du soin d'un grand nombre d'hôpitaux, et même des criminels condamnés aux galères. Comme ces diverses occupations font en quelque sorte d'une seule compagnie plusieurs communautés, le saint prêtre leur prescrivit des règles et générales et particulières pour diriger et soutenir le corps tout entier, et les différentes parties qui le composent. Les constitutions qu'il a dressées à cet effet sont un chef-d'œuvre de prudence et de sagesse.

Quoiqu'elles ne soient, dit-il, ni ne puissent être religieuses cloîtrées, elles doivent cependant mener une vie aussi parfaite que l'est celle des plus saintes religieuses dans leurs monastères; car pour elles, *elles n'ont ordinairement pour monastères que les maisons des malades; pour cellule, qu'une chambre de louage; pour chapelle, que l'église de leur paroisse; pour cloître, que les rues de la ville ou les salles des hôpitaux; pour clôture, que l'obéissance; pour grille, que la crainte de Dieu; et pour voile, que la sainte modestie.*

Les filles de la Charité ne font que des vœux simples et ne les prononcent pour la première fois qu'après cinq années d'épreuve. Pour les retenir dans une juste dépendance, et leur laisser en même temps tout le mérite d'une pleine liberté, elles ne les font chaque fois que pour un an, et la liberté qu'elles ont d'en sortir n'a presque servi jusqu'à

présent qu'à les y attacher par des nœuds et plus constants et plus inviolables.

Ces règlements, après avoir été pratiqués pendant près de vingt années, furent approuvés par l'archevêque de Paris, le cardinal de Retz, et le roi les confirma par ses lettres-patentes en 1657. Cette admirable institution a continué de répandre ses bienfaits pendant l'intervalle de temps qui a vu supprimer les congrégations religieuses, et même pendant les violents orages qui ont exposé ses membres à des persécutions. Rétablie avec une existence légale par le gouvernement impérial, par le décret du 8 février 1809, elle possède aujourd'hui plus de trois cents établissements en France; elle s'est étendue en Belgique et dans tous les pays voisins, et a envoyé des colonies au-delà des mers. Que de milliers de pauvres, de malades, de veuves et d'orphelins doivent aujourd'hui à la charité et à la sagesse de saint Vincent de Paul les secours temporels et spirituels qu'ils reçoivent de ces pieuses filles qui continuent si dignement l'œuvre de leur saint fondateur!

146. Bischof Belsunce zu Marseille.

Henri-François-Xavier de Belsunce de Castel-Maron naquit le 4 décembre 1671, au château de la Force, en Périgord, d'Armand de Belsunce, marquis de Castel-Maron, baron de Gavaudan, etc., et d'Anne de Caumont-Lauzun. Le jeune Belsunce, quand il eut terminé ses études à Paris, au collége de Louis-le-Grand, entra dans la compagnie de Jésus, qui dirigeait ce collége. Il fut appelé au siége épiscopal de Marseille, le 19 janvier 1709, mais il ne fut sacré que l'année suivante (31 mai 1710). Ce fut dix années après que, dans ce même mois et presque à pareil jour (27 mai 1720), la peste, éclatant à Marseille, devait immortaliser le nom de l'évêque Belsunce.

Ce fut le 25 mai 1720, que le vaisseau d'un capitaine Chatard, arrivant de Séide, de Tripoli, de Syrie et de Chypre, aborda aux îles du château d'If, après avoir perdu six hommes de son équipage pendant sa traversée. Le 27, un des matelots meurt à bord; le 12 juin, la garde de quarantaine sur ce navire succombe. Ce n'est que vers le 23 juin que la peste se communique à des portefaix, et c'est du 10 au 15 juillet seulement que le fléau se propage dans la ville. Dès le milieu du mois d'août, la ville de Marseille offrait déjà le tableau que trace son évêque dans l'un de ses mandements. „Sans entrer dans le secret de tant de maisons désolées par la peste et par la faim, où l'on n'entendait que des gémissements et des cris, où des cadavres, que l'on n'avait pu faire enlever, pourrissant depuis plusieurs jours auprès de ceux même qui n'étaient pas encore morts, et souvent dans le même lit, étaient pour ces malheureux un

supplice plus dur que la mort elle-même. Sans parler de toutes les horreurs qui n'ont pas été publiques, de quels spectacles affreux, pendant quatre mois, n'avons-nous pas été et ne sommes-nous pas encore les témoins! Nous avons vu tout à la fois toutes les rues de cette ville bordées des deux côtés de morts à demi pourris, et si remplies de hardes et de meubles pestiférés, jetés par les fenêtres, que nous ne savions où mettre les pieds. Toutes les places publiques, toutes les portes des églises étaient traversées de cadavres entassés, et, en plus d'un endroit, mangés par les chiens. Combien de fois, dans notre très-amère douleur, nous avons vu ces moribonds tendre vers nous leurs mains tremblantes; pour nous témoigner leur joie de nous revoir encore une fois avant de mourir, et nous demander ensuite avec larmes notre bénédiction et l'absolution de leurs péchés.“

Le 31 août, les hôpitaux de la peste ne sont plus assez grands pour recevoir le nombre de malades qui s'y présentent en foule. Sitôt que, dans une maison, une personne se sent frappée de ce mal, elle devient à l'instant un objet d'horreur et d'effroi à ceux même qui sont les plus proches. La nature oubliant les lois de la chair et du sang, on prend le barbare parti ou de jeter le pauvre malade hors de la maison ou de s'enfuir, l'abandonnant tout seul, sans secours, en proie à la maladie, à la faim, à la soif, à tout ce qui peut rendre la mort plus cruelle. Les femmes en usent ainsi envers leurs maris, les maris envers leurs femmes, les enfants envers leurs pères et mères, et ceux-là envers leurs enfants. De là vient que l'on voit ce nombre infini de malades de tout âge, de toute condition étendus dans les rues et les places publiques.

A la date du 4 septembre, presque tous les religieux et prêtres qui assistaient les pestiférés ont péri. On compte déjà parmi ces victimes quarante-deux capucins, trente-deux observantins, vingt-neuf récollets, vingt-deux augustins réformés, vingt-un jésuites, dix carmes déchaussés, et la plupart des vicaires des chapitres et des paroisses. Le clergé Marseillais n'a qu'à prendre exemple sur son évêque. Dès le commencement de la contagion, on l'a pressé de sortir de la ville pour tâcher de se conserver au reste de son diocèse; il a rejeté tous ces conseils; il reste avec une fermeté inébranlable prêt à donner sa vie pour son troupeau; mais il ne se borne pas à rester prosterné au pied des autels, et à lever les mains au ciel: sa charité est active, il est tous les jours sur le pavé de tous les quartiers de la ville, et va partout visiter les malades dans les plus hauts et les plus sombres appartements des maisons, dans les rues, à travers les cadavres, sur les places publiques, sur le port, sur le cours. Les plus misérables, les plus abandonnés, les plus hideux, sont ceux auxquels il va avec le plus d'empressement

et sans craindre ces souffles mortels qui portent le poison. Il les approche, les confesse, les exhorte à la patience, les dispose à la mort, verse dans leurs âmes des consolations célestes, et laisse à tous des fruits abondants de sa généreuse charité, répandant de l'argent partout. Plus de 25,000 écus (en deux mois) ont déjà coulé de ses mains, et il cherche encore à tout engager, pour en pouvoir répandre davantage. La mort a respecté ce nouveau Charles Borromée, mais elle l'a toujours environné et a fauché jusque sous ses pieds. La peste gagne son palais: la plupart de ses officiers et domestiques en sont frappés. Il est contraint d'aller prendre retraite en l'hôtel du premier président. La peste l'y poursuit encore, et n'attaque pas seulement le reste de ses domestiques, mais deux personnes qui lui sont très-chères par leur mérite distingué, et qui sont ses aides dans ses saintes peines, le père de La Fare, jésuite, et le sieur Bougerel, chanoine de la Mayor. S'il a la consolation de voir échapper le premier, il a la douleur de voir expirer l'autre; tout cela cependant ne l'ébranle pas.

L'extrait suivant d'une réponse du pieux prélat au chanoine Plomet, de Montpellier, peut donner quelque idée de la sérénité et de la modestie de l'intrépide Belsunce. Cette réponse est du 18 octobre.

„Il est vrai, monsieur, qu'étant enveloppé, depuis quatre mois, des ombres de la mort, voyant sans cesse des morts et des mourants, voyant chaque jour abattre à mes côtés tout ce qui m'approche de plus près, ayant perdu tous ceux qui avaient le zèle de venir avec moi confesser les malades exposés dans les rues, il est vrai que je suis digne de toute votre compassion; mais je ne mérite en aucune façon toutes les louanges que vous me prodiguez. Je n'ai point vendu ma crosse, ni ma vaisselle, comme on vous l'a dit, monsieur; je n'ai point de vaisselle et je n'ai trouvé aucun acheteur de mes meubles et autres choses que je voulais vendre. Ainsi il m'a fallu recourir à d'autres moyens qui m'ont été plus efficaces, et mes proches et mes amis ont eu la charité de me secourir dans cette triste occasion; de sorte que, par la grâce du Seigneur, quoique je n'aie pu rien vendre, j'ai pu secourir mon cher troupeau . . . Le mal, Dieu merci, est très-considérablement diminué: je vais partout à présent sans trouver de cadavres ni de malades à confesser, rien que des aumônes à faire, et nous commençons à respirer; mais la main du Dieu de justice s'appesantit encore sur moi: j'ai perdu onze personnes chez moi, j'en ai encore cinq malades. Dieu vient de m'enlever le seul de mes chanoines qui avait eu le zèle et l'amitié de ne me pas quitter, etc.“

Ce fut le 1 novembre, fête de tous les saints, que le pieux évêque, émule de saint Charles Borromée, qui en avait donné l'exemple dans Milan, à pareil jour de la Toussaint,

sortit en procession, nu-pieds et portant la croix entre ses bras en la corde au cou, comme se chargeant de tous les péchés du peuple, et célébra la messe en public, sur un autel qu'il avait fait dresser au bout du cours, du côté de la porte d'Aix. L'exhortation qu'il adressa aux assistants fut souvent interrompue par ses larmes et celles de l'auditoire.

La cour, croyant récompenser Belsunce, lui offrit, en 1723, l'évêché de Laon, avec le titre de duc et la seconde pairie de France. Le duc de Saint-Simon, qui a traité Belsunce avec beaucoup de dureté dans ses Mémoires, rend hommage du moins au désintéressement dont le prélat fit preuve en cette circonstance. Belsunce, six ans après, refusa de même l'archevêché de Bordeaux (1729), et fut enfin décoré du *Pallium* par le pape Clément XII (1731). Belsunce, chéri et vénéré des Marseillais, termina au milieu d'eux sa longue et honorable carrière, le 4 juin 1755.

147. Erzbischof d'Apchon zu Auch.

Une nuit, à Auch, un incendie éclata dans le voisinage de l'église métropolitaine: le ciel était si rouge près de l'église qu'on aurait cru que c'était elle qui brûlait. L'incendie avait déjà dévoré deux maisons, et venait d'envahir celle d'un marchand d'huile: là le brasier était devenu si ardent que la foule se tenait à l'écart.

C'était en vain que les plus intrépides soldats voulaient pénétrer dans la maison d'où l'on entendait sortir ces cris lamentables: „Sauvez-nous! sauvez-nous!“ Ils allaient bien aussi près que possible; mais, arrivés près des murailles enflammées et croulantes, l'ardeur du feu était telle qu'ils reculaient malgré eux. Des officiers, voulant donner l'exemple à leurs hommes, dirent: „Eh bien! nous allons monter sur les murs!“ Et ils tentèrent de le faire; mais eux aussi furent contraints de reculer.

Les pompiers, si intrépides, avaient fait des prodiges de courage, mais s'arrêtaient également devant ce qui semblait impossible à tous; et l'on entendait cependant toujours la voix d'une femme qui criait: „Sauvez-nous! sauvez mon enfant!“

Au commencement il y avait eu bien des voix qui, de cette maison, avaient appelé au secours; à présent on n'entendait plus, au milieu du pétillement des flammes, du craquement et du croulement des poutres, que la voix de cette mère et de son enfant; les autres habitants de la maison avaient péri. Un instant on l'avait vue apparaître avec son fils au premier étage.

L'archevêque d'Auch, M. d'Apchon, était arrivé depuis quelque temps en face de la maison qui brûlait: tant qu'il

avait pu, il avait travaillé à la chaîne et exhorté la foule. „Vingt-cinq louis, cria-t-il, vingt-cinq louis à celui qui sauvera cette femme et son enfant!“

On entendit la voix du prélat. Plusieurs hommes du peuple firent quelques pas vers le feu et reculèrent bientôt.

„Cinquante louis à celui qui arrachera aux flammes le petit enfant et sa mère!“ cria plus haut encore l'archevêque.

La foule écouta et ne remua pas. Alors, à la lueur de l'incendie, on vit le magnanime prélat tremper un drap dans un seau d'eau, s'en envelopper, porter, avec l'aide d'un ou deux hommes, une échelle contre les murailles de la maison, et, faisant le signe de la croix, entouré de son long drap blanc mouillé, monter à l'échelle.

Tous les cœurs, à ce spectacle, palpitaient d'admiration et de crainte. La foule, fixant sur le courageux archevêque ses yeux avides et inquiets, le vit parvenir à une croisée toute rouge de flammes, et puis elle ne vit plus rien. Alors elle fut glacée d'effroi. Mais Dieu n'avait pas voulu que tant de charité fût vaine; un groupe apparut à la croisée: c'était l'archevêque, la femme et le petit enfant. Oh! quelle joie à cette vue! Les voilà descendant l'échelle.

L'archevêque, jetant de dessus ses épaules son drap à moitié brûlé, était tombé à genoux pour remercier Dieu; puis, se relevant, il dit à la pauvre mère, ruinée par l'incendie: „Madame, j'avais promis cinquante louis à celui qui vous sauverait: je les ai gagnés, je les donne à votre enfant.“

148. Der Bauer zu Verona.

Dans un débordement de l'Adige, le pont de Vérone fut emporté, une arcade après l'autre. Il ne restait plus que l'arcade du milieu, sur laquelle était une maison, et dans cette maison demeurait une famille entière. Du rivage on voyait cette famille éplorée tendre les mains, demander du secours. Cependant la force du torrent détruisait à vue d'œil les piliers de l'arcade. Dans ce péril, le comte Spolverini propose une bourse de cent louis à celui qui aura le courage d'aller sur un bateau délivrer ces malheureux. Il y avait à courir le danger d'être emporté par la rapidité du fleuve, ou de voir, en abordant au-dessous de la maison, crouler sur soi l'arcade ruinée. Le concours du peuple était innombrable, et personne n'ose s'offrir. Dans ce moment passe un jeune villageois; on lui dit quelle est l'entreprise proposée, et quel sera le prix du succès. Il monte sur un bateau, gagne à force de rames le milieu du fleuve, aborde, attend au bas de la pile que toute la famille, père, mère, enfants et vieillard, se glissant le long d'une corde, soient descendus dans le bateau. „Courage, dit-il, vous voilà sauvés.“ Il rame, surmonte l'effort des eaux, et regagne enfin le rivage.

Le comte Spolverini veut lui donner la récompense promise. „Je ne vends point ma vie, lui dit le villageois; mon travail suffit pour me nourrir, moi, ma femme et mes enfants; donnez cela à cette pauvre famille, qui en a plus besoin que moi.“ En disant ces mots, il se perd dans la foule.

149. Kaiser Franz I.

Dans une inondation du Danube, un faubourg de Vienne était menacé du danger le plus imminent. Les glaces et le bois que le fleuve charriait, intimidaient ceux qui auraient pu porter du secours. L'empereur François I de Lorraine, mort en 1765, était témoin et du danger et du découragement. Il s'élance dans un bateau, en disant: „Je me flatte qu'en me voyant marcher le premier on me suivra.“ L'exemple du prince touche tout le monde, et les malheureux sont sauvés.

150. Herzog Leopold von Braunschweig.

Le 27 avril en 1783, les eaux de l'Oder montèrent à une hauteur prodigieuse, les ponts furent bientôt renversés, de sorte que toute communication entre Francfort et le faubourg de la digue se trouva absolument coupée, et l'inondation ne tarda pas à causer des ravages affreux. Le duc Léopold avait ce matin-là rassemblé son régiment, et lui avait fait exécuter les manœuvres ordinaires hors de la ville; mais voyant le grand péril auquel étaient exposés les habitants du faubourg, il le congédia et ordonna que chacun volât, autant qu'il était en son pouvoir, au secours et à la délivrance de ces infortunés. Lui-même courut au faubourg de Guben, pour aider quelques membres du conseil à trouver des barques de pêcheurs. Le duc voulait déjà s'embarquer pour se rendre au faubourg de la digue, mais les instances des conseillers furent si pressantes qu'ils l'empêchèrent d'exécuter son projet. Deux soldats se jetèrent à ses pieds et le conjurèrent de ne point s'exposer à un si grand danger. Ce fut là que le prince prononça ces paroles: „Ne suis-je pas un homme aussi bien que vous?“ Enfin, ne pouvant plus résister à leurs prières, il retourna vers la ville, et vit à la porte de l'Oder les ravages de l'eau qui allaient en croissant. Lorsqu'il aperçut le renversement de diverses maisons au faubourg de la digue, il fit éclater, par ses paroles et sur sa physionomie, les sentiments de compassion et d'humanité qu'il éprouvait.

Vers midi, ne pouvant résister au désir de sauver peut-être quelques personnes, qui suivant toute probabilité avaient été enveloppées dans la chute des maisons, et qu'on pouvait encore retirer de dessous les débris, il se rendit à la porte

des pêcheurs et s'élança dans une barque. Le batelier lui représenta la grandeur du danger, mais le duc persista. Alors la barque, conduite par trois bateliers, s'éloigna de la rive; elle traversa le pont avec assez de bonheur sous les yeux d'une multitude de personnes qui ne regardaient le prince qu'en frémissant; mais la rapidité de l'Oder ayant emporté la barque trop loin, l'entraîna vers la rupture de la digue. La barque heurta contre un arbre près de la rupture; le duc chancela et sauta vers le milieu du bateau: il en serait peut-être échappé, mais la barque heurta de nouveau avec tant de violence contre un saule qu'elle chavira, et le duc étant tombé malheureusement dans un tournant d'eau, une grosse vague le couvrit. En vain on lui tendit, on lui jeta à l'instant des rames, des perches, des cordes: le courant terrible ne permit pas que ni hommes ni secours pussent arriver jusqu'à lui. Sa disparition et le chavirement de la barque qui la précéda, ne durèrent tout au plus que deux minutes. Les trois pêcheurs remontèrent bientôt du fond de l'eau sur la surface et gagnèrent le saule, auquel ils se tinrent jusqu'à ce qu'on vint à leur secours. Le duc fut le seul homme qui perdit la vie dans cette grande inondation.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mager, Karl, / Mager, Karl, / Schlegel, K.

Französisches Elementarwerk Lehr- und Lesebuch für Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht

Bd.: 2,1

1862

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB Fa 26(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11419791-5